This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

6-15-71

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

6-15-71

MORIZ HAUPT

ALS ACADEMISCHER LEHRER.

MIT

BEMERKUNGEN HAUPTS

zu Homer, den Tragikern, Theokrit, Plautus, Catull, Properz, Horaz, Tacitus, Wolfram von Eschenbach,

und einer

BIOGRAPHISCHEN EINLEITUNG

von

Christian Belger.

GYMNASIAL BIBLIOTHEK ZU TORGAU

BERLIN, 1879.
VERLAG VON W. WEBER.

PA 85
H34B4

ADOLF KIRCHHOFF

in treuer Gesinnung

zugeeignet.

Vorwort.

Die folgenden Blätter sind nicht geschrieben, um Moriz Haupt zu preisen, — dies ist nicht nöthig und käme mir nicht zu; auch eine reflectirende Betrachtung über ihn sollen sie nicht geben, — sie würde denen, welche ihn nicht gekannt haben, wenig nützen; eine wissenschaftliche Biographie zu bieten, welche erschöpfend darstellte, wie die Bedingungen der Zeit auf ihn wirkten und wie er wiederum auf seine Zeit, — dazu reichen meine Kenntnisse nicht aus, und zum Helden einer solchen Biographie würde selbst in Haupts Sinne besser Lachmann gewählt werden. Eine Seite des vielseitigen aber, und nicht die am wenigsten bedeutende, getraute ich mir darzustellen.

Der Wunsch, für die eigene Belehrung das Bild des verehrten Mannes mir klar vor Augen zu stellen, gab den ersten Anlass zu dieser Arbeit: sie will die Ziele und die Methode von Haupts academischer Lehrthätigkeit schildern, und so schildern, dass auch die, welche noch gern seinen Worten lauschen möchten, einigen Ersatz fänden. Indem ich mich bemühte, Haupts eigenen, unzweideutigen Aussprüchen folgend, die Punkte hervorzuheben, auf welche es ihm wesentlich ankam, und zu der Darstellung mich möglichst erschöpfend seiner eigenen Worte bediente, glaubte ich dies Ziel erreichen zu können.

Quellen waren in erster Linie eigene stenographische Aufzeichnungen, controlirt und in reichem Masse ergänzt durch Haupts grossentheils sehr genau ausgearbeitete Collegienhefte, die mir Herr Stadtrichter Dr. Beseler, Haupts Schwiegersohn, in liberalster Weise zur Verfügung stellte. Dazu kommen die von Wilamowitz trefflich

herausgegebenen Opuscula und eine reichliche Anzahl von Recensionen Haupts, meist aus seiner früheren Zeit, welche in die opuscula nicht aufgenommen sind. Von Nekrologen sind mir bekannt geworden: 1) Kirchhoffs Gedächtnissrede, gehalten am 1. Juli 1875 in der Ac. d. Wissenschaften zu Berlin, 2) Gustav Freytags, seines langjährigen Freundes, warm empfundene Worte im Neuen Reich 1874, Heft 9, p. 347 ff., 3) Scherers kurzer, aber ausgezeichneter Nekrolog in der Wiener deutschen Zeitung 1874, No. 765 und 768, 4) Prantls Nekrolog in den Sitzungsberichten der kgl. bairischen Ac. d. W. zu München, phil.-hist. Classe, 1874, Heft II, p. 164 ff., 5) der von Julian Schmidt in den Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit, Bd. IV (1875), p. 359—365. Schmidt findet, dass Haupt das Leben zu ernst genommen hat. Besonders über Haupts Thätigkeit auf dem Gebiete der altdeutschen Philologie handeln 6) Zacher in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. V, p. 445 ff., 7) Steinmeyer in der Leipziger illustrirten Zeitung 1874, No. 1602, 8) Bartsch, wenig günstig gestimmt, in Pfeiffers Germania Bd. XIX (neue Reihe Bd. VII), p. 238—242. In demselben Bande p. 373—377 wird von Ignatius eine Uebersicht der germanistischen Thätigkeit Haupts mit einem unvollständigen [1]) Verzeichnisse der germanistischen Recensionen gegeben.

Von Briefen sind bisher nur veröffentlicht die an Ferdinand Wolf in den Sitzungsberichten der kais. Ac. d. W. zu Wien phil.-hist. Classe 1874, Bd. LXXVII, p. 97 ff.; auch in besonderem Abdrucke Wien 1874 bei Karl Gerolds Sohn. Von ungedrucktem Material durfte ich durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Beseler einsehen die Briefe Meusebachs und Lachmanns an Haupt, die nachgelassenen Papiere von Haupts Vater, meist Gedichte, und vereinzelte Briefe Verschiedener an Haupt. Denn vollständig erhalten sind nur die Briefe Lachmanns; seine eigenen Briefe an den Freund scheint Haupt, als er im Jahre 1851 dessen Nachlass ordnete, vernichtet zu haben, ebenso hat er die meisten der an ihn gerichteten Briefe vernichtet. Von anderer Correspondenz hatte ich nur Proben. Mit G. Hermann und Mommsen lebte er meist an demselben Orte, so dass der Briefwechsel schon darum ein spärlicher war. Nach Abschluss der Arbeit erhielt ich mit vieler Mühe die Briefe Haupts

[1]) Ignatius kennt von den Recensionen in den Blättern für litterarische Unterhaltung nur die vom Jahre 1831, die aus dem Lausitzischen Magazin (was auch nicht anders möglich war), und dem litterarischen Centralblatt gar nicht. Vgl. Beilage B.

an Hoffmann von Fallersleben. Sie haben einen besonderen Werth für die Geschichte der von beiden herausgegebenen altdeutschen Blätter und zeigen Haupt als den geschulten Philologen, der nur kritisch bearbeitete Texte gibt, gegenüber Hoffmann, der sich leicht mit dem Abdruck von Handschriften begnügt. Auch für die Geschichte der deutschen Philologie in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre sind sie von nicht geringem Interesse und lassen die edle, liebenswürdige Persönlichkeit des jungen Haupt in helles Licht treten; doch würde die hier gegebene Darstellung auch mit ihrer Benutzung in keinem wesentlichen Punkte eine andere geworden sein. Für die Beilagen B und C sind sie noch ergiebig gewesen.

Vorausgeschickt ward eine biographische Skizze, bei der es mir wesentlich darauf ankam, den Leser in die geistige Atmosphäre Hermanns, Haupts, Lachmanns einzuführen und deren Charaktere in bezeichnenden Belegen sich selbst darstellen zu lassen. Reichliche Erkundigungen mussten dabei den Mangel genauerer persönlicher Bekanntschaft ersetzen[1]). Für viele Freundlichkeit habe ich darum vielen zu danken, vor allem Gustav Freytag, welcher durch Ueberlassung von Briefen wie durch eigene Darstellung dieser Einleitung einen besonderen Schmuck hinzugefügt hat. Trotzdem blieb das Material für die verschiedenen Zeiten ein sehr ungleiches, für die lange Zeit in Berlin z. B. fehlte es mir fast ganz an Quellen, und besonders darum ist auch die Darstellung etwas ungleich geworden.

Beilage B gibt ein Verzeichniss der Recensionen Haupts, soweit ich ihnen nachkommen konnte, mit charakteristischen Proben. Sie soll eine Ergänzung zu den opusculis bilden.

Haupts eigene Worte sind in längeren Abschnitten durch Anführungszeichen kenntlich gemacht, meine Zusätze im Zusammenhange fremder Rede in eckige Klammern [ ] eingeschlossen.

Dass die Darstellung auf das Bedeutende und Wesentliche als auf das Bleibende sich beschränkt, Aeusserliches und Zufälliges als das Vergängliche nur beiläufig behandelt, bedarf keiner Rechtfertigung.

Der Polemik habe ich mich enthalten.

Herr Prof. v. Wilamowitz-Moellendorff hat mir auf Anfragen freundliche Auskunft ertheilt, meine Freunde Bruchmann und Hin-

---

[1]) Vgl. p. 309.

richs haben mit fördernder Theilnahme die Arbeit begleitet. Ic
gedenke zum Schlusse des immerverehrten Mannes, dessen Name
der Spitze dieses Buches steht, sowie eines anderen, der Hau
in treuer Freundschaft zugethan war und um seinetwillen auch m
Freundliches erzeigte: mit mir betrauern viele den vorzeitigen T
Rudolf Herchers.

So gehet aus, ihr Blätter. Mag es euch gelingen, einen Na
hall der warmen Begeisterung zu erwecken, die euch hervorrief, ge
aus und wirket Gutes!

Berlin, d. 27. Dcbr. 1878.

Christian Belger.

Inhalt.

Vorwort V—VIII.
Biographisches 1—68.
Moriz Haupt als academischer Lehrer 69—317.
Allgemeine Formel: Haupts Ziel ist, Methode zu lehren 69—73.

I. Allgemeine Voraussetzungen des philologisch-historischen Studiums 74—112.

a. Ethische.
1) subjectiv: die Wissenschaft eine sittliche Aufgabe 74—79.
2) objectiv: Unterordnung der Einzelwissenschaft unter die Gesamtwissenschaft —81.
Haupts Polemik —84.

b. Intellectuelle: der historische Sinn.
1) Die Sprachbetrachtung 85—106.
Haupt und Gottfried Hermann 85—89. Bedeutungsgeschichte der Worte —93. Bedeutung und Verwendung —95. Psychologische Betrachtung —97. Vergleichende Sprachwissenschaft —102. Vergleichende Mythologie —103. Völkerpsychologie —105. Haupt und Lachmann —106.
2) Allgemeine geschichtliche Betrachtung 106—110.
a) historisch gerechtes Urtheil —108. b) historisch objectives Urtheil —109. Praktische Anwendung auf die Gegenwart —111. Das Historische und das Absolute —112.

II. Besondere Voraussetzungen des philologisch-historischen Studiums: Kritik und Exegese 113—162.

A. Kritik 113—143.
Stellung der Kritik im Organismus der Wissenschaft —116.
Verderbniss der Texte —118.
Die Italiener des XV. Jahrh. 117.
1) Niedere Kritik 118—136.
a. die Recensio 118—123.
Lachmann, Hermann 119.

β. die Emendatio 123—136.
Psychologisches Motiv der Wortverwechselung 127.
Heimsöths kritische Methode 135.
2) Höhere Kritik 137—141. (Vgl. 194.)
Text des Horaz —139.
Das Streichen bei den Tragikern —141.
Die Interpunction zwischen Kritik und Exegese 141—143.
B. Exegese 143—162.
Das philologische Verständniss 143—144.
Forderungen an den Erklärer —161 (vgl. 204, 246, 250).
1) Gegen das Uebersetzen —150.
2) Gegen den Gebrauch von terminis technicis statt der wirklichen Erklärung (Zeugma, Litotes, Gebrauch de conatu, Ellipse, Anakoluthie, Prolepsis, Constructio κατὰ σύνεσιν) 150—153.
3) Gegen das logische Meistern statt psychologischer Erklärung, Poesie und Prosa —161.
Kritik und Exegese sind untrennbar 162.
III. Anwendung der Methode auf einzelne Gebiete der Philologie 163—304.
A. Griechische Litteratur 163-231.
1) Volkspoesie 163—200.
Vergleichende naturgeschichtliche Betrachtung, Lachmann, Beschränkung 163—168. Volkspoesie und Kunstpoesie 168—173. Mythenforschung 173—174. Einzellieder 175. Entstehung epischer Einheiten 176. Zusammenfassung, Fortschritt Kirchhoffs gegen Lachmann 176—180. Die Ilias, Proben der Erklärung 181—200.
Aristarch 182. J. Becker 183.
2) Kunstpoesie 200—231.
a. Aeschylus 200—219.
G. Hermann, Ausgaben 200—204. Die Persertrilogie 204—214. Proben der Erklärung 214—219.
b. Sophokles, Ausgaben und Proben der Erklärung 219—225. Benutzung von Scholien 225.
c. Theokritus, Entstehung der bukolischen Poesie 226—231.
B. Römische Litteratur 231—270.
Römer und Griechen, Graecismen 231—234.
Einzelne Autoren.
1) u. 2) Plautus und Terenz 234—238.
Notiz über Ritschl 236 n. 237 n.
3) Catullus, Dichterische Eigenart 238—244, Lesbia 245, Methodisches 246. Elegie an M'. Allius 247—248.
4) Propertius, Eigenart 249—250. Interpretation der dritten Elegie des ersten Buches 250—260.
5) Tibullus, Ausgaben 260—261.
6) Horatius, Eigenart 261—263. Sat. I, 1. 108—116. 263—267. Wiederholungen 267—268.

7) Tacitus' Germania, Tacitus Stil 268—269. Kritik und Erklärung 270.

C. Altdeutsche Litteratur 270—304.

Vortheile der Vereinigung classischer und altdeutscher Studien 270—272.

Haupts Stellung zur altdeutschen Litteratur, Aufgabe 272—274.

Wolfram von Eschenbach, Name, Heimat etc. 274—278.

Parzival, Zeit der Abfassung 279—280. Wolframs Quellen 280—283. Quellen und Bestandtheile der Sage 283—293. Titurel 293.

Haupts Anzeige von Lachmanns Ausgabe des Wolfram vom Jahre 1835, 294—304.

Anhang. Haupt im philologischen Seminar 304—310. Hauptiana 307—309.

Abschluss 311—317.

Beilage A. Haupts Vorlesungen 317—318.

Beilage B. Uebersicht über Haupts Recensententhätigkeit mit Auszügen aus seinen Recensionen 319—335.

Beilage C. a) Gedichte von Haupts Vater. b) Herr von Meusebach über die Göttinger Sieben, Bettina. c) G. Hermann über die quaestiones Catullianae. 335—341.

Verzeichniss der von Haupt besprochenen Stellen.

A. Griechische Litteratur.

1) Homer.

	Seite
Il. A 26	185
„ 33 (Digamma)	183
„ 74 (Formelhaftes)	184
„ 117 (Alexandriner)	185
„ 138	184
„ 505	95
B 73	184
Patroklos' Tod	191
Glaukos und Diomedes	191
Wesen des Einzelliedes	186
Erstes und zweites Lied	188
Π 313 - *Θ* 252	192
Anfang des 7. Liedes	193
Widerspruch im 7. Liede	190
Achtes Lied	195
Tabelle über *A*—*O*	196
2) Batrachomyomachie	331
3) Aeschylus.	
Perser 1 (Dichterfreiheit)	214
Perser 10 (G. Hermann)	217
22	215
28	136
55	149
65	148
78 (Composita)	216
165 sqq.	215
210 (Interpolation)	132
232	216
270	216
479	217
740	207
Prometheus 18	149
4) Sophokles.	
Elektra 3 (Kühnheit)	220
20	221
198	220
201	222
213	222
220 sqq.	223
301 (Psychologisches)	221

	Seite
Elektra 305	222
909 (Euripides)	224
944 sqq.	220
5) Aristophanes.	
Aves 166	184
Ranae 1028	211
B. Römische Litteratur.	
1) Lucretius.	
I. 928 sqq. (Prosaisches)	160
IV. 1182 (cado)	147
2) Catullus.	
7, 11	104
8, 14	95
11, 21 (Starkes)	133
68, 53 sqq. (Gleichnisse)	157
„ 125	95
76, 2 (pius)	149
83, 2 (Attraction)	96
Elegie an M'. Allius	247
3) Propertius.	
I, 1, 11 (laus)	94
„ „ 12	233
„ „ 20 (sacra piare)	90
„ 2, 11	133
„ 3, 1	159
„ „ 36 (Prolepsis)	97
Interpretation von I, 3	250–260
I, 4, 1	152
I, 4, 7	95
15	152
„ 5, 14	147
„ 5, 27–30	148
„ 6, 12	91
„ „ 29	94
„ „ 31 (mutua flere)	148
„ 7, 3	92
„ 9, 28	91
„ „ 32	92
4) Horatius.	
IV, 1, 35	147
serm. I, 1, 1–3 (Anakoluth)	96
„ „ „ 108–116	263
„ „ 2, 73	233
„ „ 2, 88	94
Horaz wiederholt nur mit Anspielung (10 Stellen)	267
Text des Horaz	137–138
5) Velleius.	
I, 1, 4	92
I, 2, 4 (tempestas)	153
6) Tacitus.	
Germania III	269
C. Altdeutsche Litteratur.	
Wolfram v. Eschenbach. Sammlung einer Reihe von Stellen über Namen, Heimat etc.	275

G. Hermann 5, 9, 10 sqq. 19, 21 (Brief), 31, 34, 44, 76, 79, 85 sqq. 89, 119, 127, 145, 146, 151, 166, 176, 200, 201, 203, 204, 211, 217, 222, 335.

Lachmann, 14, 17 (Brief) sqq., 20 (Brief), 22, 23—31 (Briefe), 34 (Brief), 42—46 (Brief 43, 49 n), 66, 83, 105, 119, 121, 123 (n), 129, 143, 165, 166, 171 (n), 173, 177, 179 (Brief), 180, 181, 186, 187 (Brief), 188, 191—200, 254 (Brief), 267, 271 (Brief), 274, 278 sqq., 293, 294, 300–304, 326.

Böckh 63, 76, 85, Definition der Philologie 314 Note 4.

Kirchhoff 13, 40, 47, 53, 56, 63, 65, 66, 67, 131, 167, 180, 194, 199, 329.

Berichtigungen.

Zu p. 15 vgl. p. 293 Note, p. 328 Note 1.

p. 20, Zeile 4 von unten lies 1858 und vgl. p. 318.

p. 43, Note lies Parzival und deutsche Philologie.

p. 84, Zeile 6 von unten berichtigt sich nach p. 144, Zeile 3.

p. 180, letzte Zeile lies 1846.

Moriz Haupt

Eine biographische Skizze

Wer seiner Wissenschaft nicht mit dem Herzen dient, steht unter dem gewöhnlichsten Handwerker.

Haupt mündlich.

Moriz Haupt[1]) wurde geboren am 27. Juli 1808 zu Zittau, der freundlichsten unter den Sechsstädten[2]) der Oberlausitz, deren kleinste, Kamenz, Lessings Heimat ist. Haupt stammt aus einem echt bürgerlichen Geschlechte: der Urgrossvater war ein armer Lehrer in Kleuden bei Leipzig; dessen Sohn schwang sich durch strenge Gewissenhaftigkeit und unermüdliche Arbeit zum wohlhabenden Handelsherrn in Zittau auf und ebnete seinen Nachkommen den Weg. Er konnte seine Söhne gut erziehen lassen — der jüngste, Ernst Friedrich Haupt (geb. 1774, gest. 1843), studirte Jura — und hinterliess seinen Nachkommen ein Vermögen, welches hinreichte um ihnen unabhängige Stellungen zu sichern. Ernst Friedrich Haupt hat selbst seine Jugend bis zu seinem Abgange nach der Universität Leipzig (1790) in einfacher Sprache beschrieben und mit dieser Schilderung ein so treffendes Bild eines schönen Familienlebens mit arbeitsvollem Ernste und unschuldigheiterer Freude gegeben, dass Gustav Freytag sie als allgemein charakteristisch für jene empfindungsreiche Zeit in die Bilder aus der deutschen Vergangenheit aufgenommen hat (B. V. Aus neuer Zeit p. 322—343). Er war der Vater unseres Moriz Haupt, ein Mann tiefen und reinen Gemütes, von unbeugsamem Willen, vielleicht sogar Starrsinn, wo er dem Rechten zu dienen glaubte:

Elternhaus.

---

[1]) M. H. geb. d. 27. Juli 1808; Ostern 1826 bis Sept. 1830 Studium in Leipzig, 1834 persönliche Bekanntschaft mit Lachmann, 1837 Habilitation in Leipzig, 1841 ausserordentliche Professur, 1842 Verheiratung mit Gottfried Hermanns Tochter Louise, 1843 ordentliche Professur, 1851 Suspension und Absetzung infolge politischer Anklage, 1853 Berufung nach Berlin, 1874 d. 5. Februar Tod.

Gottfr. Hermann geb. d. 28. Novbr. 1772, gest. d. 31. Dcbr. 1848.

Jacob Grimm geb. d. 4. Jan. 1785, gest. d. 20. Septbr. 1863.

Carl Lachmann geb. d. 4. März 1793, gest. d. 13. März 1851.

August Böckh geb. d. 24. Novbr. 1785, gest. d. 3. August 1867.

[2]) Görlitz, Bautzen, Löbau, Kamenz, Lauban, Zittau.

„Mein Herz war rein," erzählt er selbst von seiner Schülerzeit, „unangetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wusste, mehrere Mitschüler sich hingaben. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch [nach dreissig Jahren] die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagt mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich gewesen. Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie noch heute, ein schwarzes Laster." Was er aber nicht erzählt, er besass einen feinen Sinn für das Schöne und war warm begeistert für unsre grossen Dichter und für die Alten. Die Alten, besonders die Römer, und von den neueren vornehmlich Göthe[1]) lernte sein Sohn Moriz schon früh bewundern und mit grosser Liebe lesen. Daneben gehörte Schiller, später Eichendorff und Jean Paul zu den Lieblingen des Hauses, die alten schlichten Kirchenlieder, lateinische und deutsche, und die Bibel waren dem einfach frommen Manne eine stets bereite Quelle der Freude und des Trostes.

Ruhe und Erholung suchte er am liebsten in seiner Häuslichkeit, für deren Freuden er kindlichen Herzens lebenslang ungeschmälerte Empfänglichkeit bewahrte. Wie ein Bildchen von Chodowiecki heimeln die Verse an:

---

[1]) Salomon Hirzel, der mit Haupt eng befreundet war, hat viele Hauptiana gesammelt. Ihm verdanke ich die Kenntniss eines Gedichtes, welches der neunzehnjährige 'dem ersten Dichter Deutschlands' zum 28. August 1827 widmete. Trotz des Ungeschickes, das den jugendlichen noch hemmt, zeugt es doch auch von einer hohen Begeisterung. Der Dichter durchforscht und erklärt die ganze Natur. Weit werthvoller aber sind die Schätze, die Göthe aus sich uns gibt, seine Dichtungen; 1826 valedicirte Haupt nach altem Brauche mit einem lateinischen Gedichte, welches 'die Macht der Dichtkunst' zum Gegenstande hatte, sehr charakteristisch für ihn, der sein ganzes Leben dem Studium von Dichtern zuwandte. Vorher hatte er selbst den zur Universität abgehenden Mitschülern einen Abschiedsgruss zugerufen, welcher von seinem frommen Sinne ebenso wie von seiner Begeisterung für die Dichtkunst Zeugniss ablegt. Er besingt 'die höhere Heimat'; dort oben denkt er sich:

'Des Sängers Lied, das hier nur schwach getönet,
Schwingt frei sich auf, vollendet und verschönet.'

In diesem Gedichte heisst es:

Ein Heimweh fühlt der Mensch, das ungemindert
Von Erdenlust ihn drängt mit heft'gem Drang,
Das nicht der Freundschaft Seligkeit verhindert,
Das nicht verscheucht des Liedes heitrer Klang;
Ein schmerzlich Heimweh, das nicht Liebe lindert,
Die ihre sanften Banden um ihn schlang;
Sehnsucht zum heimisch herrlichen Gefilde,
Wo aller Kampf sich löst in Lieb' und Milde.

Wenn die trauliche Lampe brennt,
Wird's in dem Busen so stille,
Friede der Seele! kein Name nennt
Deiner Beseligung Fülle!
Tritt der Gedanke dann ins Wort,
Worteslust abendlich waltet;
Flüchtiger eilen die Stunden fort,
Schöner durch Liebe gestaltet.
Jugendbilder, ihr tauchet auf!
Schönere Zeiten erstehen;
Schatten der Vorwelt schweben herauf,
Nahend in geistigem Wehen.

So schrieb er 1829 in einem Gedichte zum Geburtstage seiner Frau. Eine ganze Reihe solcher Geburtstagsgedichte ist erhalten; sie zeigen alle dieselbe herzliche Liebe, von der das erste (1807) Kunde gibt:

.Eilt der Jahre Flug von hinnen
Spurlos bleibt der Zeit Gewalt,
Liebe nur wollt ich gewinnen,
Liebend wird das Herz nicht alt!

Bei allem Ernste aber, der den Grund seines Wesens bildete, mangelte nicht ein Schatz natürlicher Heiterkeit; fröhliche Geschichten und ein schlagfertiger Witz standen ihm ebenso zu Gebote, als er beide mit Behagen auch von Anderen vernahm. Seine Bildung ruhte ganz auf den Classikern, ja in der Handhabung der lateinischen Sprache hatte er eine Fertigkeit, um die ihn mancher Gelehrte von heute beneiden könnte. In einer Zeit unfreiwilliger Musse hat er aus Schillers und Göthes Dramen ganze Scenen und zahlreiche Gedichte mit Meisterschaft ins Latein übersetzt, dazu Gedichte von Eichendorff und deutsche Kirchenlieder [1]). Als ein grosser Verehrer von Gottfried Hermann verfasste er auch zu dessen Jubiläum (1840) ein Gaudeamus, das allgemeinen Beifall fand. Charakteristisch für seine Gesinnung ist es, dass der erste Gruss nicht dem Gelehrten gilt, sondern dem Menschen; er begrüsst ihn:

„Salve, morum veterum
Nobilis propago!
Non nostrorum temporum,
Potius annalium
Celsior imago!

---

[1]) Veröffentlicht sind: 1) Carmina X Gœthii. Lips. 1841. 2) Hymni sacri. Lips. 1842, letztere mit der Widmung: Mauricio suo pater.

Te lactamur, lucide
Vindex veritatis!
Recti vigil optime,
Te lactamur, strenue
Custos libertatis!"

Dann erst wendet er sich an den Kritiker Hermann:

„Salve tu, qui imperas
Helladis loquelae!
Tu exstinguis maculas,
Genuina reparas,
Conscius medelae!"

Im Rathhaussaale zu Zittau ist unter einer Reihe von bedeutenden Bürgermeistern auch Ernst Friedrich Haupts Büste aufgestellt; mit mächtiger Stirn und finsteren Augenbrauen. Wer den Sohn gekannt hat, wird die Aehnlichkeit sofort herausfühlen. Wie aber die äusseren Züge sich fortpflanzten, so auch die inneren. Die ganze Mischung des Charakters, die der Vater von sich selbst beschrieb, kehrte beim Sohne wieder; und die Ereignisse bewirkten es, dass die beiden sich noch mehr in einander einlebten, als es sonst der Fall zu sein pflegt: treue, entsagende Hingabe widmete Moriz Haupt dem oft kranken und tieftraurigen Vater lange Zeit hindurch.

Denn gerade die Tiefe seines Gemütes sollte des alternden Jahre verdüstern helfen. Er gehörte zu den schwerflüssigen Naturen, die nichts leicht nehmen können und des Vergessens trostreiche Kunst nicht verstehen. Nach Beendigung seiner juristischen Studien war er in seiner Vaterstadt zuerst Syndicus und darauf langjähriger Bürgermeister geworden. Das Folgende gebe ich mit Gustav Freytags Worten: „Seine grossartige Kraft arbeitete unter den immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich selbst nie genug that. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Grade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Thaten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Bewegung liess sich die Bürgerschaft das treue Verhältniss, in dem sie durch dreissig Jahre zu ihrem Vorstande gestanden hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam,

vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen[1]), die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte." Eine schwere Krankheit brachte ihn dem Tode nahe, ward jedoch unter der treuen Pflege der Seinen überwunden; wissenschaftliche Studien[2]) füllten die Musse des Einsamen bis zu seinem Tode (1843) aus. Allmählich ward seine Stimmung ruhiger, wenn er auch nie ganz die alte Heiterkeit erringen konnte.

Es hat etwas rührendes, den starken Mann mit dem übermächtigen Schmerze kämpfen zu sehen. Gute Bundesgenossen hatte er in der Liebe der Seinen, seinen Studien, seinem echt philosophischen, frommen Sinne. Er brachte lange Zeit tagebuchartig die wechselnden Empfindungen in kleinen Gedichten zum Ausdruck; so schrieb er:

„In der guten Stunde
Sei es festgestellt:
Linderung der tiefen Wunde
Beut die Geisteswelt;
Kann ich auch nicht ganz gesunden
Von des Lebens Schmerz,
Eine Tröstung ist gefunden
Für das alte Herz."

---

[1]) Hoffmann von Fallersleben, der in den dreissiger Jahren mit Haupt bekannt wurde, erzählt in seiner Autobiographie B. II, p. 305: „Der alte Haupt musste die Bürgermeisterstelle in Folge der Umgestaltung des sächsischen Städtewesens aufgeben. Als ihm später das Syndicat der Stadt angetragen wurde, nahm er dies untergeordnete Amt nicht an. Schwer traf ihn der Verlust aller Wirksamkeit und alles Einflusses: er sah in der Nichtwiederwahl eine grosse Kränkung und Misshandlung und konnte sich von dieser Ansicht nicht losmachen, die denn endlich in ein Seelenleiden ausartete."

[2]) Er gab z. B. die „Jahrbücher des Zittauischen Stadtschreibers Johannes von Guben" für die Sammlung der Scriptores rerum Lusaticarum (1837) heraus. 1842, nicht lange vor seinem Tode, trat er energisch für einen Lieblingsgedanken ein, dass das Gymnasium ein Hort der idealen Güter unseres Volkes sein müsse, nicht eine Schule, die alles mögliche lehren solle, was zwar an sich wissenswerth sei, nicht aber nachhaltig bildend. Das gross aufgefasste Studium der Alten allein sei im Stande die Gymnasien zur Lösung dieser Aufgabe fähig zu machen, nicht Mathematik und Naturwissenschaften; diese dürften also nie dominiren. Er führte diese Ansichten aus in der Kritik eines Zittauer Programms, welches die Einfügung der Chemie in den Lehrplan der Gymnasien beantragte; sie steht im „Neuen Lausitzer Magazin" von 1842. Ich verdanke diese Notiz, sowie viele andere, dem Herrn Stadtrath Haupt in Zittau. Eine kurze Biographie Ernst Friedrich Haupt's enthält das Zittauer Programm vom 1. April 1844. Dort ist auch eine Uebersicht seiner litterarischen Thätigkeit gegeben. Ueber seine grossen Verdienste um die Stadt und seine schriftstellerischen Arbeiten spricht sich Pescheck aus im Neuen Nekrolog der Deutschen 1843, S. 339—342.

Ganz kantischen Geist athmen die folgenden Zeilen:

Es gibt ein Glück! — wir können's fassen,
Es keimt und blüht aus ernster Pflicht Gebot!
Und wenn des Lebens Farben blassen,
Es leuchtet noch im sanften Abendroth,
Und leitet, unberührt vom Erdentande
Den Wandrer treu zum unbekannten Lande.

Solche Gedanken beruhigten allmählich sein leidenschaftliches Gemüt, so dass er 1840 zwar immer noch 'den alten Harm' empfand, aber auch sagen konnte:

„Wohl mancher denket noch im Stillen
Unangesteckt von fremdem Wahn,
Wie ich gesorgt um Aller willen,
Was ich begonnen und gethan.
Und kann ich nicht 'exegi' schreiben
Wie dort so schön geschrieben war,
Ein Wort doch wird mir übrig bleiben,
Das Wort 'non omnis moriar'. [Hor. carm. III, 30]

und 1841:

Ob auch Laub und Früchte sanken,
Dennoch lebt des Baumes Kern,
Und der Stamm, er wird nicht wanken,
Lieb' und Hoffnung ihn umranken
Und ihn schützt des Glaubens Stern.

Unter heiteren Eindrücken wuchs Moriz Haupt empor, unter tief ernsten ward er zum Manne.

Einflüsse der Zeit.

Ausser den Einflüssen des väterlichen Hauses aber wirkte die allgemeine Richtung jener Zeit bestimmend auf ihn. Es ist bekannt, und auch von ihm selbst oft geschildert (z. B. in der Gedächtnissrede auf J. Grimm. opp. III, 1. 174), dass während des französischen Druckes die Begeisterung für das deutsche Alterthum mächtiger sich erhob und besonders durch die romantische Schule eine Art Enthusiasmus für das Mittelalter entflammt wurde. Nicht blos, dass die Schönheit unserer alten Litteratur energischer empfunden wurde: man hoffte von ihr und der Zurückführung idealisirter mittelalterlicher Zustände überhaupt eine Wiedergeburt der Nation. Vor überschwänglichen Hoffnungen bewahrte Haupt sein klarer Sinn, wohl aber übte die alte deutsche Poesie schon sehr früh ihren Zauber auf ihn, und wohl hoffte auch er eine Kräftigung vaterländischer Gesinnung von dem eindringlichen Studium derselben. Der Reiz des „Neubruches" mit dem fast täglich wachsenden Material kam hinzu. Das bezeugt er selbst in der Rede, welche er bei seinem

Eintritt in die Berliner Academie der Wissenschaften 1854 hielt (opp. III, 1), und gibt damit ein Bild seiner wissenschaftlichen Entwicklung. „In früher Jugend ward ich von dem deutschen Alterthume, der Sprache und der Dichtung unserer Altvordern angezogen, und zu der Gewalt, die das Heimische auf mich ausübte, kam der kaum mindere Reiz der neuen, werdenden Wissenschaft. Es war dies vor mehr als dreissig Jahren, wo die deutsche Philologie vor allen durch Jacob Grimm hervorgerufen ward, wo die Reiser, die seine glückbegabte Hand in die Erde senkte, bald aufsprossten und auf öder und verwüsteter Stätte ein junger Wald emporwuchs. Wer damals das Gebiet der Philologie betrat, der konnte nicht blos sich belehren lassen; wie ungeübt auch seine Kraft sein mochte, er musste mitarbeiten und er hatte selbst in einsamer Stille [1]) ein Gefühl thätiger Theilnahme, während die classische Philologie ihre Sätze den Lehrlingen als überkommene und fertige darbot. So bin ich anfangs von dem deutschen Alterthume fast allein gefesselt worden, bis dann das Griechische und Römische und die höhere Schönheit der antiken Poesie mir heller aufgingen und mich festhielten, ohne mich den Studien des Mittelalters und besonders des Deutschen zu entfremden. Ich habe dann von Gottfried Hermann die Richtung auf kritische Philologie empfangen, der ich treu geblieben bin, weil sie meiner Neigung und dem Masse meiner Kraft entspricht."

Gottfried Hermann (geb. d. 28. Nov. 1772, gest. d. 31. Dec. 1848) bewunderte er schon ehe er ihm persönlich nahe trat. Er erzählte einmal im Seminar aus seiner Jugendzeit ein sehr charakteristisches Geschichtchen: Er wurde längere Zeit von einem Lehrer in den alten Sprachen unterrichtet, der viel mit ihm las, und ohne auf ein genaues Verständniss zu dringen, gewöhnlich ex tempore übersetzen liess. Diese bequeme Methode gefiel auch dem Schüler, bis er einst zu Weihnachten Gottfried Hermann's Ausgabe der Bakchen des Euripides erhielt. An ihrem Studium habe er zuerst gelernt, was es heisse, einen Schriftsteller wirklich verstehen, und von Stund an sei ihm der Entschluss fest geworden Philologie zu studiren.

Diesen Vorsatz auszuführen ging er Ostern 1826 nach absolvirter Gymnasialzeit auf die Universität Leipzig, trat bald dem verehrten Gottfried Hermann nahe und ward Mitglied der Societas Graeca, jener mustergiltigen Uebungsschule philologischer Kritik und Erklärung. Ueber

Gottfried Hermann.

[1]) Scherer im Nekrologe erzählt erklärend aus mündlicher Mittheilung, dass Haupt's Beziehungen zu Jacob Grimm mit anonymen Zusendungen begannen, Nachträge zur Grammatik u. dgl., welche lange zu Grimm's Verwunderung und Freude von Zittau nach Göttingen wanderten, bis der Absender endlich erkannt wurde.

seine Ziele und seine Methode hat sich Hermann selbst in der praefatio zu den Actis Societatis Graecae (Lips. 1836) deutlich ausgesprochen, Haupt erzählt in der Gedächtnissrede [1]) auf Meineke mit Begeisterung von der Wirksamkeit seines Lehrers: „Bis zum Ende seines Lebens war Hermann treu die weckende und belebende jugendliche Kraft, und aus des Greises Munde tönte der klare, die Gedanken an Zucht und Einfachheit gewöhnende Vortrag in reinstem und doch eigenartigem Latein, wie er aus des raschen Jünglings Munde getönt hatte.“ Haupt brachte dem grossen Lehrer nicht nur die bereiteste Empfänglichkeit entgegen, sondern eine verwandte Geistesart; denn verwandt war er ihm in selbstloser Wahrheitsliebe, in einfacher Gradsinnigkeit und poetischem Sinne. 1830 verliess er die Universität, blieb aber in freundschaftlichem wenn auch spärlichem brieflichem Verkehre mit Gottfried Hermann. So schrieb er am 28. Nov. 1831 einen Brief, welcher sein dankbares und bescheidenes Gemüt, aber auch die Selbstständigkeit seines Urtheiles deutlich zeigt.

Wohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Professor!

Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen, mein innig verehrter Lehrer, zu Ihrem Geburtstage von ganzem Herzen Glück zu wünschen. Mögen Sie noch lange Jahre in festem Wohlbefinden ungetrübter Heiterkeit geniessen, zum Heile der Wissenschaft, zur Freude Ihrer Familie und Ihrer Verehrer, unter denen ich in treuer Ergebenheit keinem nachzustehen glaube.

Beinahe ein Jahre bin ich Ihnen für die herrliche Abhandlung über ἄν den Dank schuldig, zu dem mich Ihr gütiges Geschenk verpflichtete. Ich würde meinem Wunsche, Ihnen zu sagen, wie sehr mich dieser Beweis Ihres fortdauernden Wohlwollens erfreut hat, wie sehr ich mich dadurch geehrt fühle, nachgegeben haben, wenn ich nicht in der Ueberzeugung, dass mein Schweigen nicht misverstanden werde, es gern vermieden hätte, Sie durch eine Danksagung zu behelligen, da ich weiss, wie gross die Zahl derer ist, die sich in Briefen an Sie wenden.

Ich hatte die Hoffnung, noch in diesem Jahre nach Leipzig reisen zu können, und freute mich vor Allem darauf, Sie persönlich meiner unwandelbaren Ergebenheit zu versichern. Mancherlei Hindernisse haben mir dies vereitelt; und so sehe ich mich genöthigt, statt persönlich mir Ihren Rath und Ihr Urtheil zu erbitten, Sie brieflich darum zu ersuchen.

---

[1]) opp. III, 232. Vgl. auch Köchly, Gottfried Hermann p. 79 ff.; Hermann hielt auch Disputirübungen, über welche am besten berichtet Ameis, Gottfried Hermann's pädagogischer Einfluss (Lips. 1850), p. 17—30. Das kleinere Schriftchen von Ameis ist doch in mancher Hinsicht lehrreicher als Köchly's stellenweise recht oberflächliche Biographie.

Ich habe nämlich die Musse, die mir hier in reichem Masse beschieden ist, zum Theil auf die Ausarbeitung eines kritischen Schriftchens über Catull angewendet und würde längst damit hervorgetreten sein, wenn mich nicht die Furcht, etwas verfehltes zu liefern, abgehalten hätte. Indem ich mich nun der Nachsicht, die Sie mir oft bewiesen, dankbar erinnere, glaube ich es wagen zu dürfen, eine Probe dieses Schriftchens Ihrem entscheidenden Urtheile vorzulegen. Ich würde daher einige Blätter desselben beifügen, wenn ich nicht billig bedächte, wie unpassend, ja wie lächerlich es wäre, Ihnen zu Ihrem Geburtstage eine Anzahl kritischer Fündlein oder Irrthümer zur Beurtheilung zu übersenden. Ich verschiebe es deshalb noch auf kurze Zeit, Ihre Güte in dieser Hinsicht in Anspruch zu nehmen.

Es fehlt mir auch sonst nicht an literarischen Plänen, für die ich soviel thue als mir hier, wo ich den Mangel einer genügenden Bibliothek sehr empfinde, möglich ist. Ueberhaupt strebe ich, die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, der wenigstens so lange dauern muss, als die bevorstehenden Aenderungen der städtischen Verhältnisse die Zukunft meines Vaters einigermassen entscheiden, so nützlich als möglich zu verbringen. Wäre es mir nur vergönnt, mich zuweilen Ihres Rathes, Ihres anregenden und belebenden Gespräches zu erfreuen.

Mit Herrn Director Lindemann [1]) stehe ich in recht guten Verhältnissen. Er treibt jetzt seit einigen Monaten Sanskrit, und wunderbarer Weise hat er bereits nicht nur ein, freilich sehr oberflächliches [2]), Programm geschrieben, worin er eine Anzahl lateinischer Wörter aus dem Sanskrit ableitet, sondern er hat sich auch beeilt, für seinen Festus (dessen Druck rasch vorwärts geht, wogegen der Amphitruo zu liegen scheint), aus diesem seinem neuen Studium in der Geschwindigkeit Nutzen zu ziehen. Ich bin begierig, was die wirklichen Kenner des Sanskrit dazu sagen werden.

---

[1]) Lindemann war Director des Gymnasiums zu Zittau.

[2]) Das Sanskrit und die Inder überhaupt scheinen ihm nicht sympathisch gewesen zu sein, sehr mit Recht zuwider war ihm eine so oberflächliche Benutzung [Das Genauere folgt später]. Hoffmann von Fallersleben bewahrt l. l. 307 einen Vers, von dem es zwar nicht sicher ist, wer von beiden ihn gemacht hat, der aber sicherlich Haupt's Zustimmung hatte. Von Graff's Sprachschatze heisst es:

Viel Sanskrit macht das Buch uns kund
Zehn Lettern gehen auf ein Pfund.
Dass man sich findet recht zu Haus
Heckt er 500 Zeichen aus.

Mein Vater vereinigt seine Glückwünsche mit den meinigen und empfiehlt sich angelegentlich Ihrem Wohlwollen.

Ich beharre in treuer Verehrung

Euer Wohlgeboren

Zittau, dankbar ergebener

26. Novbr. 1831. Moriz Haupt.

Im nächsten Jahre sind die Aussichten noch schlechter: „Mein Vater schreitet in seiner Genesung langsam und unmerklich fort, aber doch so, dass wir getroster Hoffnung der Zukunft entgegen sehen können. So bin ich denn auch mit neuer Arbeitslust an meine Studien gegangen, zu denen ich die Monate hindurch, in welchen meines Vaters Leben nur mit Mühe dem Tode abgerungen wurde, weder Zeit noch Muth hatte, und ich hoffe nun bald mit einigen Proben meiner Bestrebungen öffentlich hervortreten zu können. Im übrigen freilich sind im besten Falle meine Aussichten für mich persönlich nicht sehr erfreulich und anregend, da mir eine lebendige, persönliche Wirksamkeit wenigstens in den nächsten Jahren schwerlich zu Theil werden dürfte."

Aufenthalt in Zittau 1830—1837.

Die hier ausgesprochene Befürchtung erfüllte sich nur zu sehr: volle sieben Jahre (1830 – 1837) verweilte Haupt als ein guter Sohn tröstend, erheiternd, helfend bei dem Vater in Zittau. Wohl ist es möglich, dass aus dieser Zeit ein Schatten auf sein Leben gefallen ist, und eine gewisse Schroffheit, die Fernstehenden oft die Weichheit seines Herzens verbarg, mit durch sie veranlasst wurde. Wenn er aber auch in Briefen über seine litterarische Einsamkeit, ja über die Zeit des Elends zu Freunden klagt, so gab ihm die lange Ruhe doch auch die Musse zu den ausgebreitetsten Studien. Dem Streite zwischen Gottfried Hermann und Otfried Müller, der in den Jahren 1833—1835 heftig entbrannte, blieb er gänzlich fern; ganz andere Dinge, woran von jenen nicht gedacht wurde, beschäftigten ihn.

Die Briefe an Ferdinand Wolf und eine ganze Anzahl von Recensionen[1]) geben ein deutliches Bild dieser Studien. Sie richten sich fast nur

---

[1]) Die wichtigsten sind: 1831, über Otfrid's Krist ed. Graff, — Slawische Volkslieder, übers. von Wenzig, — Auserlesene Gedichte von Spee, — Volkslieder der Schweden, übers. von Mohnike. 1833, über Heine: Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland, — Walther von der Vogelweide, übers. von Simrock, — Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 1834, der Cid, übers. von Duttenhofer, — Wolf, die neuesten Leistungen der Franzosen für Herausgabe ihrer Nationallitteratur. 1835, Rückert, Schi-king, — Wolfram von Eschenbach ed. Lachmann. Vgl. Beilage B.

auf Dichter. Er beschäftigt sich eifrig weiter mit dem deutschen Alterthume, lässt sich nichts entgehen, was Benecke, die Grimm's, und vor allem Lachmann schreiben, gibt selbst mit Hoffmann von Fallersleben die 'altdeutschen Blätter' heraus (2 Bände. 1836—1840), der Plan den Erec, den deutschen wie den französischen herauszugeben, taucht auf, Altfranzösisch, Provençalisch, Spanisch, Italienisch, das Latein des Mittelalters wird studirt; mit regem Eifer sammelt er ältere französische Volkslieder, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. Die Sammlung ist aber wegen allzu hoher Ansprüche, die er schon in dieser Zeit an absolute Genauigkeit und Vollständigkeit des kritischen Materiales stellte, damals nicht zu Stande gekommen, später liegen geblieben, und erst nach seinem Tode sind eine Reihe der von ihm gesammelten Lieder bei Hirzel gedruckt worden [1]).

Bei dem Prediger der [jetzt nicht mehr existirenden] böhmischen Exulantengemeinde zu Zittau lernte er das Böhmische [2]), und orientirte sich überhaupt über die slawischen Sprachen. Dass die gleichzeitige neuere Litteratur nicht vernachlässigt wurde, ist in diesem Hause selbstverständlich. Trotz dieser vielen Arbeiten aber blieben die Studien der Alten nicht liegen. Haupt arbeitete schon damals an einer Ausgabe des Gratius und beschäftigte sich eingehend mit Catull.

Epochemachend war für ihn das Jahr 1834. Der alte Haupt reiste zu seiner Zerstreuung und Genesung mit seiner Gattin auf einige Zeit Wien.

[1]) Nur sechs solcher Lieder hat er selbst drucken lassen als ein Geburtstagsgeschenk für Herrn von Meusebach. 'Six anciennes chansons françaises recuillies par M. H. — A. M. le baron de Meusebach. 6. Juni 1835.' Nach seinem Tode erschienen bei Hirzel: 'Französische Volkslieder, zusammengestellt von M. H. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Adolf Tobler.

[2]) Kirchhoff's Gedächtnissrede ist folgende Stelle entnommen, welche zeigt, dass diese Studien nicht fruchtlos blieben: „Von den kleineren Arbeiten, welche in die Leipziger Periode fallen, verdient ihrer Tragweite wegen die Abhandlung „Ueber die böhmische Uebersetzung eines der Lieder König Wenzel's von Böhmen" besonders hervorgehoben zu werden (Berichte der kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1848). — Haupt wies in diesem Aufsatze nach, dass der auf einem in der Prager öffentlichen Bibliothek aufgefundenen Pergamentblatt enthaltene czechische Text des einen der drei uns erhaltenen Minnelieder des Königs Wenzel von Böhmen nicht nur, wie bereits Palacky zugegeben hatte, lediglich nur eine und zwar sehr ungeschickte und von Unkenntniss zeugende Uebersetzung aus dem mittelhochdeutschen Original sei, sondern dass auch „eine Stelle des böhmischen Textes genau so aussehe, als ob in ihr ein Druckfehler der Bodmerischen Ausgabe der Minnesänger übersetzt sei." Diese Bemerkung hat thatsächlich Anstoss und Veranlassung zu den Untersuchungen gegeben, welche später von Anderen die Aechtheit gewisser Denkmäler der altböhmischen Poesie und die Glaubwürdigkeit der Angaben ihrer Entdecker unterzogen worden ist."

hinweg vom Schauplatze schmerzlicher Erinnerungen nach dem lebenslustigen Wien. Der Sohn begleitete sie. Er arbeitete auch auf der Bibliothek und knüpfte dauernde Verbindungen mit Ferdinand Wolf, Karajan, Endlicher an. Hoffmann von Fallersleben befand sich zur selben Zeit dort und lernte Haupts kennen. Er erzählt in seiner Autobiographie (II, 306): „Die liebevolle Theilnahme des Sohnes für seinen leidenden Vater rührte mich tief, ich bot meinerseits alles auf, um ihn zu erheitern und gesprächig zu machen." Er besuchte in der Folge Haupt mehreremale in Zittau [1]). Noch wichtiger aber wurde für Haupt eine Reise nach Berlin. Hier traf er im Hause des Herrn von Meusebach den Mann, zu dem er erst nur bewundernd, bald auch vertraulich aufblickte, der nächst Hermann den grössten Einfluss auf seine wissenschaftliche Richtung und auf sein ganzes Leben übte: Carl Lachmann. Beide Männer haben ihn damals besonders gefördert, Meusebach durch liebenswürdige, anerkennende Aufmunterung, Lachmann durch ein grosses Vertrauen, welches er, der schon berühmte Mann (geb. 1793), dem jungen Anfänger entgegenbrachte. Mit beiden ward schon damals ein dauernder Briefwechsel angeknüpft.

Berlin.

Meusebach.

Freiherr von Meusebach (geb. 1781, gest. 1847) war ein leidenschaftlicher Sammler, hatte die reichste jemals vorhandene Bibliothek an Werken der deutschen Nationallitteratur seit Erfindung der Buchdruckerkunst (besonders für Fischart) zusammengebracht, die zum Theil in die Berliner Bibliothek übergegangen ist, und war mit den Grimm's [2]), Lachmann, Benecke und fast allen Vertretern der alten deutschen Philologie befreundet.

---

[1]) Von einem solchen Besuche zu Weihnachten 1836 berichtet Hoffmann, l. l. 307; er gibt daselbst ergötzliche Spottverse, die sie gemeinsam über manche neue Erscheinung auf dem Gebiete der altdeutschen Philologie machten, z. B.:

Herr Zeune ist ein Geolog,
Darum er in die Lüfte flog.
Und als er wieder niederstieg,
Da zog er in den Wartburgkrieg,
Trieb guthische Philologie
Und schrieb th mit einem y.
Herr Erlach stösst ins Wunderhorn
Und alls was er bläst, das ist verlorn.
Und wenn es auch vier Bände sind,
s'Ist alles Wind, nur eitel Wind.

[2]) Meinem Collegen, Herrn Prof. Voigt, verdanke ich die folgende Notiz: Jacob Grimm schätzte ihn sehr; er schreibt in der Vorrede zu Reineke Fuchs (1834) p. 4 Anm.: „Die Abschrift des Wiener Luparius habe ich dem Herrn Jos. von Eichenfeld zu danken, die des Wolfs in der Schule Wackernagel, die des kranken Löwen Herrn Carl Aug. Hahn. Mehr noch als Abschriften galten mir Meusebach's ermunternde Briefe und Aushilfen."

Er war ein Mann von tiefem und feinem, leider auch sehr selbstquälerischem [1]) Gemüte und vielen Wunderlichkeiten [2]) in seinem Wesen. Zu Haupt fasste er eine geradezu eifersüchtige Zuneigung; zahlreiche Briefe, die oft ganz in Jean Paul's Manier geschrieben sind, geben ein deutliches Bild seines zwar etwas krankhaften und leicht verletzbaren, aber reinen und edlen Herzens. Lachmann's Urtheile waren ihm zu scharf, seine ganze Art, mit Menschen zu verkehren, zu rauh; darum suchte er mildernd auf Haupt einzuwirken: „Durch Schlechtmachen," schreibt er am 27. Octbr. 1839, „durch Herabwürdigung, durch verächtliche Behandlung macht man kaum einen Menschen gut; und ich glaube, dass durch dies Verfahren auch im Litterarischen, auch gerade in der deutschen Philologie vieles wirklich schlecht gemacht und verderbt, mancher verstockt worden ist, der durch die milde Jacob Grimm'sche Behandlung besser geworden wäre. Nur gegen den mehr Ein- als Ausgebildeten, auf Bettel Hochmütigen, der Alles um sich verachtet, kann ein etwas demütigendes Verfahren zu billigen sein." Kurz vorher warnt er Haupt vor einseitiger Schätzung der Wortkritik: „Dass Sie sich zu Ihrem Vortheil von mir unterscheiden, darum lobe ich Sie; in einem anderen Stücke wünschte ich gleichwohl etwas weniger Unterscheidung, z. B. hat es immer noch ein wenig den Schein, als ob Sie den Philologen und Wortkritiker doch für das höchste auf Erden hielten, und da ärgere ich mich über Sie, an dem selbst doch der durchgebildete Mensch noch viel mehr ist als der Philolog." Hat

[1]) So schildert ihn Haupt in einem Briefe an F. Wolff vom 4. Jan. 1836: „Dinge, die den meisten andern gleichgültig oder erfreulich sind, verstimmen und peinigen dieses selbstquälerische Gemüt aufs äusserste. Es ist unmöglich, die Gemütsart dieses Mannes ohne eigene Anschauung zu begreifen, und ein Jammer, dass er, des vollsten Glückes und reiner Zufriedenheit fähig, aus krankhafter Verstimmung wenig heitere Tage geniesst. Um die Tiefe und Feinheit seines Geistes einigermaassen kennen zu lernen, lesen Sie doch seine Recension der 'Briefe Göthe's an ein Kind' im Juliheft der hallischen Litteraturzeitung." Ueber Meusebach's und Lachmann's Freundschaft vgl. M. Hertz, Biographie Carl Lachmann's p. 239, 240, über Meusebach überhaupt Zacher: im 10. Bande des Brockhausischen Conversationslexicons p. 435 der 10. Auflage (Leipz. 1853).

[2]) Höchst ergötzlich erzählt Hoffmann von Fallersleben in der Antobiographie I. p. 299 ff. von seinem ersten Zusammentreffen und späterem Verkehr mit Meusebach. Beim ersten Besuche hielt ihn Meusebach $14^1/_2$ Stunde bei sich, von früh 11 — Nachts $^1/_2$2 Uhr; zwei Bücherfreunde, die sich, der eine seine Schätze zeigend, der Andere bewundernd, beide eifrig rauchend, nicht so leicht trennen konnten. Die Billets von Meusebach, die Hoffmann mittheilt, sind das Interessanteste an dem ganzen ersten Bande. Auch von M.'s aufbrausender Heftigkeit weiss er zu erzählen. Sie verursachte es, dass er einmal ohne weiteres Lachmann sein Haus verbot. Doch erregte dies nur eine vorübergehende Verstimmung bei diesem und er blieb dem alten Freunde treu.

Haupt jemals einen Anflug dieser Einseitigkeit gehabt, so hat er ihn doch später gründlich abgestreift: Niemand sprach so verächtlich von dem blossen Conjecturenjäger als er.

Ein andermal schreibt M. über Niebuhr's Briefe: „Jedem Secundaner, der nach Prima versetzt würde, sollte man das Buch zum Geschenk geben, und wenn es ihn nicht entzückte und begeisterte, sollte man ihn auswerfen und als Handwerksburschen auf die Wanderung schicken." An einer andern Stelle, und deshalb habe ich diese Briefe erwähnt, sagt er bezeichnend: „Was mich besonders an Niebuhr gefreut hat, ist, dass er Wärme, Innigkeit, ja Zärtlichkeit in der Freundesliebe nicht als schwache Weichlichkeit verspottet, sondern für recht und nothwendig, ihm Bedürfniss ansah. Nun darf ich doch wieder ohne Scham an die besten Freunde schreiben: Mit wärmster treuster Liebe." Wenn er aber auch einmal Haupt gegenüber seine abweichende Meinung ausspricht, so kann er hinzufügen (1839): „Sie werden mein Vertrauen zu Ihrer eigenen edlen und reinen Gesinnung nicht verkennen: Wande ich habe von meinem Pelzlein [1]) die maere,

daz er benamen waere
beide biderbe unde guot,
an sînen triwen wol behuot."

Besonders ängstlich warnte er ihn, ja nicht in Partei zu gehen, selbst den Schein müsse er vermeiden. So viel zur Charakteristik des Herrn von Meusebach. Ist auch eine strengere Auffassung der Wissenschaft gerade heute nothwendig und war auch manche Sorge Meusebach's überflüssig, so entsprangen sie doch einem sehr herzlichen Wohlwollen, und ein guter und edler Geist sprach aus seinen Worten; sie haben bei Haupt eine gute Statt und ein treues Gedenken gefunden. Er war mit Meusebach bis zu dessen Tode befreundet, und noch später blieb er ein Freund und Berather der Familie, z. B. bei dem Verkaufe der Meusebach'schen Bibliothek.

Carl Lachmann.

Von viel schärfer ausgeprägtem, strengerem Charakter war Lachmann; und mehr ihm, als Meusebach verwandt war Haupt. Meusebach [2])

[1]) Magister Pelz war ein Scherzname, mit dem nach Jean Paul's Leben Fibels Haupt in diesem Kreise genannt wurde, und den in den mannigfachsten Variationen zu gebrauchen M. nicht müde wird. Bisweilen klebt statt des Namens ein Stückchen Pelz mitten im Briefe, oder er steigert ihn zu einem kostbaren Nerz etc.

[2]) Er schreibt einmal: „Bei der Rüge eines schriftstellerischen Plagiats kann ich unmöglich für statthaft halten, immer in Ausdrücken zu sprechen, welche unmoralische und verbrecherische Absichten hervorheben; meines Erachtens darf da Alles nur auf die schriftstellerische und Gelehrtenehre bezogen werden. Das übrige ist nicht nur gehässig, sondern auch ungehörig. Bei Hervorhebung unmoralischer Absichten kann das Meiste immer nur vermutet, also kann auch leicht geirrt werden."

trennte in einer Person den Gelehrten und den Menschen und vertheidigte z. B. Jemand, der ein offenkundiges Plagiat begangen hatte; nur die Schriftstellerehre sei geschädigt, über den moralischen Charakter sei darum kein Urtheil zu fällen. Lachmann kannte einen solchen Unterschied nicht. Ihm vertrat die Wissenschaft Weib und Kind, sie war ihm eine heilige Sache, eine Sache des Herzens mindestens ebenso, wie des Verstandes. Darum gab ihm auch das Verhalten Jemandes zu einer Wissenschaft den Masstab für dessen ganze Persönlichkeit. Der Wissenschaft dienen und sorgfältig, gewissenhaft, vor allem durch und durch wahrhaftig zu sein, das galt ihm für Eins. Er hielt den Dienst der Wissenschaft für eine sittliche Aufgabe, und die Worte 'sittlich und Sittlichkeit' bedeuten in Lachmann's und seiner Freunde Munde fast nichts als die absolute Wahrhaftigkeit gegen sich und andere. Darum ward Ungenauigkeit, Gewissenlosigkeit oder gar Unwahrhaftigkeit in der Wissenschaft nicht für ein intellectuelles sondern ein sittliches Vergehen gerechnet und so überhaupt die Unwahrhaftigkeit, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mochte: ob als Leichtfertigkeit im Urtheile bei ungenügender Sachkenntniss, als Eitelkeit und Anmassung, von der bewussten Lüge ganz zu schweigen, oder auch nur als sträfliche Nachsicht gegen sich selbst, welche bereitwillig Entschuldigungsgründe findet, oder als Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit. Wer aber so hohe Anforderungen an sich selbst stellte, der durfte auch streng sein gegen Andere.

In manchem Briefe an Haupt hat Lachmann derartig strenge Urtheile[1]) gefällt und einmal auch direct in einem schönen Schreiben[2]) über seinen Charakter sich ausgesprochen. Er schreibt am 26. Octbr. 1839:

Mein geliebter Freund

Am Mittwoch Morgen bin ich von meiner Reise an Rhein und Mosel heimgekehrt, noch ganz in dem Gefühl des Dankes und der Befriedigung, das auf derselben immer stärker geworden war. Nach einem schwerdurchgequälten Jahre und nach einer schon mehrere Jahre langen Ueberhetzung war mir ein gänzliches geistiges Ausruhen Bedürfniss, und ich habe es

---

[1]) So schreibt er einmal (1848) von einem geistreichen Buche: „Ich habe das Buch mit der grössten Mühe hinunter gewürgt. Neben den schönsten Sachen so viel Willkürliches und auf plumpe Böcke Gegründetes ist mir so zuwider, wie eine unwahre und ungerade Politik.“ Sittliche Flachheit scheint von Einem zu gelten, der gegen sich selbst nicht ehrlich ist und gern sich selbst entschuldigt. Ein andermal heisst es: „Es ist unsittlich, einen dummen Einfall aus blinder Eitelkeit festzuhalten.“

[2]) Dieser Brief ist grossentheils schon bei M. Hertz, p. 242 veröffentlicht.

glücklich erreicht, über sieben Wochen lang, indem ich planlos und ohne Religionsbisse (Prof. Wolff in Pforta) über versäumte Merkwürdigkeiten nur der Anmut der Gegenden nachreiste und der vielen und tiefen Liebe, die ich fast überall fand. Wo ich keine Menschen hatte, bin ich nur durchgeflogen. Wer die Mosel nicht kennt, wird es schwer finden, dass man 14 Tage daran zubringen kann: wer sie kennt und mich, wird es doch noch nicht begreifen, wenn er nicht weiss, dass ich so lange mit Böcking[1]) zusammengewesen bin: und wer wieder von diesem nur gehört hat, dass ihn die meisten Menschen seiner Grobheiten wegen fürchten, der begreift es abermahls nicht, wenn er nicht weiss, dass sein cholerisches Hineinfahren immer auf sittlichen Anstössen beruht, und dass ich darin mit ihm auf eine mir oft schadende Weise harmoniere, dass wir beide Edles und Liebenswürdiges genug haben, um uns so zu gefallen, dass wir, was zu entschuldigen oder zu tadeln wäre, gar nicht bemerken. Sie sehen, dass ich die Reise über in meiner engsten Individualität gewesen bin, und es wird wohl die Folge sein, dass ich allerlei Leute verachtend mich auf die mir zusagenden Lagen mehr beschränken werde. Und dazu helfe mir Gott. Dass ich es Ihnen sage, daraus sehen Sie, in welche Schar ich Sie stelle: würde ich Ihnen sonst auch soviel von mir sagen? In Fulda war ich eine Woche mit Philipp Buttmann, dem Prediger, der nun diesen Winter den ersten Band meines grossen Neuen Testamentes, den er fertig gearbeitet, wird drucken lassen. Mich mit ihm noch enger als bisher zusammenzuleben, war mir auch viel mehr werth, als der freilich schöne Codex der Vulgata (das ganze N. T.) vom J. 548, und den fatalen Nic. Bauch, wie den eiteln aber nicht uninteressanten jungen Deutschen Franz Dingelstädt, habe ich mir nur eben gefallen lassen.

Hier finde ich nun Bekkern und Meineken, aber auch sonst überall Freundlichkeit und Herzlichkeit (was anders ist, rührt mich in meiner Freude wenig), und eine Menge Zusendungen, die liebste, aber eine mich doch etwas beschämende von Ihnen. Von Ritschl und meinem lieben Simrock erfuhr ich zuerst, dass der Erec mir dediciert sei etc. etc.

Es mag sein, dass Lachmann durch dieses 'cholerische Hineinfahren' manchen abgestossen hat, den eine mildere Behandlung gefesselt hätte, und dass er selbst dadurch es bewirkte, wenn nicht alle sein Herz er-

---

[1]) Von Böcking stammt manches heitere Wort. Er theilte z. B. Haupt einmal ein Räthsel mit über einen faulen Studenten: 'Quid est studiosus sine studio?' Antwort: 'sus.'

kannten: wirklich tüchtige Naturen haben sich sicherlich nicht abschrecken lassen. Da aber, um mich eines Göthe'schen Ausdrucks zu bedienen, die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer im Leben und in der Litteratur so sehr hergebracht ist, so wirkt eine durchaus gerade[1]) Natur so heilsam, wie ein luftreinigendes Gewitter. Ist doch dafür gesorgt, dass sie selten genug auftreten.

Gottfried Hermann, in dessen Verehrung Haupt und Lachmann eins waren, war derselben Sinnesart; seine Schriften, besonders die polemischen, geben aller Orten Beweise von ihr. Für viele soll dies ein früh geschriebenes Wort aus der praefatio zu dem Buche de emendanda ratione Graecae grammaticae (1801) bezeugen: 'Ut parcendum debilitati sit, adversus segnitiem et levitatem male fueris clemens, quae non naturae sunt, sed animi vitia.' Haupt war durch sein entschiedenes, heftiges Naturell, durch das Beispiel seines Vaters, durch Gottfried Hermann's Schule dieser schärferen Art zu urtheilen schon genähert, als er Lachmann kennen lernte, und gerade die Eigenschaft, welche manchen Andern abstiess, zog ihn nur desto stärker zu ihm hin. Wir sind so glücklich, dass ein Dichter diesen Grundzug von Haupts Charakter verwendet hat, um ihn zum Kerne einer Gestalt zu machen, die ein anschaulicheres Bild solch sittlichen Ernstes bietet, als eine lange Auseinandersetzung zu geben vermag: Der Professor Felix Werner in Gustav Freytags 'Verlorener Handschrift' ist in dieser Hinsicht das Ebenbild unseres Haupt. Die Worte, die jener zu dem Fälscher spricht, die strenge Beurtheilung seines unvorsichtigen Collegen, der sich scheut offen seinen Fehler einzugestehen, könnte ebensogut Haupt ausgesprochen haben. Der Falsarius wird im ersten Kapitel des fünften Buches angeredet: „Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchsten Gut, welches dem Geschlecht der Menschen vergönnt ist, an der Ehrlichkeit seiner Wissenschaft. Sie selbst wissen, dass ein Todfeind unserer Seele wird, wer diese Ehrlichkeit gefährdet. In unserm Reiche, wo der beschränkten Kraft des Einzelnen täglich der Irrthum droht, ist der Wille, wahr zu sein, eine Voraussetzung, die keiner entbehren darf, ohne Andere in sein Verderben zu ziehen." — Gerade diese sittliche Höhe und Strenge aber gibt den Gestalten Hermann's, Lachmann's, Haupt's ihren eigenthümlichen Charakter. Auch Lachmann er-

[1]) In dem Abschnitte der Paralipomena und Parerga, der über Schriftstellerei und Stil handelt (§ 289), spricht Schopenhauer in treffender Kürze: „In der Litteratur ist die Höflichkeit, als welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element, weil sie verlangt, dass man das Schlechte gut heisst, und dadurch den Zwecken der Wissenschaft wie der Kunst gerade entgegenarbeitet."

kannte die Grösse Herrmann's neidlos an, wiewohl er ihn in strenger Methode der Kritik übertraf. Einem geringen Charakter wäre das ein willkommener Grund gewesen, sich zu rühmen, Lachmann aber schrieb 1829 bei der Uebersendung einer mit Böckh gemeinschaftlich verfassten griechischen Ode (für die Kaiserin Alexandra Feodorowna): „Den Wunsch, Ihnen für das gütigst übersandte Programm ausdrücklich Dank zu sagen, und den noch grösseren, Ihnen bei der ersten, nur nicht ganz vom Stabe gebrochenen Gelegenheit, meine innigste und wärmste Verehrung zu bezeugen, mag es entschuldigen, wenn ich dem beifolgenden Gedichte noch dieses Blatt hinzufüge." Und 1833 bei der Uebersendung seiner Ausgabe des neuen Testaments: „Dieses Blatt wird eingelegt, damit Sie nicht sagen können, ich hätte ein Buch, das Sie vielleicht niemahls ansehen, verstohlen bei Ihnen eingeschwärzt. Es soll nur in Ihrer Bibliothek stehen, weil Ihnen ein guter Theil davon gehört, wie überhaupt von Allem, was ich zu leisten wage."

Die Freundschaft zwischen Haupt und Lachmann wird uns im weiteren Verlaufe noch oft begegnen, jetzt kehren wir zu der Zeit zurück, in der sie begann. So fruchtbar in vieler Hinsicht die lange Ruhe in Zittau für Haupts Studium war, so fühlte er doch die Nothwendigkeit, seine Neigung auf freie wissenschaftliche Thätigkeit zu zügeln, und 'seinem Leben durch die Habilitation auch äusserlich eine feste Richtung [1]) zu geben'. Er hatte die sichere Erwartung, dass ein bestimmter Beruf seine Thätigkeit regeln und steigern werde. Wiederholte Krankheitsanfälle des Vaters und Misstrauen zu sich selbst verzögerten jedoch die Ausführung dieses Vorsatzes bis 1837. Alle Freunde, besonders Hermann und Lachmann, hatten dazu gerathen und gedrängt. Er habilitirte sich denn 1837 in Leipzig mit einer Schrift, in welcher die Resultate eingehenden Studiums des Catull niedergelegt waren, den 'Quaestiones Catullianae'. Sie sind zugleich ein Zeugniss seiner hohen Werthschätzung von Lachmanns Arbeiten. In Leipzig hatte bisher die classische Philologie ausschliesslich geherrscht: Haupt brachte durch seine Vorlesungen über Gegenstände aus dem deutschen Alterthume ein neues Element hinzu, und nach den Erzählungen von Zeitgenossen fanden gerade diese neuen Vorlesungen besonderen Anklang. Sein erstes Vorlesungspaar waren die Nibelungen und Catull, und bis 1854, d. h. bis zur Berufung Müllenhoff's an die Universität Berlin, die er eifrig betrieb, las er in jedem Semester über beide Gebiete, das classische und das deutsche Alterthum. Dann erst gab er die germanistischen Vorlesungen auf und liess an ihre Stelle

Habilitation 1837.

[1]) Briefe an Wolf. p. 19 (31. Decbr. 1834).

solche über griechische Dichter treten, während er bisher fast nur über Römer gelesen hatte. Nach dem Vorbilde von Hermanns Societas Graeca leitete er die Uebungen einer Societas Latina; eine Frucht dieser Societas, welche nach einem Briefe an Wolf (Decbr. 1838) 'aus wirklich tüchtigen Studenten' bestand, konnte er bereits 1839 zum 28. November Gottfried Hermann als Geburtstagsgabe darreichen, in Gestalt einer Sammlung[1]) kleinerer kritischer Abhandlungen seiner Schüler. Die kleine, von Haupt selbst geschriebene Vorrede zeigt den Eifer des jungen Docenten und die Dankbarkeit gegen den verehrten Lehrer. Es ist nun zwar bekannt, dass auch Gottfried Hermann[2]) Haupt sehr hochschätzte, doch wird darum ein Brief Gottfried Hermanns nicht weniger willkommen sein, welcher den herrlichen Mann in dem ganzen Adel seines reinen Gemütes uns vor Augen stellt, und seinen Schützling des Lehrers würdig. Dieser Brief[3]) berichtet über denselben Geburtstag, an welchem Haupt das Schriftchen überreichte und lautet:

Societas Latina.

G. Hermann.

Hochwohlgeborener,

Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Das gütige Wohlwollen, mit dem Sie immer an dem, was mich angeht, Theil genommen haben, macht es mir zur Pflicht, Ihnen die beiliegende Schrift zu überschicken, mit der ich an meinem Geburtstage von so zu sagen geistigen Söhnen und Enkeln angebunden worden bin. Auch dieses Mal haben mich meine Zuhörer gleich früh mit einer Musik begrüsst, und mein Auditorium und Katheder mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, und von nah und fern sind mir Glückwünsche dargebracht worden. Wodurch ich so viel Liebe verdient habe, weiss ich in der That nicht, und kann nichts weiter auffinden, als die Anerkennung des

---

[1]) Das Exemplar des seltenen Schriftchens, welches ich einsah, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Geheimrath Prof. Dr. Sauppe in Göttingen. Der Titel lautet: Godofredo Hermanno viro perillustri diem natalem gratulatur Mauricius Haupt cum societate sua Latina. A. D. IV. Kal. Dec. A. MDCCCXXXIX. Insunt observationes criticae. Sie enthält Beiträge von O. Kreussler, Th. Döhner, G. Thomas, C. Hermann, Jo. Siebelis, Im. Klitzsch, Tuisco Ziller, Ludolf Stephani. Stephani wird höchlich von Haupt gelobt in einem Briefe an Wolf vom Sommer 1842.

[2]) Köchly nennt Haupt in der Biographie Hermanns freilich nur da, wo er es gar nicht umgehen kann.

[3]) Der Besitzer dieses bisher unveröffentlichten Briefes ist Herr Dr. C. Brugmann, Docent für vergl. Sprw. in Leipzig; ich verdanke den Brief der Freundlichkeit meines Collegen, des Herrn Dr. Diels. Der Adressat ist unbekannt, da das Couvert verloren ist.

guten Willens und des Bestrebens ohne Rücksichten bloss was ich für wahr erkenne zu lehren. Aber was ist das Wenige, das ich zu leisten im Stande bin? und wie viel, wie unendlich viel ist, was ich hätte thun können; was ich thun gesollt hätte, was ich noch thun möchte, wenn mein Leben dazu ausreichte? Es ist Schade, dass der Mensch nicht zweimal leben kann, um an dem ersten Leben zu lernen, wie er es einzurichten hätte, um die kurze Lebenszeit so zu benutzen, dass sein Wirken den möglichsten Erfolg hätte. Doch das ist nun einmal keinem vergönnt, und man muss zufrieden seyn mit dem Bewusstseyn, wenigstens nicht wissentlich gegen seine Pflicht gehandelt zu haben. Professor Haupt findet immer mehr den wohlverdienten Beifall, und die Universität kann sich Glück wünschen, dass sie ihn besitzt. Die Anerkennung, die er von seinen Zuhörern erhält, giebt ihm nun immer mehr Vertrauen zu sich selbst, das bei seiner grossen Bescheidenheit anfangs sehr gering war. Doch Sie kennen ihn, und ich brauche nicht hinzuzusetzen, dass er auch von Charakter so ist, wie nur immer gewünscht werden kann.

Mit der wahrhaftesten wärmsten Verehrung stets

Euer Hochwohlgeboren

Leipzig, innigst ergebener

d. 30. Nov. 1839. G. Hermann.

Freundschaft zwischen Haupt und Lachmann

Die erwähnte Bescheidenheit Haupt's thut sich auch in seinen Briefen kund. So klagt er in einem Schreiben an Wolf vom 27. Dcbr. 1838 über 'entsetzliche Lückenhaftigkeit und Unsicherheit des Wissens'. Lachmann tröstet ihn (26. März 1838) mit Worten von hohem allgemeinen Interesse: „Was klagen Sie doch viel über selbsterkannten Mangel an Wissen! Kann es einem denn anders gehen der immer mehr auf eigene Hand nach Lust studirt hat? Ich fühle dergleichen auch selbst allzusehr: aber nach und nach merkt man auch die Vortheile, welche diese Art doch wieder hat". Ueberhaupt nahm Lachmann an allem, was Haupt trieb lebhaften Antheil, drängte oft den Zögernden und sich selbst nicht Vertrauenden zum Abschluss und suchte ihn zu erheitern und zu trösten, wenn er traurigen Sinnes war. Auch er aber, obwohl heiteren Gemütes, bedurfte zu Zeiten des freundlichen Zuspruches und war dankbar dafür. Von 1826—1838 hatte er im Hause seines Freundes Klenze seine völlige Heimat gefunden, der Tod Klenzes ging ihm auch darum sehr nahe; er schrieb am 11. Septbr. 1838 an Haupt folgenden Brief, der für seine ernste und seine heitere Weise sehr charakteristisch ist.

Mein geliebter Freund,

Das ist nun schon der zweite Brief, den ich heute früh an Sie zu schreiben anfange. Der erste war hypochondrisch und verdriesslich: und da mir das Ausklagen, das in der Einsamkeit nöthig war, geholfen hat, warum soll ich Sie damit plagen, dass Sie so was lesen müssen. Allerdings bin ich durch Klenzens Tod aus den äussern Lebensfugen gerissen (denn dass ich nicht innerlich fertig würde, so wird mich doch Gott hoffe ich nie verlassen), und nachher unzählige Quälereien, am meisten die innerlichen — haben mich so mürbe gemacht, dass ich, obgleich man mir in Gesellschaft nichts anmerkt, doch in der Einsamkeit bis jetzt (denn ich denke, nun soll es aufhören) recht eigentlich untüchtig gewesen bin ausser zu streng aufgegebener und gezwungener Arbeit. Etwas sind Sie an meiner Hypochondrie (an dem vivere nec recte nec suaviter, welches Sie nicht mit den schlechten Auslegern des Horaz für Ironie nehmen können) auch mit Schuld; denn recht ist es nicht, dass schon vor Wochen der Buchhändler mir den fertigen Gratius schickt (so aber les' ich ihn nicht) und seit Wochen ein Heft altdeutscher Blätter im Journalzimmer der Bibliothek liegt (da aber hab' ich nicht gesehen dass eine neue Strophe von Walther darin ist). Ich hätte beide doch wohl mit einem freundlichen Worte bekommen können: denn Noth thut mirs wahrhaftig. Oder hätte ich Ihnen gar was zu Leide gethan? Nein, denn das hätten Sie doch gewiss längst vergeben. Also werden Sie wohl auch nur Gott weiss was im Unterleibe gehabt haben, und ich bin nun gefasst es zu ertragen. denn die Professur wird Sie doch nicht gar hochmütig gemacht haben? Auch von der hätt' ich wohl können eine feierlichere Anzeige erhalten als durch Weidmanns Ankündigung des Wörterbuchs und einen abgeschmackten Brief von Heimbach.

12. Septbr. Hier setzte ich gestern ab und schrieb den lange schuldigen Brief an Hermann, den Sie nun abgeben können: er enthält für Sie nichts geheimes (Darum kann ich das Porto für den Umschlag sparen). Diese kleine selbständige Arbeit hat mich denn ordentlich erfrischt, und ich bin nun sehr begierig von Ihnen ein vernünftiges Wort zu hören. J. Grimm ist zwar sehr erbaut von Ihnen, ich aber gar nicht von seiner Verstimmung, in der er gar nicht einsieht wie Regenten erzogen werden und wie wenig man überhaupt von unserm alexandrinischen Zeitalter erwarten darf. Was freilich zu beklagen ist, darum darf man doch nicht den einzelnen schelten. Mein Corrector Franz Weiss wird aus dem Lessing nach seinem Verstande allerlei ausziehen: er gehört zu den

Menschen (wie Hagen [1]), wie Pischon, um nur im Weichbilde von Berlin zu bleiben, sonst sagte ich wie Massmann), die nichts mit Meisterschaft d. h. ohne grobe Böcke machen können. Den Logau und den Opitz will er sich auch nicht gern nehmen lassen. Es schadet ja wenig, wenn den Opitz mehrere excerpieren. Nur dürfen nicht verschiedene Ausgaben [2]) citiert werden: ich habe bestimmt, die von 1644 (1638). „Jetzt kein Wort weiter von diesem Paragraphen: wir kommen unverweilt und ohne weiteres zum folgenden". Diese Redensart von Dieck will ich Ihnen, als einem noch nicht alten Docenten, empfehlen, oder auch die von Dissen, "M. H. wir kommen nun nachgrade allgemach ganz langsam immer weiter („grade eben" würde Röstell hinzusetzen) fort zum 16. Capitel." Ich aber komme, wie Sie sehen, zu Thorheiten, weil ich doch endlich anfangen will meine Ferien zu geniessen. Wenn Sie es in aller Stille mitwollten, so würde ich jetzt sogar Logis für Sie haben, da die Frau Klenze bis in den Anfang October in Heringsdorf ist und ich allein Herr im Hause. Mit Ihnen würde ich öfter als jetzt wagen zu Meusebach [3]) zu gehen: er wirft mich auch jetzt nicht aus dem Hause, lädt mich aber nie ein wiederzukommen. Nun bis dahin leben Sie wohl, lassen Sie mich aber bald erfahren warum ich nicht eher etwas von Ihnen erfahren habe. Unveränderlich (wenn Sie mich auch hypochondrisch machen)

Ihr

C. Lachmann

und wohne „unveränderlich", wie C. M. Füller [4]) schrieb, d. h. bis Ostern, in der Louisenstr. No. 25.

Haupt muss sich damals wirklich übel [5]) genug befunden haben; denn

---

[1]) Eine scharfe Charakteristik Hagen's giebt Scherer: Jacob Grimm. 1865 p. 101. „Er war kein getreuer Arbeiter im Kleinen und Einzelnen. Er war ein höchst ungetreuer Genoss im Ganzen der Wissenschaft".

[2]) Es sind Vorarbeiten zu dem deutschen Wörterbuche.

[3]) Vgl. p. 15. Note 2. M. Hertz. Biographie Lachmann's. p. 240. Nach der Zeit der Entfremdung widmete ihm Lachmann den Ulrich von Lichtenstein 'zum Zeichen der Treue' im Jahre 1841.

[4]) „Lachmann sammelte in harmloser Freude am Komischen Auffälliges und Belustigendes an Zeitungsanzeigen und ähnlichen Publicationen. Das Kleinod dieser Sammlung war ein während ärztlich gebotener Unthätigkeit von einem Freunde aus Lachmann's Schätzen zusammengestelltes Heft, betitelt: 'Christiani Martini Fülleri et Fülleridarum opuscula', die wunderlichen Annoncen des weiland bekannten Scheerenschleifers Füller und seiner Söhne enthaltend". M. Hertz. Biogr. Lachmann's. p. 230.

[5]) Kurze Zeit nach diesem Briefe schrieb Haupt an Wolf (27. Dcbr. 1838): „Von aussen begegnet mir nur Erfreuliches. Obenan steht, dass meine Aeltern so ziemlich gesund sind, mein Vater recht heiter etc. — — innerlich aber

im nächsten Briefe muss Lachmann ihn trösten: „Ich kann Ihnen unmöglich so tragisch antworten — — Wenn Sie nur Ihrem Freunde glauben wollten, dass Reiten u. dgl. ein vortreffliches Mittel gegen allerhand Krankheiten der Seele ist. Ich habe Karl Reimer gebeten, Sie wo möglich ein bischen zu zwingen, zu Ihrem Heile". In dem ersten Briefe stand ein Urtheil Lachmanns über Jacob Grimm. Lachmann theilte Haupt, dem er absolut vertraute, Alles mit, was ihn interessirte und bewegte. So ging ihm das Schicksal der sieben Göttinger Professoren sehr nahe, welche die von dem neuen König Ernst August verhängte Aufhebung des kurz zuvor unter dem alten Regiment feierlich beschworenen Staatsgrundgesetzes für widerrechtlich erklärt hatten, und um dieser ihrer Ueberzeugung willen 1837 abgesetzt und vertrieben worden waren: ganz besonderen Antheil nahm er an dem Loose der Brüder Grimm, denen er schon seit 1819 herzlich befreundet war. Bei dieser seiner wahren Freundschaft aber war er nicht der Mann, jedes Wort, welches die Erbitterung dem überhaupt sehr reizbaren Jacob Grimm eingab, unbedingt zu unterschreiben. Lachmann scheint die ganze Angelegenheit ruhiger betrachtet zu haben; hatte doch selbst Otfried Müller [1]), an dessen idealer Gesinnung Niemand zweifeln wird, nicht sofort sich dem Proteste der Sieben angeschlossen; nicht als ob er anderer Gesinnung gewesen wäre, sondern weil er ein anderes Vorgehen für rathsamer hielt. Es ist begreiflich, wie Jacob Grimm in seiner tiefen Erregung von seinen Freunden für diese seine Stimmung volle Theilnahme erwartete; wünscht der Mensch doch in einem hohen Stadium des Schmerzes auch für das Uebermass desselben volles Mitempfinden. Böser Zungen übel angebrachte Geschäftigkeit führte es dann sogar so weit, dass er eine Zeit lang meinte, der alte Freund habe gegen seine Berufung nach Berlin gewirkt. Dass ganz das Gegentheil der Fall war, werden die folgenden Stellen aus Lachmann's Briefen an Haupt beweisen.

Lachmann u. die Brüder Grimm.

---

habe ich manches zu leiden, besonders drückt mich das Gefühl entsetzlicher Lückenhaftigkeit und Unsicherheit meines Wissens, zum Theil verursacht durch die langen Jahre des Unmuths und der Rathlosigkeit die ich hier in Zittau verlebt. Sie werden nicht irren, wenn Sie mein freilich unentschuldbares Schweigen aus solcher Verstimmung herleiten; es ist wahrhaft peinigend für einen, der Gewissen hat, vom Katheder herab mit Entschiedenheit zu doceiren, was man gar unsicher und oft erst seit Kurzem weiss. Indessen hoffe ich doch nach und nach das Gefühl des Berufes, das mir jetzt noch sehr fehlt, zu erringen". Diese Stelle, welche uns Haupt als einen guten Sohn und einen äusserst gewissenhaften Docenten zeigt, lehrt auch die Stimmung, in welcher er nicht an Lachmann schrieb.

[1]) Vgl. Ranke. Carl Otfried Müller. Progr. d. Elisabethschule zu Berlin 1870. p. 16. J. Grimm, Ueber meine Entlassung. kl. Schr. I, 15.

1) 26. Jan. 1838. „Jacob Grimm ist in Cassel gar zu unruhig und missvergnügt, auch friert er stark. Wilhelm, weil er die Gewissensfrage nicht in die Politik spielt, ist ruhig und heiter, auch gesund weil er die Bibliothek nicht besucht. M. hat an Hugo geschrieben, er möge ihm doch an Albrechts Stelle verhelfen. Antwort: das könne er wohl nicht; denn er habe vor 8 Tagen nach Hannover geschrieben: zu den Stellen der Sieben würde sich wohl kein honnetter Mensch melden".

2) 12. März 1838. „Dahlmann's Anstellung, hör' ich ist doch noch nicht sicher. Hier, wenn mein Traum von dieser Nacht einträfe (Hagen war gestorben), sollte es wohl möglich sein, Jacob anzubringen. Er ist aber nur gar zu eifrig im Aerger.

3) d. 26. März 1838. Er tröstet Haupt, der über Mangel an Wissen geklagt hatte: „Es giebt zweierlei Leute: die für bestimmte Stellen sind und für die Stellen gemacht [1]) werden müssen. Die beiden Grimm's sind auch mehr von dieser Art: und mehr darum hapert es jetzt, als wegen des politischen Widerstandes. Ich habe gestern, im Gegensatz früherer Gerüchte, gehört (Autor ist der Hofprediger Strauss), der Rector von Königsberg, d. h. der Kronprinz habe Bericht verlangt über die Ehrenpromotionen, und gesagt, er sei so ausgefallen, dass er die Gesinnung ganz billige und in der Antwort loben werde".

4) 25. Juni 1838. „Ich habe Karl Reimer nichts davon gesagt, dass, wenn Blume die Breslauer Stelle, die ihm angetragen ist, ausschlägt, vielleicht nicht alle Hoffnungen für Grimm aufzugeben sind: aber freilich der Boden ist unsicher, und ein unvorsichtiger Schritt würde nur schaden. Hr. von Rochow ist für ihn.

Bettina von Arnim.

Im Jahre 1839 besuchte Lachmann auf einer Sommerreise die Brüder in Cassel. Vorher war aber ein anderer Gast da gewesen und hatte Unkraut gesät, Bettina von Arnim. Ausführliche Kunde von ihrem Wirken gibt Hoffmann von Fallersleben in seiner Selbstbiographie III, p. 113 f. Auch er kam (im September 1839) nach Cassel, besuchte die Grimm's und traf bei ihnen Bettina. Er erzählt: „Nach Tische mit ihr und Jacob allein. Das Gespräch kommt auf die Berufung der Grimm's nach Berlin. Sie erzählt, dass Lachmann sehr falsch gegen jene gehandelt habe." Hoffmann scheint

---

[1]) Das traf auch wirklich ein. Haupt erzählt in der Gedächtnissrede l. l. 196: „Da gelangen die seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des vierten hier in Berlin regeren Bemühungen für die Brüder Grimm. In grossem Sinne erkannte der König was Preussen zieme und berief die Brüder Grimm nach Berlin, sicherte ihnen ein sorgenfreies Leben und legte ihnen keine weiteren Verpflichtungen auf als die ihnen als Mitgliedern dieser Akademie obliegenden". Vgl. auch Scherer, Jacob Grimm. p. 130.

sich leidlich neutral verhalten zu haben: er schliesst: „Wilhelm kommt dazu und muss den Schluss wider Willen anhören. Zu mir gewendet sagt sie: 'Jetzt habe ich den Hoffmann erst lieb, seitdem ich weiss, dass er auch den Lachmann nicht leiden kann'. Es ist durchaus begreiflich, dass Bettina, eine Frau, die stets viel Empfindung auf der Zunge und nicht immer viel im Herzen hatte, hochbegabt zwar, aber von einer Phantasie, welcher die Controle des Wahrheitsgefühles nur allzusehr mangelte, also ein 'sittlich ungerader' Charakter gegen Lachmann's ganz wahre und gerade Natur eine instinctive Abneigung hatte. Musste sein Wesen ihr doch im Stillen ein ewiger Vorwurf sein. Bis zu welchem Grade von Hass aber sich diese Abneigung steigerte, zeigen am besten die Worte, welche sie 1841 zu Hoffmann in Berlin sprach; sie sind zugleich charakteristisch für den Werth ihrer Freundschaftsversicherungen (l. l. 192): „Von dem Augenblicke an, dass Sie in Cassel sich mit mir gegen Lachmann vereinigten, da flogen unsre Herzen zusammen und sind nun ewig vereint." Hoffmann scheint dies Bündniss ohne sonderliches Widerstreben ertragen zu haben. Schade! Zarncke hatte in Hoffmann's Angelegenheiten 1848 mit Bettina zu verkehren, war zuerst von Begeisterung für sie erfüllt, ward aber bald abgekühlt (l. l. V, 17): „Es ist gar zu wenig Verlass auf die Frau; sie erzählt stets mit Variationen, und dies hat mir schon mehr als einmal ihr Bild getrübt." Ihren Wankelmut zu rügen hat er oft Anlass. Begreiflich wiederum ist es, dass J. Grimm der Schmeichlerin sein Ohr lieh; brachte sie ihm doch in einer sehr betrübten Zeit volle Hingabe entgegen und ging in den Aeusserungen des Unwillens und des Schmerzes noch weiter als er; dass aber Lachmann gegen eine solche Zwischenträgerin aufs energischste protestirte, ist nur in der Ordnung. Er mag wohl Urtheile wie die erwähnten bei Meusebach, bei Savigny ausgesprochen haben, im Vertrauen als unter Freunden, die seine Gesinnung kannten; bei ihnen verkehrte auch Bettina, wird Lachmanns Worte gehört und die willkommene Kunde nach ihrem Sinne verarbeitet den Brüdern zugetragen haben. Davon machte Jacob an Lachmann Mittheilung, als er bei ihm in Cassel war, und es entstand eine vorübergehende Spannung. Lachmann schreibt an Haupt am 18. Decbr. 1839 in einer sehr glücklichen Stimmung:

5) „Es ist prächtig zu arbeiten, wenn man freies Geistes und gesund ist und sich unter lauter Leuten befindet, die einem freundlich sind. Ich bin in meinem ganzen verständigen Leben noch nicht so glücklich und dankbar gegen Gott gewesen. Ein kleiner Misston ist freilich das Verhältniss zu Jacob Grimm, das den Briefwechsel unterbrochen hat: warum ist er so kindisch und bleibt auf des Kindes Klatschereien dabei dass ich ihm durch meine Reden in Savigny's Meinung geschadet habe? Denn

das war das letzte, was bei unsrer Unterredung herauskam. So lange er dabei bleibt, ist es aus mit uns; denn ich muss reine[1]) Verhältnisse haben und leide kein Dingen in der sittlichen Beurtheilung. In des andern Individualität mich fügen will ich gern und kann es auch."

Mit dem 'Kinde' ist Bettina gemeint, die 1835 ihren grossentheils erfundenen Briefwechsel 'Göthe's mit einem Kinde' veröffentlicht hatte. Wer sich an dem Ausdruck 'kindisch' stösst, möge bedenken, dass Lachmann überhaupt seinen Empfindungen einen starken Ausdruck gab. Derselbe Feuereifer spricht aus ihm, der ihm Jahre vorher, als J. Grimm mit seiner deutschen Grammatik unzufrieden war (c. 1822), die Worte[2]) eingab: „Wären Sie unmittelbar nach Ihrer ersten Ausgabe der Grammatik gestorben; Schuft, wer nicht auch dann noch, wenn keine Seite mehr, so wie sie ist, gelten könnte, Ihren Namen mit dankbarer Verehrung genannt hätte! — Verzeihung! wenn mirs Ernst ist und ans Herz geht, kann ich nicht bedenken, was etwa schicklich und anständig sein mag."

Jacob Grimm litt sehr unter dieser Spannung. Dies lehren seine

---

[1]) Lachmann's durchaus gerader Charakter zeigt sich in dieser Forderung im hellsten Lichte. Sie kommt später noch einmal. 1844, in einer Zeit, da Polizei, Professoren und Studenten einander mit gegenseitigem Misstrauen betrachteten, brachten die Studenten Wilhelm Grimm zu seinem Geburtstage (23. Febr.) einen Fackelzug. Hoffmann v. F., damals wegen seiner 'unpolitischen Lieder' der Breslauer Professur entsetzt, trat am selben Abende in das Zimmer, schaute zum Fenster hinaus, wurde von den Studenten bemerkt und eine Anzahl brachte auch ihm ein Hoch aus. Die Sache hatte peinliche Folgen. Die Polizei witterte schlimmen Unrath, Hoffmann ward aus Berlin verwiesen und die Brüder Grimm erliessen eine Erklärung, in der sie sich jedes Zusammenhanges mit dem Hoch auf Hoffmann verwahrten. In dieser Erklärung, in welcher stand, sie seien zwar mit Hoffmann einigermassen befreundet, hiess es: „dass er uns diesmal ein ungelegener Gast kam und alle Freude störte, wird er selbst fühlen." Diese Erklärung rief scharfe Beurtheilungen in Menge hervor. Sie selbst und die Gegenerklärungen hat Hoffmann ausführlich im 4. Bande seiner Autobiographie p. 125 ff. zusammengedruckt. Lachmann schrieb: „Grimm's haben Unrecht sich über die unverschämten Publicisten so zu ärgern, da sie ihre Hauptsache erlangt haben und aus schlechter Gesellschaft gekommen sind. Uebrigens hat allerdings auch viele Bessere der Gedanke des 'unwillkommenen Freundes' verletzt. Ja ich bin selbst der Meinung, dass man dergleichen Freunde nicht haben muss: da Hoffmann als ein Freund nicht zu brauchen ist, so hätte die Freundschaft längst sollen gebrochen sein. Ist das nicht möglich gewesen, so ist es eines von den Unglücken, deren Folgen man tragen muss. Mit der Arnim zu brechen, wäre längst möglich gewesen, und es ist doch nicht geschehen; ich weiss nicht einmahl, ob jetzt endlich." (14. April, 1844).

[2]) Sie stehen bei Scherer: Jacob Grimm, p. 109.

Worte in einem herrlichen Briefe [1]), den er am 12. Mai 1840 an Lachmann schrieb. War seine Trauer gross gewesen über des Freundes Zurückhaltung, so nun seine Freude, als er ihm die Hand zur Versöhnung reichte: „Ihr Brief thut mir wie Sonnenwärme, und ich bin froh, dass Sie uns noch gut sind, in meinem Herzen ist die alte Liebe und Freundschaft." Da gelangen die seit dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelms des vierten (so erzählt Haupt in der Gedächtnissrede opp. III, 196) in Berlin regeren Bemühungen für die Brüder Grimm. In grossem Sinne erkannte der König was Preussen zieme und berief die Brüder Grimm nach Berlin. Am 19. März 1841 kamen sie nach Berlin, freudig empfangen, von Lachmann zu freundlichem Willkommen mit der neuen Ausgabe seiner Nibelungen begrüsst. Wie innerlich Lachmann die Hoffnung jener Berufung gehegt hatte, mag die letzte [2]) Briefstelle zeigen; freudig meldet er Haupt die gewünschte Entscheidung am 12. Novbr. 1840.

6) „Ich habe jetzt Grund (welchen darf ich nicht sagen, und Sie müssen auch nur sagen, man behaupte jetzt in Berlin mit Grund) zu glauben, dass Grimm's hierher kommen werden. Wollen Sie darauf ein Glas Wein trinken, so thun Sie's allein und stossen mit sich selbst an. Ich thue es heut Mittag ebenso, weil ich erst seit gestern Abend mehr weiss, als in den Zeitungen steht. Gott verzeihe mir, dass ich Ihnen das nicht habe verschweigen können: Savigny hab ichs verschwiegen, aber vielleicht er auch mir."

Eine völlig genügende Darstellung der Freundschaft zwischen Lachmann und den Gebrüdern Grimm zu bieten, ist hier nicht der Ort; sie würde zeigen, wie sie einander ergänzten und in gegenseitiger Unterstützung die Wissenschaft förderten. Diese Darstellung ist vorzüglich gegeben von Scherer [3]) in seinem Buche über J. Grimm. Die ganze Episode würde ihren rechten Platz freilich nur in einer Biographie

---

[1]) Mitgetheilt von H. Grimm im ersten Bande der kleinen Schriften J. Grimm's p. 181.

[2]) Mit dieser Aufzählung ist der Oeffentlichkeit gegenüber dasselbe geschehen, was Haupt nach dem Bekanntwerden der Unglückstagebücher Varnhagen's Jacob Grimm gegenüber that. Cf. Haupt opp. III, 169. Er zeiht das Geklätsch „der Lüge."

[3]) W. Scherer. Jacob Grimm. Berlin. Reimer. 1865. p. 103—109. Lachmann als ein Meister der Kritik ist hier besonders gut geschildert. Einzelnes enthält auch Haupt's Gedächtnissrede auf Jacob Grimm. Jacob Grimm's Gedächtnissrede auf Lachmann zeigt, wie man recht wohl Jemandes Freund sein kann, ohne in allen Punkten mit ihm übereinzustimmen; so theilt selbst J. Grimm nicht ganz Lachmann's Liedertheorie. Die Rede steht im ersten Bande von Jacob Grimm's kleinen Schriften, p. 145—163.

Lachmann's haben; Haupt selbst aber legte grosses Gewicht darauf des Freundes Andenken rein zu erhalten, und so habe ich geglaubt in seinem Sinne zu handeln. Ich schliesse mit Jacob Grimm's goldenen Worten über sein Verhalten in Göttingen (aus dem erwähnten Briefe an Lachmann), um derentwillen allein sich die Abschweifung lohnen würde: „Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht, ich glaube auch, dass den Menschen und ganzen Völkern nichts anders frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand."

In dieser Gesinnung waren die Freunde alle einig; und ganz besonders in Haupt's Sinne sind jene Worte geschrieben.

Haupt's Zusätze zu Lachmann's Betrachtungen.

Ein sichtbares Denkmal der Freundschaft zwischen Haupt und Lachmann sind Haupt's Zusätze zu Lachmann's Betrachtungen über die Ilias (1847). Ihre allmähliche Entstehung lässt sich aber nicht verfolgen; es gingen [wie mir Prof. Hercher mittheilte] ausser der Correspondenz in Briefen oft Zettel zwischen Leipzig und Berlin hin und her, mit Conjecturen oder sonstigen wissenschaftlichen Problemen des einen, zu denen der andere seine Bemerkungen schrieb. Nur drei haben sich erhalten. Möglich ist, dass solche Zettel auch die Zusätze enthielten, möglich ist auch, dass Lachmann und Haupt darüber sprachen, wenn sie persönlich zusammenkamen. Denn nach Haupt's Verheiratung pflegte Lachmann die Pfingstwoche in Leipzig bei ihm zuzubringen, ging auch oft während der Herbstferien noch einige Tage zu dem Freunde, gemeinschaftliche Reisen fehlten nicht. War doch auch für Lachmann die treue entgegenkommende Freundschaft des selbständigen jungen Mannes von hohem Werthe. Die beiden, von Natur ähnlich beanlagt, durch gleiche Studien zusammengeführt und in einem beide fördernden Verkehr erhalten, lebten sich allmählich so in einander ein, dass wie Zeitgenossen erzählen, auch der Rede Tonfall ähnlich wurde. 1844 reisten sie zusammen zur Philologenversammlung nach Dresden und vertauschten dort das höfliche 'Sie' mit dem vertraulichen 'Du'.

Lachmann stand auch einmal (1844) Pathe bei Haupt. So mögen denn die ersten Mittheilungen der Zusätze im mündlichen Verkehre stattgefunden haben; auseinandersetzender Discussionen bedurften die beiden nicht, weil sie über die Entstehung der Ilias einig waren, während Lachmann mit Lehrs[1]), der eine principiell verschiedene Meinung hatte, sich über den

[1]) Ein Theil dieser hochinteressanten Briefe Lachmann's ist bei Friedländer: „die homerische Kritik von Wolf bis Grote" (Berlin 1853) in der Einleitung abgedruckt; dann neuerdings wieder bei Kammer: „die Einheit der Odyssee."

Ursprung der homerischen Gedichte schriftlich unterhielt (vom Novbr. 1834 bis Octbr. 1836). Nach Vollendung des zweiten Theiles der Betrachtungen über die Ilias (gelesen 11. März 1841) schrieb er an Haupt die Worte, nach welchen dieser seine Vorlesungen über die Ilias einrichtete: „Die Abhandlung über Homer fordert nicht sonderliches Aufpassen, sondern nur, dass man den halben Homer wirklich dabei lese. Das heisst freilich, dass sie für Niemand geschrieben ist.“ Von Haupt's Zusätzen findet sich erst 1846 eine Andeutung. Im August 1846 starb Haupt ein kleiner Sohn —, Lachmann tröstet ihn mit wenigen Worten nur, aber mit einem Beweis seines unbedingten Zutrauens und seiner hohen Schätzung; er sucht ihn durch eine zusagende Arbeit von seinem Schmerze abzulenken: „Erst gestern habe ich von der Frau Pastorin Hirzel Eure Noth gehört und Euren Verlust. Dem kleinen Gast ist diese Erdenwohnung zu rauh gewesen, trotz der furchtbaren Hitze selbst, die ihm wohl lieber gewesen ist, als den meisten andern. Gott erhalte das liebe Mariechen [Lachmann's Pathe]. Lass mich gleich wissen, dass es bei ihr keine Gefahr hat. Recht wollte ich eigentlich erst schreiben, wenn ich die Zusätze zum Homer alle hätte; denn Du musst es ja selbst gefühlt und eingestanden haben, dass sie ganz vortrefflich sind und daher fortgesetzt werden müssen. Vier Tage darauf (24. August) schickt er ihm eigenes Manuscript vom Lucrezcommentar, an dem er gerade arbeitete: „Bin ich nicht ein rechter Narr, dass ich so eile, meine Sächelchen an den Mann zu bringen? Aber ich bringe sie an den rechten; denn es hilft nichts, Du hast die Entscheidung über Alles, Inhalt und Form. Ich habe zwar das Meiste noch nicht wieder gelesen, und ich schreibe selten ohne Schreibfehler: dennoch sollst Du mir Alles tadeln und jeden Tadel sagen, namentlich auch über mein Latein; denn Du kannst ja gar nicht wissen, was ich nicht weiss, oder was ich nur übereile, auch nicht ob ich das Uebereilte finden werde. — — Zu Deiner Beschäftigung und Zerstreuung, mein' ich, würden besser die Anmerkungen zum Homer dienen. Doch Du musst versuchen: erzwingen kann man in solchen Stimmungen nichts. Grüsse Deine liebe Frau herzlich: ich weiss wohl, dass sie ihres Vaters echte Tochter ist.“

Mit diesem schönen Namen bezeichnet Lachmann Hermann's Tochter Louise, welche Haupt am 7. April 1842 geheiratet hatte: wie er selbst in einem Briefe an Wolf sagt: „am Ziele jahrelanger Wünsche,“ eine Frau, die er herzlich liebte. Auch sonst gestaltete sich nach dem schweren Anfange sein Leben in Leipzig durchaus erfreulich. 1838 wurde er zum ausserordentlichen Professor designirt, 1841 wirklich ernannt und 1843 zum ordentlichen Professor. Sein Beruf machte ihm viele Arbeit (er arbeitet oft von früh 4 bis Abends 8), aber auch viele Freude.

Heirat, 1842.

Freundeskreis.

Waren so durch eine glückliche Ehe und eine schöne Berufsthätigkeit die Hauptbedingungen einer sonnigen Existenz erfüllt, so fand sich auch ein Freundeskreis zusammen, wie er selten gefunden wird. Theodor Mommsen und Otto Jahn gehörten ihm an; Mommsen schreibt einige Jahre darauf, als ein unvorhergesehenes Schicksal ihn nach Zürich verschlagen hatte, an Haupts Frau: „Für mich ist Leipzig eine Heimat gewesen und wird es bleiben, so lange der Kreis zusammenhält, der es mir dazu gemacht hat. Sie sollten mich eigentlich nicht schelten, wenn sich das nun nicht überall so wiederfinden will. Es gehörten seltene Fügungen und seltene Menschen dazu, um das hervorzurufen.“ Otto Jahn aber führt uns in der Biographie Danzel's (biographische Aufsätze p. 210) mitten hinein: „In dem Freundeskreise, in welchem Danzel nun (1848) verkehrte, ward viel Scherz und Neckerei getrieben. Eine mässige Anzahl von Männern, die sich zum Theil schon früher nahe gestanden hatten, ward durch die gemeinsamen Interessen und Erlebnisse des Jahres 1848 noch enger mit einander verbunden, und sie kamen damals in zwangloser Geselligkeit häufiger zusammen. Während alle die höchsten Interessen geistiger Bildung theilten und mit Ernst verfolgten, gehörten sie ihren Beschäftigungen, Studien und Liebhabereien nach sehr verschiedenen Richtungen an, und eben die Mannigfaltigkeit gab dem Verkehr den grössten Reiz. Von den Buchhändlern K. Reimer, S. Hirzel, G. Wigand machte Dr. H. Härtel den Uebergang zu dem ausschliesslich gelehrten Contingent von Haupt, Mommsen, Danzel und mir, denn Klee[1]) war damals schon nach Dresden gegangen. Namentlich für uns Gelehrte war der Umgang mit Männern unschätzbar, welche bei echter Bildung — was leider von den Gelehrten nicht so schlechthin gilt — von ihrer praktischen Stellung aus dem Leben ganz andere Gesichtspunkte abzugewinnen wussten und dem Verkehr einen reichen Inhalt gaben. Wie in den wichtigsten und höchsten Angelegenheiten, so war diese Gesellschaft auch einig im Behagen an Witz und Necken und die Kunst, seinen Nächsten zu schrauben, wurde mit eben so grosser Meisterschaft geübt, als die, sich schrauben zu lassen.“ Soweit Otto Jahn; in der Kunst heitere Geschichten vorzüglich zu erzählen und mit schlagenden Einfällen den Hörer zu packen, durch gutmütigen Witz anzuregen oder herben Spott abzuschrecken, ward Haupt bis zu seinem Ende bewundert. Dem oben geschilderten Freundeskreise gesellte sich später noch Gustav Freytag zu.

[1]) Klee, der ausgezeichnete Göthekenner, war schon von der Studienzeit her mit Haupt befreundet. Er war später Rector der Kreuzschule in Dresden. Auch Sauppe, den Haupt schon früh bei Hermann kennen und schätzen gelernt hatte, war schon lange fort von Leipzig.

Dasselbe Jahr 1848 aber wurde für Haupt verhängnissvoll. Tief ergriffen ihn die idealen Ziele, welche sich die Edelsten jener Zeit steckten [1]); er selbst hat ausgesprochen, was er erhoffte in der Rede zu des Königs Geburtstage (18. Mai 1848 opp. I, 236): „Aus den alten Gleisen des Denkens und Empfindens sind wir in ungewohnte Hoffnungen, in ungewohnte Sorgen gedrängt, in Hoffnungen für das Vaterland, dessen Einheit und Grösse nicht mehr als ein verlorenes Gut nur den rückwärts gewendeten Blicken erscheint, sondern vor aller Augen steht als höheres Ziel raschvordringendes Strebens, in Sorgen um das Vaterland, dem grössere Gefahren nie gedroht haben, als im Drange dieser gewaltigen Zeit. Wohl ist ein grelles Morgenroth uns aufgestiegen; es verkündet sturmvolle Tage." Es war dieselbe Gesinnung, die Begeisterung für ein einiges und mächtiges Vaterland, die ihn 1870 erfüllte; ein einiges, kräftiges Deutschland war sein Ideal, auf diesem Grunde erst werde ein gesundes politisches Leben sich entwickeln: Mit demokratischen Tendenzen hat Haupt nichts zu thun. Gustav Freytag erzählt in seinem Nekrologe das Weitere. „Er wurde thätiges Mitglied des deutschen Vereins, einer Partei, deren Tendenz etwa den jetzigen Nationalliberalen entsprach; er redete gut und feurig unter den Vereinsgenossen, und versagte sich nicht, auch ein wenig gegen die Herrschaft, welche damals die Linke durch ihre hochtönenden Phrasen über Bürger und Bauern ausübte, zu agitiren. Aber als im nächsten Jahre die Reaction der Regierungen eintrat und die zweideutige Politik Sachsens den Zorn der Reichsfreundlichen erregte, begegnete ihm, dass er wegen kräftiger Worte, die er in seinem Verein gesprochen hatte, denuncirt, in eine Untersuchung verwickelt und von seinem Amte suspendirt wurde. Zwei Jahre zog sich die Untersuchung hin, welche endlich mit seiner Freisprechung endigte. Trotzdem wurde ihm seine Entlassung als Universitätslehrer eingehändigt. Diese Massregel einer engherzigen Politik, welche ausser ihm noch zwei jüngere Collegen, Otto Jahn und Theodor Mommsen,

Das Jahr 1848.

Absetzung.

[1]) Auch Lachmann war anfänglich erfüllt von den neuen Ideen. Doch stellte er sich bald auf die Seite der Autorität und es trat in der allgemeinen Unklarheit bald sein preussisches Interesse in den Vordergrund. Am 27. Juli 1848 schreibt er: „Gott weiss wie gewissenhaft wir (ich meine mich ganz namentlich mit) den Sonderpatriotismus in uns geschweigt haben: aber dieser Entwurf von ....., $^3/_4$ Doctrin, $^1/_8$ Herschgelüst, $^1/_8$ Sonderhass gegen Preussen, insbesondere darin dieser Angriff gegen unser Heer, nein, dabei muss sich auch das geduldigste preussische Herz umkehren." Wie richtig er die ganze Sachlage auffasste, zeigen seine Worte vom 16. April: „Für Berlin wären wir auf gutem Wege, wenn sich endlich ein grosser Gedanke fände, der uns die tausende von Leuten, die nicht arbeiten wollen, vom Halse schaffte. Mit den Arbeitslustigen ist leicht durchzukommen."

[beide mit Haupt herzlich befreundet] traf, fügte der Universität Leipzig einen Schaden zu, an welchem sie lange Zeit gekrankt hat."

G. Hermann's Tod.

Am Ende des verhängnissvollen Jahres 1848 traf Haupt persönlich noch ein harter Schlag: es starb am 31. Decbr. sein Lehrer, sein Freund, ja sein zweiter Vater, Gottfried Hermann. Mit den Angehörigen trauerten viele; „wir können, schrieb Lachmann, die Seulen alter Zucht und Wissenschaft nicht entbehren in dieser Zeit, wo uns beide unter den Händen zu entwischen drohen, wo man auf allen Seiten nur Erbärmlichkeiten andringen sieht." Doch blieb der grosse Trost, dass das Gute und Edle, wofür der Mensch seines Lebens Kraft eingesetzt hat, nicht mit ihm stirbt. Nicht schwiegen die Freunde: „Jetzt darf ich es auch sagen, schrieb nach einiger Zeit Böcking — der Schmerz ist ja jetzt gewiss selbst ein Bestandtheil Eurer besten Freuden geworden — wie mir Hermann's Tod eine Art freudiger Trauer in die Seele gepflanzt hat: ich denke noch oft mit wahrer Erhebung an den Lebensgang des ganzen Mannes, den ich freilich nicht ganz erkennen konnte und kann, den ich aber so recht mit ganzem Vertrauen anschaue. Ich gäbe es nicht um sehr Vieles dahin, den Mann von Angesicht zu Angesicht gekannt zu haben und zu wissen, dass er auch mich um Euretwillen lieb gehabt hat. Es ist doch ein rechter und ächter Stolz, einen solchen Vater gehabt zu haben. Auch ich habe einen Vater gehabt, der ein edler Mann war, und diess Bewusstsein gehört zu meinem besten Reichthum." Aehnlich Lachmann: „Es ist ein schöner Tod, wo die freudige Erinnerung, ihn gehabt zu haben grösser ist als der Schmerz des Entbehrens, und in dieses Gefühl wird sich glaub ich selbst Deine liebe Frau bald finden. Du aber sollst Dich nun wegen Deiner Gesundheit zusammennehmen und schonen, weil es nöthig ist und geschehen muss."

Freundschaft zwischen G. Freytag und Haupt.

Aber das schlimme Jahr sollte nicht Verluste allein bringen: Gustav Freytag kam nach Leipzig und bald knüpfte sich zwischen ihm und Haupt eine Freundschaft, die für das Leben dauerte. Der Leser wird es mit mir dem Dichter danken, dass er selbst den Hergang uns geschildert hat: „Ich war, so erzählt er, im Jahre 1848 als Miteigenthümer und Redacteur der Grenzboten nach Leipzig übergesiedelt, und trat im Jahr darauf in den Kreis guter Gesellen, dem Haupt angehörte. Da ich aus der deutschen Philologie und als Zuhörer Lachmann's heraufgekommen war, gab schon dies viele Berührungspunkte, dass wir einander in der Politik nahe standen, förderte ein gutes Einverständniss. Haupt lebte — zumal seit er in Untersuchung war — sehr eingezogen. Aber er freute sich grade damals über den Besuch eines Gleichgesinnten, und es waren gute Stunden, die ich in der Abenddämmerung auf seinem alten Sopha in Gesellschaft seiner klugen und guten Frau verplauderte. Gern zogen

wir andern den ernsten, in sich gekehrten Mann zu geselliger Unterhaltung in eine stille Weinstube, und bis zu seinem Abgange von Leipzig waren er, Otto Jahn, Theodor Mommsen, Julian Schmidt, Salomon Hirzel und ich treue Genossen bei manchem guten Trunk. Auch Lachmann wurde bei seinem letzten Besuch in Leipzig von diesem Kreise umzingelt und fröhlich begrüsst. Aus solchem Verkehr kam uns beiden ein gutes Vertrauen zu einander und endlich eine feste Freundschaft. Er war geneigt, von dem leichtlebigen Schlesier Gutes zu hoffen, und ich fühlte eine recht innige Hochachtung vor dem reichen Wissen und dem starken Ausdruck des gewissenhaften und schwerflüssigen Gelehrten. So lange er lebte, war mir an seinem Urtheil über meine poetische Schreiberei viel gelegen, zuweilen am meisten, und als er mit dem ersten Bande der Ahnen einverstanden war, sorgte ich weniger noch als sonst um die Kritik Anderer.

Einige Jahre vor 'Soll und Haben' hatte er mich eines Abends beim Weinglase plötzlich aufgefordert, einen Roman zu schreiben. Dies stimmte zu stillen Gedanken, und ich hatte ihm zugesagt. Zu der 'verlornen Handschrift' aber musste er stärker beisteuern. Zwar in dem Charakter des Felix Werner ist nur soviel von Haupt's Art und Weise zu finden, als ein Poet von dem Wesen eines wirklichen Menschen aufnehmen darf, ohne sich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen, und ohne einem Andern durch Indiscretion und Unzartheit Unrecht zu thun. Eine gewisse, immerhin entfernte Aehnlichkeit [1]) hat Haupt selbst mit Behagen empfunden, und dieser Gemüthsstimmung gab er in seiner Weise dadurch Ausdruck, dass er sich zuweilen bei Zusendung seiner Berliner Programme auf diesen als „Magister Knips" verzeichnete, zumal seit er über den Ammian [2]) gekommen war.

Haupt und die verlorne Handschrift

Aber in anderer Art hat er zu der Fabel des Romans geholfen, denn als wir einmal zu Leipzig, noch vor seiner Berufung nach Berlin, allein mit einander an einem kühlen Orte sassen, offenbarte er mir bei der zweiten Flasche im höchsten Vertrauen, dass in irgend einer westphälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer alten Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, dass darunter noch

---

[1]) Diese Aehnlichkeit besteht in der Klarheit des Geistes, Entschiedenheit des Urtheils, Vorliebe für das Individuelle, vor allem in der hohen, sittlichen Auffassung der Wissenschaft.

[2]) Im ersten Kapitel des fünften Buches der verlorenen Handschrift wird der Falsarius, Magister Knips, von dem Professor Felix Werner entlarvt und zerknirscht. Verzweifelte Gedanken fahren ihm durch den Sinn und er ist geneigt, sich aufzuhängen. Er wird von diesem Acte der Verzweiflung durch den Gedanken abgehalten, dass er seine Conjecturen zum Ammianus nicht unvollendet im Stich lassen dürfe.

eine Handschrift verlorener[1]) Dekaden des Livius stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann, wie er in Erfahrung gebracht habe. Darauf machte ich ihm den Vorschlag, dass wir zusammen nach dem geheimnissvollen Hause reisen, und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfall exmittiren wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meinen dramatischen Qualitäten einiges Zutrauen hatte und wohl wusste, dass ich ihm in der Bereitung von Bowlen und andern Verführungskünsten über war, so war er damit einverstanden und wir kosteten das Vergnügen, den Livius für die Mitwelt dicker zu machen, als er ohnedies schon ist, recht gewissenhaft und fröhlich durch. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene projectirte Fahrt hat zu der Handlung des Romans beigesteuert. Sonst hat Haupt zu den Situationen der Erzählung nirgend beigetragen, er hat keinen Knips und keinen Fürsten zerknirscht, und die liebenswerthen Frauen, welche Licht in sein Hausleben trugen, hatten nichts mit Frau Ilse zu schaffen".

Die beiden blieben in dauernder Verbindung; Haupt schickte dem Freunde seine Programme und sonstigen Arbeiten zu, einmal, 1871, gab er ihm auch ein öffentliches Zeichen seines Gedenkens durch die Widmung seiner Ausgabe der altdeutschen Erzählung von dem übelen Wibe. Das Büchlein[2]) war bei seinem gewohnten Verleger, Hirzel, erschienen. Freytag antwortete in einem Briefe vom 8. Juni 1871 Folgendes:

Vom übelen Weibe.

Mein geliebter Haupt!

Wenige Stunden, nachdem ich meinen neulichen Zettel an Sie wegen Ihrer neuen Adresse[3]) zu Hirzel getragen und mich über das auffallend schlaue Gesicht des Nachbars gewundert hatte, sandte er mir sauber verpackt Ihr Buch in neumodischem Festgewand. Ich öffne vergnügt und erschrecke fast vor Freude als ich meinen Namen an ausgezeichneter Stelle erblicke. Ich danke Ihnen innig für dies Geschenk. Sonst widme ich lieber, als dass ich bewidmet werde. Diesmal aber wars eine grosse und recht gesunde Freude. Erstens freilich auch wegen der Menschheit. Es ist immer hübsch, wenn ein so hochgelehrter Mann, Kuirassier der Wissenschaft, mit einem leichten Schützen so zutraulich Arm in Arm geht. Dann noch mehr für alte Freundschaft und Treue. Ja wohl, wenn die

[1]) Cf. opp. I, p. 303—305. Ueber eine verlorne Handschrift des Livius.

[2]) Von dem üblen Weibe. Eine altdeutsche Erzählung. Mit Anmerkungen von Moriz Haupt. Leipzig, 1871.

[3]) Haupt war damals aus der Königgrätzer-Strasse in die Strasse am Karlsbade umgezogen.

grünen Schoten wieder blühen — was sie hoffentlich nächstens thun werden, — sinds zwanzig Jahr, dass wir einander kennen; aber ich muss sagen, in der ganzen Zeit, in der die Weltgeschichte sich zweimal auf den Kopf gestellt, es war immer ein ursicheres und säuberliches Vertrauen. Sie waren der erste, der mir rieth, einen Roman zu schreiben. Was ich darauf als mein Soll in Erwägung zog. Dafür habe ich in einem zweiten an Ihnen herumgeknipst. Und was ich sonst etwa versuchte, Sie waren immer einer der Wenigen, um deren Urtheil ich mir Sorge machte."

Der folgende Theil des Briefes gibt eine treffende Charakteristik aller Arbeiten Haupt's in der knappen Art, mit der er oft das Richtige nur hinstellte und es dem Leser überliess, über die wohlerwogenen Gründe selbst nachzudenken.

„Aber diesmal bin ich selber in der Lage Ihnen Bescheid sagen zu dürfen. Und sie haben mir das Recht gegeben, das Buch einmal recht kräftig gegen Sie zu rühmen. Denn es ist ja auch mein Buch Das ist nun grade so eine kleine, liebenswerthe, vornehme Musterarbeit, um Andern bis auf die Form ein Beispiel zu geben, denn auch die äussere Einrichtung ist so anmuthig, wie man nur wünschen kann. Ich bilde mir ein, aus wohlthätiger Rücksicht auf mich haben Sie diesmal in den Anmerkungen uns Andern reichlicher erklärt, und in Ihrer stolzen Bescheidenheit manchen schönen Fund mit kurzen Worten hingegeben. Und solche Stellen, wie der 'nacsnarz' sind [1]) Ihnen auch eigenthümlich. Man darf Ihnen zutrauen, dass Sie in Ihrer Gewissenhaftigkeit das Büchel der Welt noch Jahrlang vorenthalten hätten, wär's Ihnen nicht eingefallen, einem alten Gesellen eine Freude zu machen.

Nun ist der Zweck völlig erreicht, und ich merke, das zierliche Stück wird auch den Herren vom Fach eine dankenswerthe Gabe sein.

In der nächsten Woche hoffe ich Sie von Angesicht zu sehen. Es ist mir eine Aufforderung zugegangen, den Einzug anzuschauen, und da ich 66 nicht dabei war, will ich mirs diesmal gönnen. Die unruhigen Stunden werden doch für eine Friedenscigarre Raum geben. Ihren lieben

---

[1]) Gemeint ist eine längere gelehrte Anmerkung zu dem Worte nacsnarz, das im zweiundfünfzigsten Verse vorkommt:

nû hüete umbe den nacsnarz
swer êlichen neme ein Wip.

Vergleichen lässt sich, meint Haupt, vielleicht die Redensart 'einen Schelm m Nacken haben', was aber snarz eigentlich bedeute, weiss er nicht zu erklären.

Damen bitte ich meine herzlichen Huldigungen zu bestellen, Sie selbst aber, lieber Haupt, sollen, wie Sie sind, bleiben gut

Ihrem

treuen

Freytag.

Aehnlich schrieb er, nachdem ihm Haupt die zweite Auflage seines
Virgil. Virgil geschickt hatte: „Herzlichen Dank für Ihren Virgil. Dass Sie auch die kleinen Stücke dazugethan, erfüllt einen stillen Wunsch, den ich lange hatte. Und ich merke nach einem Vergleich einzelner Stücke mit dem landläufigen Text, dass auch hier die kritische Arbeit und die Funde, welche Sie gemacht haben, und die Sie in Ihrer stolzen Weise als selbstverständlich geben, manchem kleinen Hahn durch sein ganzes Leben den Kamm schwellen würden, wenn er sie gehoben hätte. Nur freilich konnte sie nicht jeder Kikeriki finden".

Auch Freytag aber sandte seine Werke an Haupt. Den ersten Band
Die Ahnen. der Ahnen begleitete er mit folgendem Schreiben (30. Novbr. 1872). „Mein geliebter Haupt. Es ist dumm, dass löbliche Buchbinderei mir den dürftigen Einband so lange verzögert hat, denn die Freunde sollen doch zuerst über den Autor zu Gericht sitzen. Diesmal ists also in historischem Stil. Vor Jahren, da ich mich mit den Bildern herumschlug, sagten Sie einmal, dass sie Studien sein sollten für einen historischen Roman. Es ist nun wohl so gekommen. Doch habe ich diesmal meinen lieben Lesern Hartes zugemuthet. Mich lockten Situationen und Farbe und vieles Originelle in der poetischen Empfindung der alten Knaben. Die Gefahr fremdartig zu bleiben und die grössere, der festen Schranken für das Wahrscheinliche zu entbehren, habe ich während der Arbeit oft empfunden, ebenso die unablässige Entsagung, welche diese vergangenen Menschen dem Schildernden auferlegen. Doch ich war einmal warm für die Idee geworden, und da war nicht zu helfen. Ich habe mich seit 67 damit getragen, aber reif ist die Geschichte mir erst unter den Eindrücken des Feldzuges von 70 geworden, und ich darf wohl sagen, es sind meine Kriegserlebnisse. — — Ein Leidwesen ist bei dieser Schreiberei, dass die Geschichte einen fortwährend vexirt, d. h. die historische Treue. Bei der Schule, welche Winfried einrichtet, habe ich aber doch die Wachstafeln vergessen, sie kommen in die zweite Auflage, an welcher gedruckt wird. Dabei fällt mir eine alte Frage an meinen lieben Philologen ein. Weiss man, was aus den 12 Wachstafeln geworden ist, welche nach 1600 in der Bibliothek des evang. Gymnasiums zu Thorn waren, und, wie nach Zernecke scheint, noch 1724 dort existirten? Einige davon sollten unleserlich gewordene

Briefe Cicero's enthalten. Nachsehen sollen Sie nicht, damit Sie nicht Zeit darauf verwenden, ich suche bei Gelegenheit die Stelle und sende sie Ihnen, falls ich nicht finde, dass der Verlust constatirt ist. Mir fiel voriges Jahr die Stelle auf, als ich die Flugschriften der Thorner Tragoedie durchlas."

Haupt begrüsste Ingo und Ingraban mit grosser Freude[1]); und er war wie wenige befähigt, gerade über dieses Buch zu urtheilen durch seine genaue Kenntniss der alten Zeit und den feinen ästhetischen Sinn. Er hielt mit seinem Urtheile nicht zurück, und hat, wenn es nöthig war gegen Unberufene den Dichter mit dem Feuereifer vertheidigt, welchen er für seine Freunde immer bewährte. Ich glaube ein so competentes Urtheil nicht verschweigen zu dürfen. Haupt antwortete [am 15. December 1872]:

Mein theurer Freund,

Ihr lieber Brief und Ihr liebes Geschenk verdienten ungesäumten Dank; aber Anfangs kam ich, von allerhand Arbeiten und Geschäften belastet, nicht zu ruhigem Lesen Ihres Buches. Messen Sie ja nicht meine Freude nach meinem bisherigen Schweigen. Was ich nun zunächst über Ihr Buch sagen könnte und als Bücherwurm etwa zu sagen berechtigt wäre, das ist zu sagen unnütz: denn der Studien[2]) auf deren sicherem Grunde Sie es erbaut haben müssen Sie sich selbst bewusst sein. Ich bewundere aber nicht etwa bloss den Umfang dieser Studien oder die Geschicklichkeit zerstreute Züge und Manches, das vereinzelt unscheinbar ist, zu zusammenhängenden Bildern zu vereinigen, sondern meine Freude ist besonders deshalb so gross weil in Ihrem Buche die uralte Zeit in ihrer Herrlichkeit und Starrheit, in aller edlen und bösen Leidenschaftlichkeit, so lebendig geworden ist, wie in gar keinem anderen. Die Studien werden die nicht merken, die von der Edda, den nordischen Sagen, den zerstreuten deutschen Ueberlieferungen nichts wissen; aber die Wahrheit Ihrer Schilderungen werden Alle glauben, die Sinn für Einheit und Zusammenhang der Sitten, Anschauungen und Thaten haben. Man scheut sich, ich wenigstens, Freunde ins Gesicht zu loben, ich muss es aber doch sagen, dass ich in dem Bereiche Ihrer Erzählungen kein historisches Werk von

[1]) Gustav Freytag hat erst auf meine ausdrückliche Bitte den Abdruck der Briefe Haupt's an ihn gestattet. Ich denke, die Leser sind ihm mit mir für diese Erlaubniss dankbar.

[2]) Ueber diese Studien handelt Scherer im Maiheft (5) der Preussischen Jahrbücher 1873 p. 481 ff. Aus dem deutschen Alterthum. Dichtung und Wahrheit. Gustav Freytag, die Ahnen, I.

solcher Innerlichkeit kenne, und vollends keine Dichtung von solcher thatsächlichen Wahrheit. Der Stil scheint manche Leser zu befremden; wenigstens habe ich schon gegen einen Weisen, der ihn gesucht fand, grob sein müssen (was mir auch vollkommen gelang); ich finde Ihre Sprache meisterhaft, nie heraustretend aus den Schranken der alten Zeit und nie das Harte, Springende, Formelhafte übertreibend. Ein rechter Beweis Ihres sicheren Gefühles und gleichsam der Wiedergeburt der alten Zeiten in Ihrem Geiste ist es mir, dass im Ingraban der Ton schon etwas gemildert ist. Am Ingo muss ich noch etwas einzelnes rühmen, von dem mir noch ehe ich Ihr Buch besass, ein sehr einsichtiger Kenner altnordischer und altdeutscher Dinge, der Professor Kirchhoff, mit grosser Freude erzählte, das sind die neckenden, höhnenden und trotzenden Wechselreden. So wird nicht selten in der Edda, oft in den nordischen Sagen geredet, und dass es in Deutschland ebenso war, zeigt vor allem der Waltharius.

Ich habe Ihnen nichts geschrieben, was als Gedanke sonderlichen Werth hätte, aber es ist Ihnen doch wohl lieb zu vernehmen, dass ich mich über Ihre Dichtung von Herzen freue. Die Fortsetzung durch lichtere Zeiten ist wohl leichter als es war diese frühesten Zeiten zu zwingen dass sie Rede ständen.

Von den Thorner Wachstafeln habe ich einmal gelesen. An Cicero's Briefe ist nicht zu denken, es sei denn, dass Jemand so gutmütig sein will, zu glauben, dass Cicero's eigene pupillaria an die Weichsel gelangt seien (auf dem Wege des Bernsteinhandels, wie man bei solchen Dummheiten zu sagen liebt). Es werden Rechnungen oder Protokolle sein oder gewesen sein. Wachstafeln solches Inhaltes sind aus dem Mittelalter noch viele übrig; die letzten, die ich sah, liegen in Goslar auf dem Rathhause. Abschriften auf Wachs gab es nie, immer nur Concepte oder was für den Augenblick bestimmt war."

Ausser dem persönlichen Interesse hat dieser Brief noch das andere, dass er zeigt, wie Haupt Dichtungen überhaupt beurtheilte. Dass das Ganze früher sei als die Theile, dass das Wesen des Ganzen die Theile bestimme, dieser von Aristoteles ausgesprochene Satz, war eine feste Norm seiner Aesthetik. Darum entschuldigt er sich gewissermassen, wenn er etwas einzelnes lobt. Noch deutlicher zeigt dies die Antwort auf die Uebersendung des 'Nestes der Zaunkönige' (26. Decbr. 73): „Ihre Zaunkönige flogen bei mir ein, als ich über einer sehr trockenen Arbeit sass. Die schob ich denn bei Seite und las Ihr Buch, und seitdem noch einmal. Wie sehr mir die erste Abtheilung der Ahnen behagt hat, wissen Sie, die zweite habe ich mit derselben Freude gelesen. Auszusetzen habe ich nur eines, und dies als rechter philologischer Kalmäuser. Sladenkop

kann Herrn Gerhard's Fechter nicht geheissen haben: denn Kopf (cupa) wird auf Hirnschale und Haupt erst im 13. Jh. übertragen. Schwerlich gibt es ältere Beispiele, als die ich zum übelen Weibe S. 67 angeführt habe.

Sie haben das Leben der Zeit wundervoll ergriffen, das Klosterleben und die keimende Ritterschaft, und die Leute wandeln alle leibhaftig vor einem. Einzelnes gelobt zu hören, ist einem Dichter wohl nie sonderlich angenehm; ich muss es aber doch sagen, dass ich die Gerichtsscene zu dem Besten rechne, das Sie jemals gedichtet haben. — Schade ist es, dass Ihr Mönch Gozbert nichts von der Hersfelder Handschrift des Ammianus [1]) sagt. Magister Knips vermisst dies schmerzlich. Die beiliegenden Emendationen (ein Theil derer, die ihn einst vor dem Hängen bewahrten) hat er mir für Sie zugestellt. Auch begehrt er, dass Sie aus Ihren Bildern die Conjectur zum Ammianus ausstreichen; senium (wie γῆρας) bedeutet nie die abgeworfene Schlangenhaut. Der Mann hat wirklich Recht. Gewusst habe ich es auch, aber Sie vernehmen es besser von einer solchen Auctorität.

Leben Sie recht wohl und freuen Sie sich der Freude, die Sie vielen guten Leuten gebracht haben und machen sie die Hoffnung des Gecken in der Nationalzeitung, dass Ihnen der Stoff allmählich ausgehen werde, zu Schanden.

Ihr alter getreuer

M. Haupt.

Die Freundschaft der beiden war aber nicht eine nur litterarische mit theoretischem Interesse, sondern getragen von warmer persönlicher Theilnahme. Als Haupt's Tochter Louise sich verheiratet hatte, schrieb Gustav Freytag: „An Louisens Vermählungstage habe ich Ihrer mit treuem Herzen gedacht . . . ., jetzt begrüsse ich Louisen direct mit meinem Büchel [die Ahnen, 1]. Ich wollte, dass meine Wünsche für das Glück Ihres geliebten Kindes die kräftige Einwirkung auf ihr Leben hätten, welche die Vorfahren guten Wünschen zuschrieben. Dann sollte es ihr wohl im Leben gedeihen, bei Grossem und Kleinem."

Kehren wir zurück zu dem Jahre 1851, in welchem Haupt seines Amtes entsetzt wurde. Vom 22. April datirt das Decret; wenige Wochen vorher aber hatte das Schicksal noch härter an ihn gerührt: Carl Lach-

[1]) Der letzte Theil des Briefes gibt eine Probe von Haupt's Sprechweise, wenn er heiteren Sinnes zu Scherz geneigt war; zugleich erinnert er an die Erzählung, die G. Freytag oben gab, dass Haupt zuweilen der 'verlorenen Handschrift' gedachte und sich oft als Magister Knips unterzeichnete, seitdem er über den Ammian gekommen war. — Magister Knips wird von verzweifelten Gedanken abgehalten durch den Gedanken, dass er seine Conjecturen zum Ammian nicht unvollendet im Stich lassen dürfe.

Lachmann's Tod 1851.

mann starb am 13. März. Da er unverheiratet war, so war er in der letzten Stunde auf der Freundschaft Hilfe angewiesen; Haupt allein liess er zu sich, und der hat ihn gepflegt und ihm die Augen zugedrückt. Die gleichen Studien hatten beide zusammengeführt, dieselbe Geradheit und rückhaltlose Wahrhaftigkeit der Charaktere, dasselbe hohe Bewusstsein einer grossen Sache in reinem Sinne zu dienen, dazu eine Uebereinstimmung der ganzen Art auch in kleinen Zügen, ja Schwächen, kurz das 'Homogeneum', wie man im vorigen Jahrhundert eine nicht weiter zu erklärende Sympathie zweier Menschen nannte, hatte sie zu Freunden gemacht. Die gleiche Beherrschung aber beider Gebiete, des classischen und des deutschen Alterthums, die gleiche Vorliebe für die fundamentirenden Disciplinen der Philologie, die Kritik und Exegese der Schriftsteller, praedestinirten Haupt auch zum würdigsten Nachfolger Lachmann's. Und

Berufung nach Berlin.

nach kurzer Musse ward ihm diese ehrenvollste Genugthuung: er wurde 1853 an die Universität Berlin an Lachmann's Stelle berufen.

Lachmann's Einfluss auf Haupt.

Lachmann ist der Entdecker einer heute als selbstverständlich geltenden Weise Schriftstellertexte zu behandeln; die methodisch geübte diplomatische Kritik stammt erst von ihm her. In einer Reihe meisterhafter Ausgaben übte er diese Kritik und gab durch sie die Beispiele, an denen sich eine bestimmte Technik herangebildet hat. Haupt bezeichnete Lachmann's Ausgabe des Propertius (1816) als die erste, welche die Ueberlieferung methodisch verwerthe. Vor Lachmann hatte Scaliger das Richtige oft geahnt, nur Bentley bewusst gethan, freilich ohne ein Wort darüber zu verlieren, nach ihm J. Bekker, Ritschl, andere. Ebenso epochemachend ist Lachmann auf dem Gebiete der höheren Kritik von Dichtungen, welche in volksmässigem Gesange ihren Ursprung haben, in den Nibelungen und der Ilias[1]), epochemachend zugleich für die deutlichere Erkenntniss des Wesens volksmässigen Gesanges; und noch mehr: er hat die Wissenschaft der altdeutschen Metrik begründet nicht blos, sondern beinahe auch vollendet; er hat für die Geschichte der altdeutschen Litteratur und deren feste chronologische Einordnung mehr gethan als irgend ein anderer. Haupt hatte in der Schule Hermann's ein klares, scharf auf das Wesentliche gerichtetes Denken, ein genaues Beobachten der allgemeinen sprachlichen und der speciellen Autoreigenthümlichkeiten anwenden lernen, und gesehen wie mit angeborenem Takte den Handschriften gegenüber, mit genialem Weitblick und in hohem Grade poetischem Sinne an den verderbten Texten selbst Hermann Kritik übte. Zu derselben geistigen Thätigkeit fand sich unter der Einwirkung dieses Beispiels Haupt

[1]) Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes der Nibelungen Noth. 1816. (Kl. Schriften, I, 1–81); Betrachtungen über Homer's Ilias. I (Buch 1–10) 1837, II (10–24) 1841.

um so mehr hingezogen, als er von Natur schon dazu neigte. Was Hermann noch fehlte, die methodische Behandlung der Handschriften fand er bei Lachmann; das divinatorische Genie war beiden eigen.

So war es natürlich, dass er Lachmann's Bedeutung vor andern erkannte und bewunderte. Ebendarum aber stand ihm als Aufgabe fest in Lachmann's Methode weiter zu lehren. Die erste Rede, die er in Berlin hielt, handelte 'de Lachmanno critico'; in ihr stellte er Lachmann als das Ideal eines Kritikers hin und gab am Ende zusammenfassend die allgemeinen Züge dieses Bildes: „In critica arte qui cum Lachmanno conparari possint, paucos et fuisse et futuros esse existimo. Sed subtilitatem eius in cogitando, sed laboris adsiduitatem, sed in necessariis diligentiam inutiliumque contemptionem, denique constantissimum illud veritatis studium et imitari possumus omnes et discipulos ut imitentur, instituere. Id me sedulo facturum esse promitto."

Haupt hat dieses sein Versprechen treulich gehalten; ja er hat mehr für Lachmann's Ansichten und Lachmann's Ehre gewirkt, als es dieser selbst gekonnt hätte. Haupt durfte es thun, weil er in allen methodischen Grundsätzen mit dem Freunde übereinstimmte und indem er sie verbreitete nur im Dienste der Sache wirkte; er durfte es thun, weil er des Eigenen in reichster Fülle gab; er konnte es endlich noch mehr als jener, weil seine Vorlesungen zu den besuchtesten der Universität gehörten, während Lachmann [1]) sich in der Regel auf ein kleines Häuflein von Zuhörern beschränkt sah.

Wie im Vorgefühle Alles dessen, was kommen sollte, schrieb Lachmann reichlich zwei Monate vor seinem Tode am Weihnachtstage 1850 an den Freund: „Ich bin zwar jetzt durchaus wohl und besitze namentlich ein γόνυ χλωρὸν [er hatte lange am Knie gelitten]; doch aber kann ich die Plackereien seit dem 25. Octbr. nicht vergessen (14 Tage halb gesundes Quälen, 14 Tage Podagra, 14 Tage Augenentzündung, 14 Tage Mattigkeit von entzogenem Fleisch und Wein — nicht Bein), und ich bin in einer gereizten Stimmung, die durch das kleinste erregt wird und mich dann wieder ärgert. Nur muss ich mir doch zur Ehre nachsagen dass davon Niemand etwas merkt, ausser wer mir sehr gut oder lieb ist; und vor solchen kommen die ärgerlichen Stimmungen nicht, weil ich um nichts weniger reizbar für alles Angenehme bin — —. Ein Gutes weiss ich doch unter anderem an Deiner Lage, das Nichtlesen, weil Du noch jung

[1]) Am 27. Novbr. 1841 schrieb Lachmann an Haupt: „Haben Sie schon einmahl vor vier Zuhörern gelesen? Das thue ich jetzt den Parcival. Es ist mir aber doch fast zu mühsam, und ich muss mich mit meiner Tugend trösten." Vgl. Zacher in seinem Nekrologe Haupt's. Zeitschrift für deutsches Alterthum, V, 455.

genug bist, um in der Zwischenzeit eine angenehme Wut auf das erneuerte Lesen (wenn auch grade nicht in Leipzig) zu kriegen. Mir ist ganz anders zu Sinn, und ich glaube, dass ich schon in weniger als 10 Jahren mir ein zu alter Professor scheinen werde: es kommt gar zu selten, dass durch Sache oder Person ein Junge ordentlich erwärmt wird. Du hast gut reden, Du könntest nicht 2 Seiten der meinigen schreiben: ich fühle es gut genug, dass ich in keiner Zeile Deine Dialektik nachmachen kann, dass ich für Eure fleissige und fruchtbare Gelehrsamkeit nicht Gedächtniss nicht Geschick habe. Und nun gar die Grimm'schen Aufsätzchen: es ist wahr, ich mag sie nicht schreiben, aber ich kann es auch nicht und eine solche fahrige Genialität liegt ganz ausser meiner Fähigkeit. 'Nippaldei' hat, wie ich wohl fühle, dem Lucrez viel zu Grosses nachgesagt: aber worauf ich grade den einzigen Werth lege, das, was ich dem Marullus [1]) und Deinem Erec nachgerühmt habe, das hat er den Interpunktionen und Emendationen nicht angemerkt: und das thut mir insofern weh als ich sehe dass ich darin wieder ausser der Zeit bin und also eigentlich abziehen könnte."

Was in diesen Zeilen Lachmann Haupt's Dialektik nennt, ist das, worin Haupt seinem Lehrer Hermann näher stand, als sein Freund: der philosophische Geist. Wie sich in mündlichem Vortrage die aus ihm hervorgehende Gewandtheit zeigte, hat Scherer in seinem Nekrologe also geschildert: „Haupt hat Achtung vor der Ueberlieferung und massvolle Kritik gepredigt. Der Schwerpunkt seines Unterrichtes war eindringende und schützende Interpretation. Wie ein Löwe vertheidigte er seinen Autor gegen unberechtigte Erklärungs- und Verbesserungsversuche. Ein Schlag nach rechts — und da lag ein Gegner, ein Schlag nach links — und da lag ein zweiter. Dann liess er das Richtige in die Augen springen, dass man gar nicht zweifeln konnte. Was er so hinstellte, das war wie in Stein gemeisselt. Seine Rede klang monumental, er sprach immer kurz, bündig, mit unbeirrbarer Sicherheit." Es wird sich zeigen, dass diese eindringende und schützende Interpretation ihren Grund hatte in Haupt's eminent historischem Sinne, und dass die Erweckung und Verbreitung dieses historischen Sinnes der Lebenskern und das eigentliche Ziel seiner ganzen Thätigkeit war.

Es ist wahr, dass Haupt in seiner unbedingten Verehrung Lachmann's insofern zu weit ging, als er gegen jede Meinung, die von Lachmann's Ansichten abwich oder gar ihm widersprach, von vorn herein ablehnend,

[1]) Er rühmt dem Marullus in der praefatio zum Lucrezcommentar (p. 11.) das nach, was er selbst für die einzige, aber unerlässliche Bedingung alles Verständnisses bezeichnet, sich ganz in seinen Schriftsteller eingelebt zu haben: „Marullus, ortu Graecus, sed in poesi Latina eximius, qui se totis viribus in Lucretii ingenium et artem insinuaverat."

mindestens misstrauisch sich verhielt; und zum Ueberdruss oft ist ihm daraus ein Vorwurf gemacht worden. Wer aber neidlos bedenkt, was Lachmann geleistet hat, und berücksichtigt, dass die beiden, von Natur wahlverwandt, durch eine siebzehnjährige herzliche Freundschaft und völlige Gemeinschaft der Studien förmlich zu einem Wesen sich zusammenlebten, wird Haupt's absolute Verehrung begreifen. Es kommt dazu, dass die deutsche Philologie bis zu Lachmann's Tode das Beste wirklich dem kleinen Kreise verdankte, dem Lachmann angehörte. Der Studirende aber, der Haupt's Hinweisungen nicht blos anhörte, sondern durch eigene Thätigkeit sich zu Nutze machte, konnte nur dabei gewinnen; galten sie doch nie Persönlichem, sondern allein Lachmann's Methode: wie er sollten die Studirenden als einziges Motiv ihres Studiums die unverfälschte Liebe zur Wahrheit betrachten, wie er sollten sie sich nachempfindend in das Alterthum einleben, wie er auf diesem Grunde eine besonnene Kritik üben lernen. Und von wem könnte man, Bentley ausgenommen, dies besser, als von ihm? Wesen d Kritik.

1854 trat Haupt in die Berliner Academie der Wissenschaften ein: „Ich habe keine Leistungen aufzuweisen, die tief eingriffen in den Gang der Wissenschaften, ihre Grenzen erweiterten oder in unerforschte Tiefen zu den Gründen der Erscheinungen drängen". Diese seine Worte zeigen ihn in der 'stolzen Bescheidenheit', in welcher er sich geradezu schämte für mehr gehalten zu werden, als er war. Geflissentlich hebt er, um solche Gefahr zu vermeiden, die Gesichtspunkte hervor, unter denen ihm seine Leistungen und die Leistungen der philologischen Kritik überhaupt gering erscheinen mussten. Wie aber wären jene grossen Leistungen möglich ohne die Kritik? Was wäre die gesammte Geschichte der politischen ebenso wie der geistigen Entwickelung der Völker, ohne sie? Ein Haus ohne Grund. Und wie viel solcher Paläste sind nicht nach kurzem Glanze wieder zusammengebrochen! „Die Kritik sichert jeder philologischen und historischen Forschung den Boden und bietet ihr den Stoff geläutert und gesichtet dar".

Diese 'nützliche und ehrenwerthe Dienstbarkeit' ist aber nur die äussere, allen sichtbare Seite, der wahre, methodisch verfahrende Kritiker muss noch mehr leisten, was nur der Kenner in der fertigen Arbeit bemerkt: „Die Kritik ist untrennbar von der Erforschung des Individuellen, von dem Eindringen und nachempfindenden Einleben in die Persönlichkeit der alten Schriftsteller". Welch' staunenswerthe Kenntniss aber des classischen wie des deutschen Alterthumes Haupt besass, darüber ist unter denen, welche in der kritischen Ausgabe eines Schriftstellers mehr zu sehen verstehen, als die Sammlung der Varianten, nur eine Stimme. Der Sprachforscher aber und der Historiker werden in der langen Reihe von Ausgaben, die er geliefert hat, Quellen finden von einer Reinheit,

der sie unbedingt vertrauen dürfen. Der grössere Theil dieser Arbeiten gehört der deutschen Philologie an. „Haupt gehörte freilich — das sind Scherers Worte — nicht der ersten, grossen Gelehrtengeneration unseres Jahrhunderts an, wie Jacob Grimm und Lachmann. Diese waren Bahnbrecher und Zielzeiger; ihre nächstjüngeren Genossen konnten nur Helfer sein, sie konnten nur fortsetzen, was jene begonnen. Die neuen Methoden brauchten umfassende Anwendung, diese Methoden selbst waren nicht ohne weiteres übertragbar, wie man eine neue Maschine fertig aufstellt, die dann in jeder Fabrik nachgemacht und zu deren Gebrauch jeder beliebige Arbeiter geübt werden kann. So sind wissenschaftliche Methoden überhaupt nicht, und die Methoden der Geisteswissenschaften, die Philologie voraus, am allerwenigsten. Die Uebertragbarkeit beruht bei ihnen wesentlich auf der innern Verwandtschaft der forschenden Individuen. Und da hätte der deutschen Philologie ein grösseres Glück gar nicht begegnen können, als dass ihr neben und nach Lachmann ein Fortsetzer und Mitarbeiter, wie Moriz Haupt erstand". Hinzufügen darf ich 'mit Lachmann'; denn nicht Haupt allein war in diesem Freundschaftsbunde der Empfangende.

Berlin. In Berlin blieb Haupt bis zu seinem Tode. „Volle einundzwanzig Jahre [Kirchhoff's Worte] ist er als academischer Lehrer und Leiter des Seminars, als stets schlagfertiger und um Stoff nie verlegener Programmatarius, als angesehenes und einflussreiches Mitglied der philosophischen Facultät für die Bedürfnisse und das Wohl der Berliner Universität unablässig thätig gewesen. Die Berliner Academie, der er bereits seit 1846 als correspondirendes Mitglied angehört hatte, wählte ihn im Jahre 1853 zu ihrem ordentlichen Mitgliede, die philosophisch-historische Klasse nach Böckhs Rücktritte im Jahre 1861 zu ihrem ständigen Secretär. Auch ihren Interessen widmete er seine Kräfte mit der ganzen Ausdauer und Energie, die seinem Wesen eigen war". „Er lebte in angestrengter Thätigkeit [Freytag], in der aristokratischen Zurückgezogenheit eines Gelehrten, als ein geehrter und von seinen Gegnern mit Scheu betrachteter Führer der Universität und Academie. Sein Privatleben wurde durch den Tod seiner heissgeliebten Gattin und durch Krankheitsfälle verdüstert, welche seine Familie jahrelang in Sorge erhielten; zwei aufblühende Töchter und eine Freundin derselben, welche als Pflegetochter seinem Haushalte vorstand, widmeten ihm liebevolle Pflege. — Er hatte unter dem deutschen Bunde lange Zeit die Ohnmacht und Zersplitterung Deutschlands schmerzvoll gefühlt und von Preussen Hilfe gehofft. Seit er dahin versetzt war, fühlte er feurig den Vorzug, einem grossen Staatswesen anzugehören. Sein Vertrauen zu der Kraft und Zukunft des Staates wurde auch durch die öde Thatlosigkeit und die widerwärtigen Erscheinungen der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. nicht erschüttert. Und als die

neue Zeit hereinbrach und der Staat zum Kriege rüstete, da flammte in ihm die patriotische Begeisterung so mächtig auf, dass ihm kein Opfer, das er selbst zu bringen vermochte, gross genug schien, und die Siege unserer Waffen sind schwerlich irgendwo mit tieferer, leidenschaftlicherer Bewegung gefeiert worden, als von ihm".

Freundeskreis, Griechische Gesellschaft.

In Berlin fand Haupt schon einen Kreis befreundeter Gelehrten vor, von denen die grössere Zahl einen äusserlichen Vereinigungspunkt in einer „Griechischen Gesellschaft", der sogenannten „Griechheit[1])" hatten. In ihr wurden gemeinsam griechische Schriftsteller gelesen, und an diese Lectüre schloss sich ein heiteres Mahl an. Allwöchentlich versammelte man sich einmal der Reihe nach bei den einzelnen Mitgliedern. Als Haupt, wie der Kunstausdruck für die Aufnahme lautet, 1853 in's Griechische übersetzt wurde, waren Mitglieder: Imm. Bekker, C. W. Kortüm, Aug. Meineke, Gust. Parthey, Mor. Pinder, Th. Brüggemann, Ad. Trendelenburg, Gust. Homeyer, Georg Pertz, Ferd. Ranke. Ihnen gesellten sich noch zu: Theodor Mommsen, Justus Olshausen, Rudolf Hercher[2]), Ad. Kirchhoff, Herm. Bonitz, Chr. Twesten, Fr. Dillmann. Haupt bekleidete lange das Amt des Vorlesers, und es wird von ihm gerühmt, wie er die Sätze mit so richtiger Betonung und in so wohlüberlegter Gliederung las, dass schon diese Vorlesung eine Erklärung war. Auch gesellschaftlich war er mit seinem unerschöpflichen Talente, heitere Geschichten trefflich zu erzählen, einen Scherz zu machen und einen zu verstehen ein sehr belebendes Element. Mit der obigen Reihe von Namen ist nur der Kreis bezeichnet, dem Haupt's nächste Freunde angehörten. Auch Lachmann war Mitglied gewesen, mit Imm. Bekker und Meineke war Haupt durch Lachmann bekannt, mit Theod. Mommsen, der ihm auch den ersten Band seiner römischen Geschichte gewidmet hat, schon von Leipzig her eng befreundet. Mit Böckh (so erzählt Kirchhoff), dem Altmeister einer wesentlich verschiedenen Richtung der Alterthumsstudien, welche vorübergehend zu der Hermann'schen Schule in einen scharfen, auch äusserlich ausge-

---

[1]) Ausführlicher ist über diese Gesellschaft die Rede in M. Hertz. Biographie Lachmann's, p. 211 ff. Parthey hat in scherzhafter Form die 'origines Graecitatis Berolinensis' für die Freunde beschrieben; Haupt als 'ein Hauptrecensent' eine Kritik darüber geschrieben, welche den Ton Lessing's auf das glücklichste trifft. Die angeführte Liste der Mitglieder ist diesem Schriftchen entnommen. Ich verdanke die Kenntniss Hercher.

[2]) Rudolf Hercher, den ein neidisches Geschick der Wissenschaft und den Seinen zu früh entrissen hat, war Haupt in treuer Freundschaft zugethan. Von ihm stammt das folgende Epigramm für eine antike Vase, die Haupt's Tochter ihrem Vater als Aschenbecher schenkte. Haupt rauchte stark.

Τερροδόκην φιλοδαδοβόρῳ Κεφάλῳ Κεφαλίνη
ἄνθετο τρωγομένων μνημόσυνον δαΐδων.

sprochenen Gegensatz getreten war, trat er bis zu dessen Tode in ein dauerndes Freundschaftsverhältniss, welches auf der Grundlage aufrichtiger gegenseitiger Achtung und Werthschätzung ruhte. Auch mit Gerhard verkehrte er, seiner warmen Verehrung gegen die Grimm's hat er trotz einer kleinen Differenz in der Gedächtnissrede auf Jacob Grimm ein schönes Denkmal gesetzt, mit Müllenhoff unterhielt er fast bis zuletzt einen regen Verkehr.

Noch mit manchem bedeutenden Manne stand Haupt in Verbindung[1]); viele Menschen waren ihm für Gefälligkeiten, viele auch für grosse Dienste dankbar; denn er that in uneigennützigster Weise mit seinem Vermögen sowohl als mit seinen wissenschaftlichen Schätzen Gutes; er hatte z. B. bei seinen vielen Interessen von unterschiedlichen Schriftstellern Collationen machen lassen; wenn er damit Jemand unterstützen konnte, so that er es bereitwillig; denn es kam ihm bei allem, was er that, nur darauf an, die Wissenschaft zu fördern: ein eifersüchtiges Zurückhalten seiner oft mit bedeutenden Kosten angeschafften Erwerbungen war ihm fremd. Bei allem Guten aber, was er übte, liess er die Linke nie wissen, was die Rechte that; ich selbst würde keine Kunde haben, erzählten nicht davon seine Freunde (die Dankesbriefe hat er vernichtet), und von den litterarischen Diensten viele Dankepisteln in seinem Nachlass. Eine solche schliesst mit den Worten, die auch ich mir aneigne, wenn ich diese Skizze mit ihrem Gegenstande vergleiche: „So wenig für so viel".[2])

Litterarische Thätigkeit.

Die Betrachtung dieses reichen Lebens soll mit einem Ueberblicke über Haupt's litterarische Thätigkeit enden. Schon in Zittau gab er mit Hoffmann von Fallersleben die 'altdeutschen Blätter' heraus (2 Bände. 1836—1840), Texte und kleinere Mittheilungen enthaltend, ein Heftchen mittellateinischer Inedita: 'Exempla poesis latinae medii aevi edita a Mauricio Haupt Lusato' veröffentlichte er in Wien 1834 (Wolf und Endlicher gewidmet), eine bedeutende Anzahl Recensionen stammen ebenfalls aus der Zittauer Zeit.

In Leipzig entfaltete Haupt eine bedeutende Thätigkeit. Nach den 'Quaestiones Catullianae' (1837) erschien 1838 seine Ausgabe der Halieu-

[1]) z. B. Böcking, Dietz, Karajan, Rudorff, Scherer, Steub, mit Madvig in den letzten Jahren. Madvig schickte ihm 1873 den zweiten Band der adversaria critica: „Es gibt nicht leicht Jemanden, dessen Beifall mir lieber sein wird". Ueber sein Verhältniss zu Ritschl wird später in dem Abschnitte über Plautus die Rede sein.

[2]) Meinem Collegen, Herrn Prof. Voigt, verdanke ich die Hinweisung auf Folgendes: „Das mittellateinische Gedicht 'Reinardus Vulpes' hat ein Leipziger Schüler Haupt's, Wilhelm Knorr, herausgegeben, Haupt's Name steht fast auf jeder Seite; denn: „Quae est eximii illius viri liberalitas, non solum de dubiis illis quos laudaveram locis quid sentiret mecum communicavit, verum etiam permultas quas poemate semel perlegendo fecerat emendationes mihi transmisit."

tica des Ovid und der Cynegetica des Gratius und Nemesianus (als Erstlingsgabe dem Vater gewidmet), 1841 die 'Observationes Criticae', Bemerkungen zu Catull, Lucrez, Horaz, Virgil, Properz, Ovid, Livius Andronicus, Lucilius, Tibull enthaltend, 1847 die Zusätze zu Lachmann's Betrachtungen über Homers Ilias, 1849 gab er aus Hermann's Nachlasse Bion und Moschos heraus, 1851 als 'den Versuch, auch einen alten Schriftsteller in ein elegantes Gewand zu kleiden' ein zierliches Büchlein seiner eigenen Arbeit, den Text des Horaz, 1852 wurde nach mühseliger Arbeit Hermann's Aeschylus vollendet, dessen Herausgabe der sterbende Hermann Haupt als ein Vermächtniss in die Hand gelegt hatte.

Noch bedeutender aber erscheinen seine Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie. Zunächst erwarb er sich das grosse Verdienst, dass er im Jahre 1838 bei der Weidmann'schen Buchhandlung den Plan eines durch die Brüder Grimm auszuarbeitenden deutschen Wörterbuches [1]) in Anregung brachte.

Eine Fortsetzung der altdeutschen Blätter ist die "Zeitschrift für deutsches Alterthum", nach der von Haupt verfassten Ankündigung bestimmt für "die Litteratur, die Sprache, die Sitten, die Rechtsalterthümer,

---

[1]) „Was meinen Sie zu einem Plan" — schreibt Jacob Grimm an Lachmann am 12. März 1838 — „den die Leipziger Reimer und Haupt anregen, von einem ausführlichen deutschen Wörterbuche?" [mitgetheilt von Scherer im Nekrolog]. Bescheiden stellt Haupt in der Gedächtnissrede auf J. Grimm (opp. III, 198) seine Thätigkeit in den Hintergrund. „Den Plan eines deutschen Wörterbuchs hatten die Verleger, Karl Reimer und Salomon Hirzel, schon lange gehegt, als die unfreiwillige Musse die den Brüdern die Vertreibung aus Göttingen gebracht hatte den Versuch wagen liess, das grosse Unternehmen in diese besten Hände zu legen. Eine Reise, auf der ich Karl Reimer im März 1838 nach Cassel zu Jacob Grimm begleitete, führte bald zur Verständigung und Zusage; im Sommer 1838 ward der Plan ausführlicher von Jacob Grimm in Leipzig entworfen." (Vgl. Scherer, Jacob Grimm p. 157.) Lachmann schrieb an Haupt: „Wegen des Wörterbuchs habe ich Hirzel meine Meinung gesagt und sie an Jacob geschrieben. Zunächst, um ja die historische Sicherheit fest zu halten, fasse ichs bescheiden als Lexicon einer todten Sprache, und rathe die ersten Ausgaben der Crusca und Robert und Carl Stephanus zum Muster zu nehmen; nur als Grundlage, ja nicht sogleich für alle ungelehrten Wünsche. Etwa in der dritten Ausgabe kann es so gut wie Gesners Thesaurus werden: glücklich wer das noch erlebt. Anfangen kann man sogleich. Stricharbeiter sind wohl zu finden: einen kann ich empfehlen, meinen Corrector am Lessing, Franz Weiss. Noch weniger als Meusebach bin ich zu brauchen, dem nichts Lexicalisches gelingt. Grimms müssen leiten, aber ihre Arbeit muss erst anfangen, wenn die Zettel zu ordnen und zusammenzukleben sind. So scheint mirs voritzo (wie Lessing gewöhnlich schrieb), aber salvo meliori."

den Glauben der deutschen Vorzeit". Er gab sie seit 1841 als alleiniger Redacteur heraus. Seine eigenen zahlreichen Beiträge sind meist Editionen mittelhochdeutscher Gedichte kleineren Umfanges [1]). Die erste grössere Arbeit aber war seine Ausgabe des 'Erec' Hartmanns von der Aue 1839; viel war vom Erec zwischen Berlin und Leipzig die Rede gewesen; so ist er auch Lachmann gewidmet. 1840 folgte 'Der Gute Gerhard' des Rudolf von der Ems, 1842 Hartmann's Lieder, Büchlein und Armer Heinrich, 1844 die Ludwig Uhland zugeeignete Wiederherstellung der Erzählung „Engelhard" des Conrad von Würzburg auf Grund des allein erhaltenen alten Druckes, 1845 der Winsbeke und die Winsbekin, 1851 die Lieder Gottfried's von Neifen.

In diese Periode fällt noch der Anfang seiner Theilnahme an der 'Sammlung Griechischer und Lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen', die unter seinem und Sauppes [2]) Namen noch heute fortgesetzt wird. Er hat der Sammlung grosses Interesse gewidmet, von ihm selbst stammt die Bearbeitung der ersten sieben Bücher der Metamorphosen des Ovid 1853; den grösseren Theil der Arbeit that Sauppe. Thätigen Antheil durch eine Reihe von Recensionen nahm Haupt noch an dem 1850 gegründeten 'Litterarischen Centralblatte' [3]), 1848 wurde er zum Mitgliede der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erwählt und hat auch für sie Mancherlei geschrieben (opp. I, 211—310).

---

[1]) z. B. die Marter der heiligen Margareta, Bonus, Helmbrecht, Lobgesang auf Maria und Christus von Gottfried von Strassburg, Servatius, Pantaleon von Konrad von Würzburg, Herzog Ernst, Oswalt und sehr vieles kleinere.

[2]) Herr Geheimrath Prof. Sauppe war so gütig, mir das Nähere mitzutheilen: „Den ersten Anstoss gab Karl Reimer, der mich schon während ich noch in Zürich war (1833—1845), dazu veranlasste. Als ich nach Weimar gekommen war (45), wiederholte R. (47) diesen Wunsch und ich ging darauf ein, unter der Bedingung, dass noch Jemand, womöglich ein Universitätslehrer, mit in die Redaction eintrete, um den wissenschaftlichen Charakter des Unternehmens besonders zu betonen. Auf meine Bitte sagte dann Haupt zu. Wir besprachen den Plan im Allgemeinen, und ich arbeitete dann die Ankündigung aus, dann verständigten wir uns über die Gelehrten, denen die Bearbeitung angetragen werden solle; mit einigen verhandelte Haupt, mit den meisten ich. Die eingehenden Bearbeitungsproben sah, was die Lateiner angeht, zum Theil Haupt, die übrigen lateinischen und griechischen alle ich durch, was mir in den Jahren 1848—51 unglaublich viel Zeit gekostet hat. Auch Jahn und Haupt selbst legten mir das Manuscript für die ersten Bogen ihrer Ausgaben vor und fügten sich in liebenswürdigster Weise meinen Erinnerungen. Haupt behielt immer eine lebhafte Theilnahme für die Sammlung, und da er in der Nähe der Verlagsbuchhandlung war, hat er oft in unbedeutenden Dingen von sich aus entschieden, bei allem einigermassen Wichtigem stets im Einverständniss mit mir."

[3]) Vgl. Beilage B.

In Berlin leitete Haupt seine Wirksamkeit durch die Habilitationsschrift 'de carminibus Bucolicis Calpurnii et Nemesiani' ein; die zwei letzten (II und III Band) der opuscula enthalten Alles, was er an kleineren Abhandlungen und Beiträgen lieferte, allein zweiundvierzig lateinische Prooemia zu den Berliner Lectionscatalogen, die academischen Reden und Abhandlungen und die sehr zahlreichen Beiträge zum Hermes. Unter den academischen Reden sind wahre Cabinetsstücke, so gehört die Rede auf J. Grimm zu den besten, die existiren; die Beiträge zum Hermes kommen fast allen alten Schriftstellern zu Gute. Herausgegeben hat er noch, zierlich wie den Horaz den Text des Catull, Tibull, Properz in einem eleganten Bändchen 1853, ebenso den Virgil 1858, und ausnahmsweise einen Prosatext: des Tacitus Germania 1855. Auf dem Gebiete der germanischen Philologie erschien 1857 die von Lachmann geplante, von Haupt vollendete Sammlung der Minnesinger des zwölften Jahrhunderts unter dem Titel 'des Minnesangs Frühling', Neidhart von Reuenthal 1858, Moriz von Craon, die altdeutsche Erzählung von dem üblen Weibe, und eine zweite Auflage des Erec 1871. Endlich besorgte er die jeweilig nöthig werdenden Auflagen Lachmann'scher Werke und Ausgaben, die Betrachtungen über Homers Ilias (3. Aufl. 1874), des Walther, der Nibelungen, des Wolfram, des Iwein. Die Methode, nach der Haupt seine Ausgaben von Dichtern veranstaltete, brauche ich hier um so weniger zu schildern, als die folgende Darstellung diese Schilderung recht eigentlich zu ihrem Zwecke hat.

Charakteristik.

Hier wäre der Ort eine ausführliche Charakteristik Haupt's zu geben; sie ist grossentheils schon in dem zweiten Theile des Buches mitenthalten, jetzt sollen nur die Züge hervorgehoben werden, zu deren Darstellung dort sich kein Anlass bot.

Haupt's Vater.

Spricht man in der Regel von Erbfehlern, so lässt sich an dem Geschlechte Haupt's das erfreuliche Gegentheil forterbender Vorzüge beobachten. Wir lenken den Blick noch einmal auf Haupt's Vater, schon um die 'schöne, finstere' Greisengestalt, von der Gustav Freytag erzählt, am Ende des Lebens von dem Lichte der Milde verklärt zu sehen. Er war ein Mann gewesen von der reinsten Wahrhaftigkeit, jener Wahrhaftigkeit im Grossen, die unbeirrt von persönlichen Motiven geraden Weges ihren hohen Zielen zuschreitet. Unablässig thätig für das Wohl der Stadt, hatte er es doch verschmäht um der Menge Gunst zu buhlen; all sein Handeln war aus einem Gusse, und es war ihm ernst mit den Dingen. Getragen wurde sein ganzes Wesen von der felsenfesten Ueberzeugung, dass in den wandelbaren irdischen Dingen ewige göttliche Gedanken verborgen walten; so war er im Stande auch scheiternd noch sein Vertrauen zum Guten sich zu erhalten.

Seine letzten Jahre wurden verklärt durch die Freude an den Erfolgen des einzigen, geliebten Sohnes. Ihm wurde zu Theil, was ein Jugendwunsch des Vaters gewesen war, der Beruf eines Gelehrten. Und der siebenundsechzigjährige hoffte nicht, sondern wusste, dass wenn er auch feierte, 'doch ein anderer für ihn eintrat'. Aus dieser Stimmung rühren die folgenden tiefempfundenen Verse (1841):

Herr, mein Fels und mein Erretter,
Gott, mein Hort und Schutz und Schild!
Meine Burg in Sturmeswetter,
Nach dem brausenden Geschmetter
Gabst Du Tage hell und mild!

Schwinde Kleinmut, weiche Grauen!
Linkwärts nicht gewandt noch rechts:
Aufwärts lass uns voll Vertrauen,
Vorwärts lass uns freudig schauen,
Frei des Herren, wie des Knechts.

Wess sich junge Herzen freuten,
Das kann alte noch erhöhn;
Herzen, die sich vollbereiten,
Dauern auch im Strom der Zeiten,
Amen! Ja! das soll gescheh'n.

Moriz Haupt.

In derselben idealen Gesinnung wirkte sein Sohn weiter: wie der Vater eine stolze Patriciergestalt, stolz im besten Sinne des Wortes; er setzte seine ganze Kraft ein für das Gute, aber für das Niedrige und Schlechte hatte er nur Verachtung. Den Nacken zu beugen hat er nicht verstanden, ausser vor dem Edlen und vor dem Grossen.

Leidenschaftliches Temperament.

Was Lachmann oben von Böcking sagte, dass er von den meisten Menschen gefürchtet wurde, das gilt von vielen auch bei Haupt; ja es gab sogar einzelne, welche, dem Wachtmeister in Wallensteins Lager recht ähnlich, zufrieden waren, wenn sie berichten konnten, wie er sich räusperte, zufrieden, wenn sie von seiner zuweilen rauhen Aussenseite erzählen konnten, — nach dem Kerne seines Wesens aber nicht fragten: Haupt war eine durchaus edle und reine Natur, und es war ihm mit dem Dienste der Wissenschaft ein heiliger Ernst; er war aber auch, wie sein Vater, eine heissblütige, leidenschaftliche Natur, leidenschaftlich auch in dem besten Sinne, dass er nicht mit kühler Gelassenheit den Objecten seiner Studien gegenüberstand, sondern sie in ein wirklich innerliches Verhältniss zu sich setzte. Das Alterthum war ihm 'eine

lebendige Quelle der Veredlung und Erquickung', die Alten seine Freunde, und er empfand es wie eine persönliche Kränkung, wenn Jemand unreifen Sinnes eine kecke Hand an diese seine werthen Freunde legte. Dann riss ihn sein Temperament wohl zu einer wirklichen Grobheit hin; und wer sie einmal erfahren, der versuchte nicht, ihn ein zweites mal zu reizen. "Selbst eine klare, reine, energische und völlige Natur, so heisst es in Kirchhoff's Gedächtnissrede, hegte er einen oft bis zu leidenschaftlichem Abscheu sich steigernden Widerwillen gegen alles Schiefe, Verkehrte, Unlautere, gegen jede Schwäche und Halbheit: sein Urtheil über Personen und Dinge war daher oft hart und in seinem Ausdrucke schneidend und masslos, sein Handeln nicht selten rücksichtslos. Gleichwohl war er nie ungerecht und lieblos: sein Eigensinn verirrte sich nie so weit, an einem Urtheil festzuhalten, das er als irrig erkennen musste, blos darum, weil er es einmal gefällt hatte: Niemand konnte im Gegentheil bereiter sein, von einem erkannten Irrthum gleichviel welcher Art sich mit Entschiedenheit loszusagen: und wenn er durch Urtheil und Thun verletzte, da geschah dies wohl manchmal mit dem Bewusstsein, nie aber in der Absicht zu verletzen. Denn sein Gewissen und sein Stolz kannten allerdings kein Ansehen der Person; aber die Güte seines Herzens hielt das Gegengewicht. Der Schärfe und den ihrer Natur nach vordringenden und augenfälligeren Härten seines Wesens lag auf dem Grunde der Seele stets wirksam, aber selten an die Oberfläche tretend, eine unendliche Weichheit des Gemütes und Empfindens gegenüber."

Von unsern Classikern verehrte er am meisten Göthe, doch war ihm in einigen Punkten Lessing der sympathischste. Er besass selbst zwei Originalbriefe desselben und zeigte sie in guter Laune mit besonderer Freude. Namentlich die theologischen Streitschriften sagten ihm zu; ich erinnere mich, dass er einst sprach, er kenne keine noch so gedrückte Stimmung, in welcher er nicht an diesen sich erfrischt habe. Ich glaube darum auch, er hat mit vollem Bewusstsein nach Lessing's berühmtem Satze am Schlusse der antiquarischen Briefe gehandelt: „Aber so artig wie man will, die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein. Hingegen zum Besten der Mehrern freimütig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. — — Der Kunstrichter, der gegen Alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen Alle nur höflich ist, ist im Grunde, gegen die er höflich sein sollte, grob."

Es soll damit nicht gesagt sein, dass sich nicht dieselbe Reinheit der Gesinnung bei einem anderen Temperamente mit grosser Milde ver-

einigen liesse; Haupt selbst schätzte Trendelenburg, den Mann milden Ernstes, als 'einen der reinsten Menschen'; aber selbst dieser milde Mann hatte doch Zeiten, wo der helle Unwille in ihm aufloderte. — Wenn uns aber der gedrungene Stamm einer Eiche das Gefühl unbedingter Sicherheit einflösst, wenn uns ihr dicht verwachsenes Blätterdach einen erwünschten Schutz bietet, würden wir nicht dessen lachen, der die Knorren in ihren Aesten tadeln wollte?

Nervenleiden.

War so schon aus Haupt's Charakter sein Auftreten in den meisten Fällen erklärlich, so hatte es doch, wenigstens in den letzten zwanzig Jahren, oft noch einen andern Grund: Die Zeit in Zittau, die ungeheure Anstrengung aller Kräfte in Leipzig, die Aufregung der Jahre 1848—1853 hatten schon früh ein Nervenleiden verursacht, das ihn wiederholt auf das heftigste heimsuchte. Schon 1850 (am 22. August) schrieb er an Otto Jahn, seinen Schicksalsgenossen, dem er herzlich befreundet war, aus Marienbad: „Lieber Jahn, ich habe mich recht nach einem Briefe von Dir gesehnt. Nicht gerade als ob ich nach Neuigkeiten begierig wäre (ich bin es so wenig, dass ich seit dem 6n August kein Zeitungsblatt gesehen habe), sondern weil ich zu wissen wünschte dass es Euch so gut gehe als es in dieser Zeit der schweren Noth möglich ist. . . Während Du im Leipziger Kothe waten musst [Mommsen und Jahn waren in Leipzig], lebe ich hier wie auf einer seligen grünen Insel, voll des Gefühls der Genesung (die mich erst empfinden lässt, wie krank ich gewesen bin), sorglos und heiter, ohne die mindeste Langeweile, obwohl ganz einsam. Aber in dieser Einsamkeit schwelge ich so, dass ich mich noch nicht habe überwinden können Deine Karte an den Herrn von W. abzugeben. Ich ruhe geistig in dieser Einsamkeit aus und leiblich rege ich mich gewaltig. Täglich laufe ich 6 Stunden umher, über die Berge, die gar schöne Fernsichten bieten und durch die prächtigsten lautlosen Wälder. Ich komme als ein erneuter Mensch heim." Schlimmer klagt er 1857 (am 5. August) nach dem Tode seiner Frau: „Lieber Jahn, Habe Dank für Deine Briefe, Dein Geschenk und Deine Geduld. Geduld braucht ein kranker Mensch an andern so sehr wie an sich, und krank bin ich den ganzen Sommer gewesen. Du kannst Dir wohl denken, dass es mir schwer geworden ist meine Vorlesungen, und gerade die Ilias und die Nibelungen, abzubrechen, aber jede Stunde brachte mich der Ohnmacht nahe und ich hatte immer das Gefühl als sei ein Nervenschlag nahe; so musste ich wohl Göschen und meiner Vernunft folgen. Morgen gehe ich mit Göschen nach Axelmannstein bei Reichenhall, wo mir mit Molken, mit Soolbädern, mit Kräutersaft, mit Bergluft, mit Müssiggang zugesetzt werden soll." Diese Anfälle wiederholten sich auch in seinen

letzten Jahren. In Reichenhall hatte er 1871 Ludwig Steub[1]) kennen gelernt, dessen Schilderungen von Land und Leuten ihm sehr gut gefielen, und war in freundliche Beziehung zu ihm getreten. Ihm entschuldigt er sich ob langen Schweigens (13. März 1873): „Ausser meiner leidigen Brieffaulheit ist nichts Schuld als Ueberhäufung mit Arbeiten und oft verdriesslichen Geschäften, Nervenleiden, die in den letzten Monaten immer schlimmer geworden sind, und eine bald verzagte, bald bittere Gemütsstimmung die sich aber nur gegen die Menschheit im Allgemeinen und im Besonderen gegen das eigene werthe Ich wendet. Ihrer denke ich oft und in ungeminderter Anhänglichkeit."

Eine sehr charakteristische Stelle enthält ein anderer Brief an Steub, in welchem er ihn zu sich nach Berlin einladet (20. März 1872): „Ich erneuere meine Bitte, bei mir zu wohnen, besonders um mich zu verbürgen, dass Sie soviel Freiheit in allem Thun und Lassen, Gehn und Kommen haben sollen als wären Sie in einem Gasthofe. Eine kleine Anzahl von Leuten, die Ihnen genehm sein werden, sind bei mir und durch mich leicht zu haben. Etwaniger Sehnsucht nach grösserer Menge werde ich keine Schranken setzen; ist Ihnen vor der Zudringlichkeit einiger Notabeln bange, so bin ich dagegen ein guter spanischer Reiter mit hier bekannten und über Verdienst geschätzten Stacheln. Wann Sie auch kommen, in den Ferien, die bis gegen den 20. April dauern, oder ausser den Ferien, mir ist es recht und Sie stören mich niemals. Ich habe einen schweren und kranken Winter gehabt und freue mich um so mehr auf unser Zusammensein. Lassen Sie also meine Bitte in einem feinen Herzen eine gute Stätte finden."

---

[1]) Haupt schrieb ihm am 30. Mai 1873: Lieber Freund, nach schwerdurcharbeiteten Monaten will ich in zwei Pfingsttagen in Hannover Luft schöpfen [hier wohnte damals Haupt's verheiratete Tochter, Frau Dr. Beseler], vorher aber einige Zeilen an Sie hinwerfen. Gestern erhielt ich durch Cotta Ihrer kleineren Schriften ersten Theil, für den ich also Ihnen herzlich danke. Gelesen habe ich das Bändchen in der letzten Nacht mit dem allergrössten Behagen und es war mir lieb, Sie wenigstens zum Theil auf Wegen begleiten zu können, die auch ich gegangen oder gefahren bin. Wie sehr mir Ihre Art und Kunst zusagt, wissen Sie, vielleicht aber doch nicht, dass ich Sie in Schilderung und Beobachtung von Land und Leuten geradezu unvergleichlich finde. Der Haller Seelenkundige hätte Ihnen mehr ansehen sollen als den blossen Ortssinn [Anspielung auf Steub's kl. Schr. I, 167]. Auf Ihre versprochenen Sachen über das Romaunsch freue ich mich. Seltsamer Weise hat Diez auch in der dritten Ausgabe der Grammatik auf diese Mundart fast gar keine Rücksicht genommen, obwohl viele auf das zwitterhafte Wallachische [Zwei Aufsätze von Steub über das Rhätoromanische, „rhätoromanische Studien" stehen im 'Ausland' 1872, 1873. = kl. Schr. III, 292 ff.].

Arbeitsweise. Haupt's leidenschaftliches Naturell zeigte sich auch in der Art seines Arbeitens. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniss, trug in der Regel seine kleineren Arbeiten lange mit sich im Kopfe herum und in wenig Tagen schrieb er sie endlich in einem Zuge nieder, wobei er freilich bisweilen seine Zeit zu kurz bemass. Aehnlich verhielt er sich auch recipirend. Als Jacob Grimm gestorben war [so erzählt mir Prof. Müllenhoff], sollte Haupt die Gedächtnissrede halten. Tief hatte ihn der Tod des Mannes ergriffen, den er von früher Jugend an bewunderte. Donnerstag sollte die Academiesitzung sein, und Sonnabend vorher fing er an zu arbeiten. Sonntag Abend las er Müllenhoff, der ihn um diese Zeit zu besuchen pflegte, den Anfang vor, zierlich und sauber geschrieben. Nun aber kam er in den folgenden Tagen ins Gedränge und in fieberhafte Hast, wovon das Manuscript zeugte, aus welchem er M. am Mittwoch vorlas; und noch war er nicht fertig damit! Die Rede ist ein Meisterstück; aber als er sie in der Academie vorgetragen hatte, brach er in leidenschaftlichem Ausbruche krampfhaft weinend zusammen. Den Gedanken an eine Publication derartiger Arbeiten wies er weit von sich, und so ist auch diese Rede, trotz des Bittens aller Freunde, bei seinen Lebzeiten ungedruckt geblieben.

Etwas ähnliches erzählt Prof. Scherer. Die von Müllenhoff und Scherer herausgegebenen 'Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII. bis XII. Jh.' hatte Haupt von Anfang, wie es in der Vorrede heisst, Schritt für Schritt mit seiner Theilnahme begleitet. Sie sind ihm gewidmet. Die erste Auflage war Weihnachten 1863 fertig, zum Christabend wurde das Buch Haupt beschert. In einem Zuge las er noch an demselben Abende das ganze durch und sprach in grosser Erregung am ersten Feiertage den Freunden seine Freude aus.

Freunde. Otto Jahn, Mommsen. In jenem guten Sinne leidenschaftlich war auch seine Liebe und sein Hass: „Alles Schöne und Gute, so erzählt Kirchhoff in der Gedächtnissrede, alles wahrhaft Grosse, das der Verehrung und Liebe eines Mannes werth ist, ergriff und rührte ihn mächtig, sehr häufig bis zu Thränen; wo er achtete und verehrte, da bewies er grenzenlose und unbedingte Hingebung, oft bis zur Gefangengabe des eigenen Urtheils; wo er vertraute, war er nachgiebig und bestimmungsfähig in einem Grade, der zur sonstigen Entschiedenheit seines Urtheiles und der Festigkeit seiner Ueberzeugungen nicht selten in merkwürdigen Contrast trat.“ Wer dächte bei dieser Schilderung nicht an die Worte des alten Haupt: 'Mein Herz glühte für Freundschaft'! Durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Besitz eines vergessenen Schriftchens gelangt, welches Haupt mit seinem Zittauer Freunde Rückert gemeinsam noch als Student verfasst hat: es ist ein Nachruf, einem frühverstorbenen Freunde gewidmet

[Julius Robert Hering, gest. 1828]: ein rührendes Zeugniss warmer Freundesliebe. Der zwanzigjährige, Jean Paul verehrende Student schreibt: „Ein freundliches Wort dem Hingegangenen nachzurufen, den Freund in Freundestreue laut zu bekennen, dazu fühlen wir uns gedrängt." — „Wer kann meinen, das innere Wesen auch des vertrautesten Freundes völlig klar zu erkennen? Gewiss, wer dem irdischen Leben noch angehört, das seinen trügerischen Schein über alles verbreitet und mit wechselnden Gestalten unsre Blicke täuscht, der wird von keinem ganz verstanden. Aber wenn der Tod die Hülle des Irdischen abgehoben hat; wenn wir in Liebe und Sehnsucht nun rückwärts blicken und jede Erinnerung, die uns den Hingeschiedenen zeigt, hell vor unsere Seele tritt; dann ist der täuschende Schein verschwunden, was uns uneins schien, das erkennen wir nun als Eines, was wir am Lebenden nicht verstanden, das hat uns sein Tod gelehrt. In solcher Klarheit steht das Bild unseres Freundes vor uns, in solcher Erkenntniss wollen wir es darzustellen versuchen. Es soll aber Wahrheit geredet werden; von jeder Verschönerung mahnt uns ab das Andenken an ihn, dem alles Scheinwesen fremd war".

Das ganze Schriftchen athmet denselben Geist der Liebe und der Wahrhaftigkeit, der sich in den ersten Zeilen kund gibt; wer Haupt gekannt hat, wird in des Jünglings Worten den Mann wiederfinden, wer ihn nicht gekannt hat, begreifen, wie seine Freunde ein 'ursicheres' Vertrauen zu ihm haben konnten.

Haupt hatte nicht viele eigentliche Freunde; aber wen er einmal als wahr, als aufrichtig und treu erkannt hatte, der ruhte sicher in seiner Treue. Selbstverständlich ist es, dass auch die gesteigerte Empfindung, die Liebe zu seiner Frau eine tiefe und innige war. Ich weiss zwar, dass ihm ein Heraustreten mit den persönlichsten Angelegenheiten in die Oeffentlichkeit durchaus zuwider war, es schien ihm wie ein aufdringliches Preisgeben heiliger Dinge, aber ich glaube nicht die schuldige Pietät zu verletzen, wenn ich wenige Briefstellen ausnehme; kann es doch kein Unrecht sein Zeugnisse wahrer Herzlichkeit und Treue der Vergessenheit zu entziehen.

1852 wurde Haupt's Frau ernstlich krank; es war die trübe Zeit in welcher Haupt in Leipzig ohne Amt und ohne Aussicht lebte. Er schrieb damals an Mommsen (am 2. Novbr. 1852): „Die Freude, die man im eigenen Hause findet, ist ja das Einzige, woran unser einer hier zu Lande sich halten kann; ausser dem Hause gibt es wenig oder nichts erfreuliches, und wenn man vor Sorgen um das Liebste nicht mehr ruhig sinnen und arbeiten kann, so ist es ein elendes Leben." Glücklicherweise trat diesmal die Genesung ein, und am 22. März 1855 konnte Haupt den getreuen Freund noch mit seiner Frau zusammen trösten. Mommsen's Mutter war gestorben, und Haupt schrieb: "Dass wir Ihrer in Ihrer Haupt's Frau.

Trauer oft und in treuer Gesinnung gedacht haben, werden Sie mir glauben. Die eigenen Verluste treten einem bei solchem Anlass recht deutlich vor die Seele, aber auch das Gefühl, dass man recht wahren soll, was man hat. Lassen Sie uns recht treu verbunden bleiben, und wenn Sie Ihre Freunde zählen, so setzen Sie mich und meine Frau nicht zuletzt." Haupt ahnte damals nicht, dass kurz darauf er selbst des Trostes bedürftig sein würde: in demselben Jahre starb an der Cholera seine heissgeliebte Frau. Die Freunde trösteten, wie sie konnten, und Haupt dankte Mommsen am 14. Octbr. 1855:

Brief an Mommsen.

Lieber Mommsen,

Haben Sie Dank für Ihre freundlichen, treuen Zeilen. Ich weiss es dass Sie es tief empfinden was ich verloren habe, denn Sie haben das reine Herz gekannt und geliebt das nun still steht, und Sie haben es wohl gewusst dass auch Luise Sie herzlich lieb hatte. Haben Sie um mich keine Sorge: ich bin nicht krank und der Gedanke an die armen Kinder zwingt mich dazu mich aufrecht zu halten. Meine Mutter, die herzlich grüsst, bewährt, wie immer in bitterem Schmerz ihr starkes Gemüt. Dass Philippine [Haupt's Pflegetochter] bei uns ist, ist ein sehr grosses Glück.

Wenn Sie in den Ferien hierher gekommen wären, so würden Sie Luisen frischer und kräftiger als seit Jahren gefunden haben, so wohl hatte ihr der Aufenthalt in Ilsenburg gethan. Sie war heiter und hegte freundliche Pläne für die Zukunft. Sie ist ohne grosse Schmerzen und ohne grossen Kampf gestorben. Ich glaube, ohne dass sie der Gefährlichkeit der Krankheit sich bewusst ward. Im Tode sah sie ihrem Vater wunderbar ähnlich.

Grüssen Sie Ihre liebe Frau und lassen Sie uns treu zusammenhalten.

Von Herzen Ihr getreuer

M. H.

Brief an Jahn.

Aehnlich schrieb er am 16. Octbr. an Otto Jahn:

Lieber Jahn,

Habe Dank für Deinen Brief. Ich weiss, dass Dein Mitgefühl tief und innig ist und dass auch Dir etwas fehlt seitdem dies freundliche und reine Herz stillsteht. Um der armen Kinder willen halte ich mich in ruhiger Fassung. Gesund sind wir und meine Mutter hält sich aufrecht. Meine Frau ist ohne grosse Schmerzen hingegangen, ich glaube ohne Ahnung dass sie von den Kindern und mir abgerufen werde. Sie war seit unserem Aufenthalte in Ilsenburg kräftiger als seit Jahren. So kam der Schlag aus heiterem Himmel. Aber es ist ein Trost dass Luisen Hinsiechen

und Sorge um mich und die Kinder erspart worden ist. Im Tode sah sie ihrem Vater wunderbar ähnlich.

Du wirst keinen langen Brief erwarten. Lass uns verbunden bleiben, auch im Gedächtniss an die Hingeschiedenen.

Dein treuer Hpt.

Ein schönes Bild von Haupt's Frau und Haupt's Mutter, ein schönes Bild von Haupt's Freundestreue erscheint uns in diesen Briefen. Noch ein Beispiel dieser Treue kann ich anführen. Im Jahre 1834 schon hatte Haupt in Wien Karajan kennen und schätzen gelernt. 1866 freute er sich sehr des Sieges der preussischen Waffen, aber dabei vergass er nicht, dass in Wien einem Freunde aus dem, was ihn erfreute, ein Schmerz erwachsen musste. Er schrieb im Septbr. 1866 an Scherer: „Uns geht es hier sehr gut und wir sind nicht hochmütig, aber froh. Von den österreichischen Zuständen habe ich trotz allem, was der Krieg gelehrt hat keine deutliche Vorstellung. Aber ich hoffe, dass das deutsche Element sich mitten in der Fäulniss und Zersetzung doch erhalten und bewähren werde. Grüssen Sie Karajan, dessen Kummer wohl schwer ist.“ Von Haupt's Studienfreunden Klee und Billroth weiss ich nur zu erzählen, dass er ihnen ein wahrer, hilfbereiter Freund gewesen ist, von Lachmann und Gustav Freytag war schon ausführlich die Rede; erwähnt ward auch schon Haupt's grossartige Uneigennützigkeit.

Karajan.

Haupt, Otto Jahn, Mommsen.

Das Leben in Leipzig mit Otto Jahn und Mommsen zusammen muss ein herrliches gewesen sein. Die drei dienten derselben Wissenschaft, konnten sich, da sie von verschiedenen Seiten kamen, gegenseitig ergänzen und freuten sich heiteren Mutes ihres Schaffens. Nach so vielen ernsten Dingen mögen denn noch einige friedliche und heitere Züge hier ihren Platz finden. Im Jahre 1852 war Otto Jahn in Wien und sammelte Material für sein Werk über Mozart: Haupt schrieb ihm: „Beste Grüsse an Dich tragen Mutter und Frau mir auf. Halte Du Dich nur an das Angenehme das Wien Dir bietet und quäle Dich nicht mit Gedanken die Nichts helfen. Ein paar heitere Wochen sind viel werth und stählen für die Zukunft.“ Ein reizendes Beispiel von Haupt's Humor und Versgewandtheit, auch von der Kunst 'seinen Nächsten zu schrauben' [cf. p. 32] bietet ein Geburtstagsgedicht[1]) von 1850. Das Ganze ist eine Parodie auf ein Gedicht des Rectors der Leipziger Nicolaischule, Nobbe, in welchem dieser die Säcularfeier von Göthes Geburtstag verherrlicht hatte, und enthält wörtliche Citate einiger der verfehltesten Stellen und sonstige Anspielungen. Der Titel lautete:

[1]) Herr Professor Michaelis in Strassburg, dem ich die Kenntniss der Briefe Haupt's an Jahn und dieses Gedichtes verdanke, hat auch die Güte gehabt, den Commentar dazu zu liefern.

Johann Wolfgang von Göthe,
geboren zu Frankfurt am 28. August 1749,
gestorben zu Weimar am 20. März 1832,
gesprochen am 28. August 1849 in der Nicolaischule.

Haupt schrieb danach:

Otto Jahn,
geboren in Kiel am 16. Mai[1]) 1813,
geschrieben in Leipzig am 16. Mai 1850.

In Grunau[2]) lebt ein Geist der Sitte:
Doch lebt er auch in Leipzigs Mitte.
Wir sind nicht ungeschlacht gleich Robben,
Manierlich sind wir sehr, gleich Nobben.
Drum lass mit artigen Manieren
Dir zum Geburtstag gratulieren.

Dort, wo der Ostsee Wogen rauschen,
Am Umschlag Holsten Waaren tauschen,
Wo ungezischt die st schallen,
Der Sprotten süsse Düfte wallen,
Dort stand, entfernt vom Weltgewühle,
Ein Haus, gebaut im alten Stile[3]).

Dort war Lucina eingezogen,
Beförderung eines Philologen
Lag ihr am Herzen. Ins Moderne
Aus dem Antiken gieng sie gerne
Und machte schleunig vom Olympe
Zum Ostseestrand sich auf die Strümpe.

---

[1]) Das falsche Datum in Haupt's Ueberschrift (Jahn's Geburtstag war der 16. Juni) bezieht sich vermuthlich auf Nobbe's falsche Angabe von Göthe's Todestag (20. statt 22. März).

[2]) „In Grunau lebt ein Geist der Sitte, Wo Hermann folgt der Jungfrau Tritte." Nobbe; indem er Grünau aus Vossens Louise, überdies in falscher Form, mit Göthes Hermann und Dorothea verquickte.

[3]) „Dort, wo des Maines Wellen rauschen, Am Furt die Franken Waaren tauschen, Die Deutschen ihre Kaiser krönten, Und Kaiser ihre Mannen lehnten, Dort stand, fern von dem Weltgewühle, Ein Haus, gebaut im alten Style. — Dort war Lucina eingegangen" u. s. w. Nobbe. Im weiteren Verfolg finden sich "zwei wundervolle Gottesgaben", Harfe und Lorbeerkrone, auf Göthe's Wiege.

Die Götter all, die abgesetzten,
Mit ihr, dieweil sie sich ergetzten
An der Geburt des zarten Knaben.
Sie überhäuften ihn mit Gaben.
Sie wussten, dass durch diesen Theuern
Ihr Bilderdienst sich werd' erneuern.

Deshalb war günstig ihm ein Jedes.
Auch die Heroen, Palamedes
Und Telephus, und wie sie heissen,
Sah man des Kommens sich befleissen;
In Schaaren kamen, in immensen,
Hemdlose Knaben an mit Gänsen[1]).

Was jeder brachte zum Geschenke,
Das ist, wenn ich es recht bedenke,
Gar zu weitläufig aufzuzählen.
Zur Probe will ich eines wählen:
Es schenkten ihm geneigte fata
Zu Hunderttausenden Citata[2]).

Doch Momus, Vater der Momiden[3]),
War auch dabei, der Störenfrieden.
Der sprach "citieren wird der Knabe
Von seiner Wiege bis zum Grabe;
Doch wechselnd ist das Loos auf Erden:
Er soll auch selbst citieret werden".

---

[1]) Palamedes, Hamburg 1836, Jahns Inauguraldissertation. — Telephos und Troilos. Ein Brief an Herrn Professor F. G. Welcker in Bonn von Otto Jahn. Kiel 1841. — Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaft 1848. S. 41 ff. "über zwei zu Athen gefundene Bildwerke von Marmor", nackte Knaben mit Gänsen, welche mit andern ähnlichen Bildwerken verglichen werden.

[2]) Wegen der Fülle der Citate in seinen Schriften ward Jahn von den Freunden oft geneckt. Am 18. Juli 1862 schreibt Haupt ihm: „Es ist auch wirklich Zeit dass Du wieder einmal den Persius edierest. Denn was können 8 Ausgaben erklecken? Aber im Ernste, ich freue mich sehr auf die vierte Ausgabe, d. h., denn ich bin gegen den Poëten ganz scaligerisch gesinnt, auf die sauce, nicht auf den poisson. Suche nur ja nicht den Commentar zu vermehren. Da K. F. H[ermann] todt ist, so giebt es doch Niemand mehr der eine reine Freude an Citaten hat."

[3]) Momiden, wohl Anspielung auf Mommsen, der gelegentlich Momus genannt ward.

Und wie Vertraun Vertraun erwecket [1])
Ist das Citieren schön erklecket.
Citierend wird in Ost und Westen
Er oft citieret von den Besten;
Vor Allem oftmals von Karl Friedrich [2]):
Dies aber war ihm meistens widrig [3]).

Da denkt er denn, und Alle hoffen,
Der Spruch sei heilvoll eingetroffen.
Da wird er, der in fremdem Bratenrock sich gezeigt als Diplomaten [4]),
Er wird — und Momus Spruch wird heller —
Peinlich citieret als Rebeller.

Doch wird er aus der strengen Probe
Hervorgehn mit verdientem Lobe,
Er wird hell, ledig aller Mängel,
In Gunst, als legitimer Engel,
(Darf ich mich kühnes Worts erdreusten)
Bei Hübeln stehen und bei Beusten [5]).

---

[1]) Anspielung auf eine Phrase O. Marbachs in der officiösen Leipziger Zeitung: "(Zeitungen) welche die Wunden der Revolution nicht durch die Aetzmittel des Hohnes und der Uebertreibung, sondern durch die milde Salbe der Belehrung und durch das Heftpflaster des Vertrauen erweckenden Vertrauens zu schliessen und zu heilen suchen."

[2]) Karl Friedrich Hermann in Göttingen, ein Haupt durchaus unsympathischer Gelehrter, über dessen Citierlust er gern spottete. Am liebsten erzählte Haupt, wie er einst mit einem Kistchen Cigarren unter dem Arm bei Jahn eingetreten sei und dort Hermann zum Besuche getroffen habe. Auf Jahns Frage, was Haupt da bringe, antwortete dieser "hundert Cigarren". Hermann, auf eine philologische Gabe gefasst, missverstand es und fragte verwundert: "wie? hundert Citate?!"

[3]) Vielleicht Anspielung auf Jahns und Hermanns damalige Differenzen über die Persiusscholien.

[4]) Im März 1848 ward Otto Jahn von der schleswigholsteinischen provisorischen Regierung [Jahn war Schleswigholsteiner] nach Oldenburg gesandt, um die Ankunft der oldenburgischen Truppen möglichst zu beschleunigen. Er musste so plötzlich abreisen, dass es unmöglich war sich mit der nöthigen Garderobe zu versehen. So kam es, dass er im Frack des oldenburgischen Ministers, eines Studiengenossen seines Vaters, bei dem Grossherzog zur Audienz und zur Tafel erschien.

[5]) Zwei Hauptvertreter der damals in Sachsen herrschenden Reaction. Beust decretirte im folgenden Frühjahr die Absetzung Haupt's, Mommsen's und Jahn's "zum Besten der Universität Leipzig".

Was den Schluss des Gedichtes betrifft, so erzählt Kirchhoff: „Haupt hat die Bitterkeit, welche die gemachte Erfahrung zunächst in ihm erzeugen musste, später in seinem guten und treuen Herzen vollständig überwunden, dem Staatsmanne aber, der in jener Katastrophe von 1851 eine entscheidende Rolle gespielt, aber jetzt ausserhalb der Grenzen des Reiches weilt, gründliche Verachtung und einen ebenso ehrlichen wie dauerhaften Hass bewahrt."

Kirchhoff.

Noch manche heitere Geschichte habe ich von Kirchhoff erzählen hören; Haupt stand Kirchhoff und den Seinen sehr nahe, und das Andenken an Haupt wird in Kirchhoff's Hause mit warmer Liebe gepflegt.

An Otto Jahn's Vasencatalog knüpft sich das folgende Beispiel für Haupts Humor. 1853 im October war Jahn aus München, wo er die Vasensammlung König Ludwigs katalogisirt hatte, nach Leipzig zurückgekehrt. Haupt schrieb ihm am 12. Novbr. einen bekannten Participialstil nachahmend:

„Lieber Jahn,

für Deinen Brief dankend, einen ordentlichen Brief auf einen der nächsten Tage versparend (weil, weil periculum in mora, eilend), von meiner Mutter und den Kindern (die Hasen, weil seiend, auch heissen) grüssend, vermelde ich . . . .

Ihr

wohlaffectionirter

Ludwig,

wollt ich sagen

M. H."

Haupt war des Wortes mächtig wie wenige. Als ein Zeugniss ist uns die Rede aufbewahrt, welche er am 15. März 1857 beim Festmahl an Böckh's funfzigjährigem Doctorjubiläum hielt [1]). Sie ist zugleich ein Beweis seiner hohen Auffassung der Philologie als geschichtlicher Wissenschaft und lautet:

Rede auf Böckh.

„Ein frohes und erhebendes Fest hat uns heute um einen Meister deutscher Wissenschaft versammelt, und er selbst kann nur mit heiterem Auge auf das halbe Jahrhundert seiner ruhmvollen Thätigkeit zurückblicken.

In früher Jugend und mit jugendlichem Mute, aber mit der reifen Erwägung und dem festen Sinne eines Mannes hat er sich würdige und

[1]) Jahn's Jahrbücher für classische Philologie. 1857. Heft 4, p. 248.

hohe Ziele gesetzt; den Jugendidealen und sich selbst treu hat er erreicht, was nur der seltensten Kraft zu erreichen möglich war.

Er hat das Alterthum in den bedeutendsten Gebieten mit der Fackel seines Geistes aufgehellt, die Forschung in neue Bahnen gelenkt, ihren Stoff gemehrt, ihre Regel gesichert; er vor Andern hat die Philologie aus abirrender Zerstreuung und untergeordneter Nutzbarkeit zu dem Recht und der Pflicht geschichtlicher Wissenschaft zurückgerufen.

So grosses zu leisten ward ihm gewährt durch eine fast wunderbare Vereinigung reicher Gaben. Denn verbunden sind in ihm ausdauernde Geduld, die vor keiner Schwierigkeit mühevoller Untersuchungen ermüdet, und geniale Ahnung, die zu Entdeckungen führt; scharfer Blick für das Einzelne und Kleine, und helle und umfassende Anschauung des Ganzen und Grossen; das reichste und sicherste historische Wissen, tiefer und klarer philosophischer Geist.

So hat er die Meisterschaft sich schnell errungen, und sein Verdienst wird, so lange deutsche Wissenschaft besteht, wirksam bleiben, sein Name in dankbarer Erinnerung dauern, wie heute Unzählige, nah und fern, seiner gedenken.

Ihren freudigen Festesgruss bringt die Universität ihrem Altmeister dar, der fast seit ihrer Gründung eine ihrer ersten Zierden ist; dem Lehrer, um den Geschlecht auf Geschlecht sich geschaart hat, der seinen Schülern nicht nur die Schätze der Wissenschaft lehrend und anregend aufthut, sondern auch vielen ein theilnehmender und fürsorgender Berather ist; dem Manne, dem nicht nur die Philologie als die Wissenschaft des antiken Lebens lebendig aufgegangen ist, sondern der auch unablässig Theil nimmt an der Entwicklung, den Sorgen und Pflichten des gegenwärtigen Lebens; der in edler und feinsinniger Rede die Universität zu vertreten und massvoll und lichtvoll die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft zu wahren gewohnt ist; der besonnen und klar, klug und gewandt in Leitung und Rath, an dem gesammten Leben der Universität den regsten und dankenswerthesten Antheil nimmt.

Ein frohes und erhebendes Fest hat uns versammelt. Denn wie der Mann, dessen Ehrentag wir heute feiern, als Jüngling in Mannesreife auftrat, so weilt er heute unter uns, reich an Jahren und Verdiensten und Ehren, aber in ungeminderter Kraft und Frische des Geistes. So dürfen wir uns in der frohen Hoffnung vereinigen, dass er uns noch lange werde gegönnt sein, eine Zierde unserer Universität und unseres Vaterlandes, ein Vorbild dem jüngeren Geschlechte: August Böckh lebe hoch!"

Schwerflüssigkeit.

Heller Jubel war der Rede gefolgt.

„Aber diesen redegewaltigen Mann, so erzählt Gustav Freytag, hin-

derte eine gewisse Schwerflüssigkeit beim Schreiben. Er war redegewaltig unter den Freunden, vor seinen vertrauten Zuhörern, so oft ihm kräftige Anregung eine gehobene Stimmung zutheilte. Aber im stillen Arbeitszimmer, wenn er die Feder ansetzte, wurde ihm vor übergrosser Gewissenhaftigkeit schwer, die Gedanken in freiem Fluge über das Detail zu leiten, er erwog, grübelte und zauderte, ob der Ausdruck die volle und ganze Wahrheit des Gedankens gebe, und er prüfte wieder sorglich die Gedanken, ob sie auch völlig und ganz durch die einzelnen Beobachtungen gestützt wurden, er griff nach den Büchern, und war unvermerkt in neuer Untersuchung über eine unsichere Einzelheit vertieft. Niemand wäre besser im Stande gewesen, als er, uns eine Geschichte der römischen und der mittelalterlichen Litteratur zu geben; er hat sich beschieden, Anderen eine Reihe der schwierigsten Vorarbeiten zu machen. Er selbst erkannte diese Eigenthümlichkeit sehr gut und tadelte sie als einen Mangel."

Knappheit d. Darstellung.

„Die Darlegung der gewonnenen Ergebnisse [Kirchhoff's Worte] erfolgt in allen seinen Arbeiten grundsätzlich in einer knappen, ich möchte sagen, vornehmen Weise, welche Werth allein legt auf das Urtheil und die Billigung derer, welche mitzudenken und mitzuarbeiten im Stande sind, gänzlich dagegen verschmäht auf die Bedürfnisse und den Beifall solcher zu rücksichtigen, welche dies zu thun entweder unvermögend oder zu träge sind, was zur Folge hat, dass Gehalt und Werth dieser Arbeiten nur von in gewissem Grade Ebenbürtigen voll gewürdigt werden können, und in der Schätzung der grossen Menge selbst der Fachgenossen gar zu leicht geringer veranschlagt werden, als sie in Wirklichkeit verdienen. Dieselbe Eigenschaft aber, welche dem Inhalte von Haupt's Arbeiten Arbeiten Tiefe und Werth, ihrer Form Vollendung und Reiz verlich, wurde in übermässiger Steigerung vielen seiner Unternehmungen verhängnissvoll. Zahlreiche wichtige und umfangreiche Arbeiten, welche er nicht nur geplant, sondern denen er, wenn auch mit Unterbrechungen, andauernd Zeit und Kraft gewidmet hat, sind doch blos deshalb nicht zum Abschluss gelangt, weil er daran verzweifelte, ihnen denjenigen Grad von Vollendung zu verleihen, welchen er selbst verlangte, und von welchem er glaubte, dass er überhaupt verlangt werden müsse, trotzdem er bei kälterer Ueberlegung einsah und auch zugab, dass er ein Ideal verfolge, welches zu verwirklichen aus vielen und auch nahe liegenden Gründen einfach unmöglich sei."

Haupt ist aus dieser seiner Art oft ein Vorwurf gemacht worden, am heftigsten nach dem Erscheinen von des Minnesangs Frühling 1857 von Pfeiffer (Germania III, 491—508; wiederabgedruckt in Pfeiffer's „Freier Forschung" p. 415 ff.), und in reizender Weise von Gustav Frey-

tag in einer Besprechung von Haupt's Ausgabe des Neidhart von Reuenthal (Grenzboten 1858, No. 12. p. 477, der Schluss abgedruckt bei Pfeiffer, l. l. p. 448). Haupt war ursprünglich in der Theorie gar nicht einer solchen Knappheit zugeneigt. 1833 in einer Recension von Simrock's Uebersetzung des Walther von der Vogelweide schrieb er: „Benecke's und Lachmann's Iwein würde allen Anforderungen genügen, wenn ein Wörterbuch beigefügt wäre, und die verehrten Herausgeber das Verlangen darnach, statt es abzuwarten, vielmehr vorausgesetzt hätten. Hier gewisslich muss man, nach Göthe's Ausdrucke, hineinrennen mit guten Gaben, wenn auch die Leute zu dankbarer Anerkennung Zeit brauchen, und es handelt sich nicht sowohl darum, ein reges Bedürfniss zu befriedigen, als durch voraus dargebotene Befriedigung allgemeines Bedürfniss zu erregen.“ Es lässt sich aber an der Hand der Briefe an Wolf deutlich verfolgen, wie die peinlichste Sorgfalt für die kritische Festsetzung des Textes immer mehr in den Vordergrund tritt, und wie Lachmann's Beispiel für ihn auch hierin mustergiltig wird. Mit guten kritischen Ausgaben geschah aber, was der Gang der Wissenschaft erforderte. Erst müssen die Texte nach Ueberlieferung festgestellt sein, dann erst kann die Arbeit für die Sprachgeschichte, für die Alterthümer wirklich fruchtbar werden. Gewiss würden wir Haupt und Lachmann noch dankbarer sein, hätten sie uns von ihrem Wissen noch mehr mitgetheilt; jetzt aber wollen wir ihnen herzlich danken für das, was sie uns geboten, und werden nicht minder erkenntlich sein denjenigen, welche auf ihren Schultern stehend nachholen, was jene noch nicht gethan haben, und Ausgaben mit guten Commentaren liefern.

Aus derselben besten Quelle für die Charakteristik Haupt's, Kirchhoff's Rede, nehme ich zum Schluss noch die eine Stelle, welche rühmt, was schon G. Hermann gerühmt hatte, mir aber zu sagen nicht ziemen würde: „Bei allem Gefühl des eigenen Werthes war er von einer Bescheidenheit, die je seltener sie in Worten zum Ausdruck gelangte, um so mehr in ihrer Schlichtheit und Wahrhaftigkeit überraschte und rührte.“ Sehr charakteristisch ist dafür eine Stelle, welche in einem Briefe an Mommsen vom 22. März 1855 enthalten ist: „Das beiliegende Programm nehmen Sie gnädig auf. Ich weiss, Sie hassen meine programmatarische Betriebsamkeit: ich kann mir aber nicht helfen, ich mache diese Sachen so gut als ich kann, obwohl ich weiss, dass ich damit manches verzettele. Aber nach schriftstellerischem Ruhme zu trachten, liegt einmal nicht in mir und ich fühle, dass ich immer mehr in der Professur aufgehe.“

Aus sicherster Quelle weiss ich, dass Haupt geradezu erschrak, als ihm die höchste äussere Auszeichnung zu Theil wurde, die ein Gelehrter sich wünschen kann. Im Jahre 1871 wurde ihm der Orden pour le mérite verliehen. Gustav Freytag schrieb damals: „So sind die Genien der Friedens-

classe endlich zu der Einsicht gekommen, es werde ihnen wohl anstehen, den Mann, welcher die schwersten Nüsse bei Krause[1]) spielend mit seinem starken Kopfe knackte, in die Bruderschaft aufzunehmen! Diese Thatsache sei Ihnen ein fröhlicher Gruss des Friedensjahres, sie ist dem vergnügten Leipzig eine Erfüllung stiller Forderung, die wir seit lange in Gedanken erhoben haben. So erfüllt sich Alles; Deutschland, Elsass, friedlicher Schmuck der Hauptstadt und ihrer trotzköpfigsten Häuptlinge vom Schwert und von der Feder."

Körperliche Leiden und Tod.

Doch kurze Zeit nur noch war Haupt vergönnt: denn mitten aus der reichsten Thätigkeit heraus riss ihn ein schneller Tod. „Zwar stellten sich, so erzählt Kirchhoff, bereits gegen die Mitte seines Berliner Aufenthaltes allmählich an Häufigkeit und Intensität zunehmende Schwindelanfälle ein, welche, verbunden mit Schlaflosigkeit, seine wissenschaftliche und amtliche Thätigkeit zwar nicht hemmten, aber doch erschwerten, und durch häufige auf den Rath der Aerzte in den Ferien unternommene Badereisen weder beseitigt, noch gemindert wurden. Indessen mochten diejenigen, welche die Reizbarkeit seines feurigen Temperamentes und daneben die grosse Weichheit seines Gemütes erwogen, in diesen Erscheinungen nur die Symptome einer nervösen Angegriffenheit erkennen, welche theils durch tiefere gemütliche Affectionen, theils durch die von dem Ungestüm seines Naturells bedingte hastige und aufreibende Art seines Arbeitens hervorgerufen sein konnte; sie mochten sich der Hoffnung hingeben, dass es einer von einem starken Willen gehandhabten geistigen Diät gelingen werde, ernsteren Folgen für die Zukunft vorzubeugen, und das um so mehr, als Spuren eines vorzeitigen körperlichen Verfalls wenigstens dem Auge des Laien bis zuletzt nicht erkennbar wurden. Allein diese Hoffnung sollte sich als eine trügerische erweisen. Es hatte sich, wohl nur von den Aerzten wahrgenommen, in der Stille ein Herzleiden entwickelt, das den Ahnungslosen mit den Leiden eines langwierigen Siechthums bedrohte, als eine plötzlich hereinbrechende Katastrophe dieses Verhängniss von ihm abwandte: ein Herzschlag machte nach einer vorangegangenen Unpässlichkeit von wenigen Stunden, ihm selbst und uns Allen unerwartet, in der Morgenfrühe des fünften Februar 1874 seinem Leben ein schnelles Ende."

Wir blicken auf ein Leben zurück, dem der bittere Ernst nicht erspart blieb, das aber auch reich war an vielfältiger Freude: in guten und bösen Tagen dem Dienste der Wahrheit unverändert geweiht; das Leben eines Mannes, welcher durch nachempfindende Vertiefung in den Geist vergangener Zeiten, durch besonnene Klarheit und geniale Ahnung dem Philo-

[1]) Der kühle Ort zu Leipzig, von dem G. Fr. oben (p. 35) erzählte.

logen im engeren Sinne das Beispiel eines grossen Kritikers bietet; der durch hohe Ausbildung des historischen Sinnes ein Vorbild ist für eine tiefe Auffassung des Ganges der Geschichte überhaupt; dessen rückhaltlose Ehrlichkeit aber, dessen warme Hingabe und Treue gegen die Freunde, dessen unverfälschte Begeisterung und arbeitsvolle Thätigkeit für die Sache der Wahrheit ein Muster ist für Jedermann.

Auszuführen, wie er alles dies seinen Schülern war, ist die folgende Darstellung bestimmt.

Moriz Haupt

als academischer Lehrer

Nur durch das geschichtliche Verständniss
vergangener Zeiten wird ihre Beurtheilung gerecht
und frei.

Haupt opp. III, 140.

Haupt's Ziel ist Methode zu lehren.

Eine allgemeine Charakteristik der Art und Wirkung von Haupt's Lehrthätigkeit gibt Kirchhoff am Schlusse der Gedächtnissrede: „Haupt ist als Lehrer nur zu wenigen seiner Schüler in ein näheres persönliches Verhältniss getreten und hat auch keine Schule im gewöhnlichen Sinne des Wortes gebildet; er wollte es auch gar nicht; ob nur deswegen, weil er es nicht konnte, bleibe hier dahingestellt. Aber das Feuer und der Geist seines Vortrages, die Gediegenheit seines Wissens, die Entschiedenheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens haben nie verfehlt, nachhaltige Wirkung auf seine Zuhörer zu üben, und seine Schüler, auch die ihm fern standen, bekennen doch mit einem Munde, dass sie eine mächtige und segensreiche Förderung, nicht nur ihres wissenschaftlichen, sondern auch ihres sittlichen Lebens durch ihn empfangen haben, und sind einig in dem Gefühle dankbarer Verehrung, welches sie seinem Andenken widmen und welches das schönste Denkmal ist, das einem Lehrer gesetzt werden kann".

Wenn hier gesagt wird, dass Haupt eine Schule im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht gebildet hat, und dahingestellt bleibt, ob er es etwa nur deshalb nicht gewollt hätte, weil er es nicht konnte: so glaube ich, diese offen gelassene Möglichkeit verneinen und antworten zu dürfen, dass er mit bewusster Absicht jenes Ziel nicht verfolgte.

Es gibt zwei Arten zu lehren, die zwar faktisch nie völlig getrennt vorkommen können, wohl aber begrifflich unterscheidbar sind und je nach dem Vorwiegen der einen oder der andern Richtung den Lehrer charakterisiren. Wo an grosse Meister sich Schulen anschliessen, welche ihre Namen tragen, ist die treibende Kraft immer ein bestimmter Stoff oder der ganz besondere Gesichtspunkt der nur dem einen Lehrer angehört. Und je mehr dieser seinen Zuhörern den Anschluss durch bequeme Zerlegung

eines grossen Gebietes in kleinere Abschnitte erleichtert, je mehr er sie gewissermassen zu seinen Mitarbeitern macht, desto mehr nach ihm speciell benannte Schüler werden ihm zufallen und schon an der Wahl des Stoffes als solche zu erkennen sein.

Daneben gibt es eine andere Art von Lehrthätigkeit und eine andere Art von Schülerschaft, weniger bequem für den Anfänger, schwerer nachweisbar in ihren Erfolgen: Sie besteht darin, dass der Lehrende auf jene, wenn ich so sagen darf, stoffliche Einwirkung weniger Gewicht legend, sein eigentliches Ziel vielmehr darin sucht, die Geister geschickt zu machen zu eigener Thätigkeit, welchem Gebiete auch immer sie gewidmet werden mag, natürlich zuvörderst in den Grenzen der Wissenschaft, welcher der Arbeitende angehört.

Es ist leicht begreiflich, dass so herangebildete Schüler ein äusseres Kennzeichen ihrer Schülerschaft nicht tragen, eine Schule im gewöhnlichen Sinne des Wortes also nicht bilden.

Und ganz überwiegend legte Haupt den Schwerpunkt seines Wirkens in diese zweite Art. Was er selbst mehrfach als die Hauptaufgabe des Gymnasialunterrichtes bezeichnete, nicht die Einprägung eines encyclopädischen Wissens, sondern Lernen zu lehren, den jugendlichen Geist zu ernstem Streben und liebevoller Hingebung zu gewöhnen, das galt ihm auch für den Universitätsunterricht als das eigentliche Ziel. Oft sprach er es, besonders beim Beginn der Vorlesungen aus: 'Der eigentliche Zweck dieser Vorträge ist: Methode zu lehren'; ebenso geben seine Schriften in dem, was er an andern billigt und lobend hervorhebt, reichliches Zeugniss von dieser seiner Ansicht. So heisst es z. B., anderer Stellen nicht zu gedenken, in der Gedächtnissrede auf Jacob Grimm, wo er die Einwirkung Savigny's auf die beiden Brüder charakterisirt (opp. III, 173): „Den tief einschneidenden Einfluss der Lehre und Persönlichkeit Savigny's, von dem ihr wissenschaftliches Leben wesentlich seine Richtung empfing, haben Jacob und Wilhelm Grimm lebenslang in treuer Erinnerung bewahrt. — Die wissenschaftliche Einwirkung Savigny's drängt Jacob Grimm in die Worte zusammen, in seinen Lehren habe er ahnen und begreifen gelernt, was es heisse etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere; Wilhelm sagt, der Anregung, die nicht blos von Savigny's Vorlesungen, sondern aus mannigfachem Verkehr und weit über die Grenze des juristischen Studiums hinausging, verdanke er die Erkenntniss von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode des Studiums." Wie diese Worte Haupt's ganzen Beifall haben, so charakterisiren sie vollständig die Art seiner eigenen Einwirkung durch Persönlichkeit und Lehre.

Wie nun Haupt diese selbstgestellte Aufgabe löste, soll im Folgenden

dargestellt werden, und zwar zunächst in einem allgemeinen Theile. Er enthält die ethischen Anforderungen, welche Haupt an jeden Jünger jeder Wissenschaft stellte: die Forderungen absoluter Wahrheitsliebe mit gänzlichem Zurückdrängen persönlicher Eitelkeit, und das daraus sich ergebende Gebot: über die Sonderwissenschaft und dem speciellen Arbeitsfelde nicht zu vergessen, dass die Wissenschaft an sich nur eine ist; er enthält ferner die intellectuelle Anforderung an den Historiker und insbesondere den Philologen, deren Erfüllung es ihm erst möglich macht, der Wahrheit zu dienen: mit geschichtlichem Sinne an die Vergangenheit heranzutreten.

In einem besonderen Theile soll darauf gezeigt werden, wie Haupt von diesen Gesichtspunkten aus philologische Kritik und Exegese geübt wissen wollte; eine Uebersicht über seine Vorlesungen endlich soll Interessantes und Wichtiges aus denselben mittheilen, um eine Anschauung von dem Reichthum geistiger Anregung und von der Schulung zu erwecken, welche Haupt zu geben wusste.

I. Allgemeine Voraussetzungen des philologisch-historischen Studiums.

a. ethische.

1. subjectiv. absolute Wahrheitsliebe.

Zwei Aussprüche zweier Männer, welche Haupt unbedingt verehrte, dürfen ohne Abzug auf ihn selbst angewandt werden und charakterisiren seine Persönlichkeit in ihrem innersten Kerne aufs trefflichste. Göthe sagt von Winckelmann (Winckelmann, Charakter): „Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten dasjenige, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint und der Charakter sich dabei wenig äussert, so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, dass alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart." So wenig diese Worte Winckelmann's Leistungen herabsetzen wollen, so wenig thun sie es in ihrer Anwendung auf Haupt; sie wollen im Gegentheil zeigen, was der stolze Name eines ganzen Mannes, den ihm Kirchhoff zuertheilt, besage. Ob er über die höchsten Ideen sprach, welche die Geschichte bewegen oder über die an sich unbedeutendste grammatische Kleinigkeit, wir fühlten, dass derselbe Geist beidemal wirksam war: der Geist der Wahrheit, wie ihn sein unzählige Male mit Verehrung genannter Lehrer Gottfried Hermann mit beredten Worten geschildert hat: „Kenntniss und Gelehrsamkeit (sagt dieser in der Rede über Reiz opp. VIII, 460) sind Sachen des Fleisses; Talent und Genie Gaben der Natur. Der Werth dieser Dinge besteht in ihrem Gebrauche. Wahrheit zu suchen und zu lehren, ist unser Ziel. Wer dieses mit gänzlicher Entfernung aller andern Interessen fest vor Augen hat, und um es zu erreichen, das was Fleiss ihm erworben und Natur gegeben hat anwendet, nur der darf mit sich zufrieden sein und kann ohne Beschämung jedem Richter in die Augen

sehen. — Es ist menschlich und kann verziehen werden, wenn Jemand das, was er leistet, anerkannt zu sehen, einen Namen zu erlangen wünscht, und ansprechend sind Klopstock's Worte:

reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
in das schwellende Herz, und die Unsterblichkeit
ist ein grosser Gedanke,
ist des Schweisses der Edlen werth:

aber weit grösser, weit erhabener ist der Sinn dessen, der so von aller Selbstsucht frei ist, dass er an Lob und Ruhm gar nicht denkend blos nach Wahrheit strebt, an dieser sich erfreut und in ihr seine Glückseligkeit findet. Leicht entbehren kann den glänzenden Ruhm, wer auf einer Stufe stand, die zu erreichen das Streben nach Lob und Ruhm nicht wagen darf." Ist nun auch Haupt dieser äusserliche Preis in reichem Masse zu Theil geworden, so passt doch jedes Wort der Hermann'schen Schilderung genau auf die Triebfedern seines Thuns. Ihm stand als unerschütterliche Ueberzeugung fest, dass das blosse Wissen wie andere Güter keinen Werth habe und nur dann ein kostbarer Schatz würde, wenn es fähig sei, die ganze Person seines Trägers zu heben: „Est falsa quaedam, so schrieb er in der Festschrift zur Jubelfeier der Universität Berlin (opp. II, 24.), est falsa quaedam suoque nomine indigna eruditio, qua non corroborantur animi neque ad persequenda praeclara omnia instituuntur, sed pusilli fiunt et deprimuntur, inutilis illa rei publicae atque adeo perniciosa: veluti Graeculi Byzantii, dum per aliquot saecula litteras illiberali et ieiuna industria tractantes theologicisque quaestiunculis et rixis dediti odia exercent, neque ad morum emendationem quicquam contulerunt, neque torpescens senio et corruens imperium recrearunt. Sed vera eruditione liberantur animi ab angustis humilibusque curis et cogitationibus, incitantur ad cognoscenda et appetenda summa generis humani bona, imbuuntur pietate, quae a superstitione tanto discrimine distat, quanto a levi aut superbo religionis contemptu, denique corroborantur ad sustentandam atque augendam patriae laudem ac salutem."

Die Wissenschaft eine sittliche Aufgabe.

Dieselben goldenen Worte tönten elf Jahre später in der Rede zu des Königs Geburtstage 1871 von seinen Lippen: „In dieser ernsten und grossen Zeit dringt vernehmlicher als je zuvor die alte Lehre zu der deutschen Wissenschaft, dass alles menschliche Thun und Leisten, dass auch die Arbeit der Wissenschaft hinfällig und nichtig ist, wenn sie nicht von sittlichem Sinne durchdrungen ist, dass alle geistige Begabung und Regsamkeit werthlos ist und verderblich wird, wenn sie nicht der Wahrheit dient. Und nur die Wissenschaft die unschuldig und durch keinen Schimmer geblendet der Wahrheit dient, dient dem eigenen Volke und der Menschheit." (opp. III, 223).

Diese reine Lebensluft, in der nichts niedriges, nichts das auf den blossen Schein ging, gedeihen mochte, ja nicht einmal zu erscheinen wagte, war es welche Haupt's Zuhörer athmeten. Wenige Stunden vergingen, in denen er nicht durch directe Hinweisung auf das Rechte oder durch Abwehr des Falschen an diese Grundforderung erinnert hätte. Wer, der jemals zu seinen Füssen sass, könnte des schwerterscharfen Blickes der hellen Augen, wer des eindringlichen, gewaltigen Ernstes vergessen, mit welchem er als das A und das O alles für den Menschen fruchtbaren Studiums die absolute Wahrheitsliebe und die Ertödtung jeder Eitelkeit predigte! Noch höre ich den Klang der Worte, mit denen er die Uebungen des Seminars Ostern 1871 schloss. Wir hatten Velleius gelesen und waren nicht weit gekommen. Da sprach er, zugleich seine eigene philologische Richtung charakterisirend, Folgendes: „Es kommt mir gar nicht auf die Menge des Durchgearbeiteten oder gar auf die Menge faktischer Notizen an, die Sie sich vielleicht gemacht haben; wohl aber auf die Erfassung gewisser allgemeiner Grundsätze und der richtigen Methode. Auch bilde ich mir nicht ein, etwas besonders neues vorgebracht zu haben; ich wünsche aber sehr, dass Sie ein ethisches Moment erfasst haben mögen. Wer es mit seiner Wissenschaft nicht ernstlich meint, steht unter dem gewöhnlichsten Handwerker. Zu einem solchen Nichternstnehmen aber ist gerade in der Philologie die grösste Verführung. Die Philologie hat zwei entgegengesetzte Pole: der erste ist die Erkenntniss des ganzen Alterthums in dem Zusammenhange seines ganzen Lebens, der andere ist die Erkenntniss des Einzelnen, die Kenntniss eines bestimmten Lebens, einer bestimmten Sprache, eines bestimmten Schriftstellers und seiner Eigenheiten. Zu diesen beiden ist Talent und Neigung verschieden. Hermann war mehr zum zweiten geneigt und begabt, und das Grösste, was er geleistet hat, hat er in der Erforschung einzelner Gebiete, einzelner [1]) Spracherscheinungen geleistet, Böckh war für das andere begabt

[1]) Sehr charakteristisch in dieser Hinsicht sind für Hermann die Worte, die er in der Einleitung zu der dissertatio de Aeschyli Persis schrieb (opp. II, 87): „Linguarum scientia, cum non in omnibus, qui docti vocantur, eadem sit, non solum pro sua quisque facultate alii aliter iudicant, sed multi, mentem scriptoris in universum percepisse contenti, id ipsum satis esse ad laudandum eum vel vituperandum existimant. Qui error cum nullo in scriptore levis sit, gravissimus est in iis scriptoribus, quorum praecipua virtus, ut poetarum et oratorum, in dictione elucet. Nam qui linguae scientiam, quod sane faciunt nonnulli, in eo consistere putant ut quis significationes verborum et constructiones teneat, nae illi parum cognitum habent, quod sit interpretis officium: quem illud quoque scire oportet, quam vim et potestatem quaeque loquendi forma habeat, ne poetica cum pedestribus, serio dicta cum ludicris, exquisita

und hat der Philologie in dieser Richtung gewissermassen einen neuen Stoss gegeben. — Wer nun auf dem zweiten Gebiete Etwas leisten will, braucht dazu eine Menge Notizen, muss auch auf einem bestimmten Standpunkte angelangt sein, von dem aus die Sache betrachtet sein will, wenn sie richtig erkannt werden soll. Nun kann es geschehen, dass die grössten Meister in dem einzelnen Falle das Richtige nicht sahen, dass Bentley, dass Hermann das Richtige nicht sahen, und dass es der oder jener homuncio einmal besser macht; dann ist sofort die Gefahr da hochmütig zu werden und zu denken: „Was mir einmal gelungen ist, das wird mir allemal gelingen," und der Trieb kommt, sich zu zeigen. Mit ihm aber kommt das Hintanstehen der Wahrheit. Die Wissenschaft sinkt von dem Suchen nach der Wahrheit zur Dienerin gemeiner Eitelkeit herab, die Sucht nach dem Neuen tritt auf, und hinter ihr weicht das Gefühl für das Wahre, das Einfache zurück. So leidet der, der seiner Wissenschaft nicht mit dem Herzen dient, nicht um der Wahrheit und der Erkenntniss willen dient, Schaden an seiner Seele."

Er selbst gab das beste Beispiel, wie man diese Forderung erfüllen Conjecturen.
solle, und hat sich oft im mündlichen Vortrage, wie in seinen Schriften über seine eigenen Leistungen in diesem Sinne ausgesprochen. Man dürfe sich wohl freuen, heisst es in den Nachträgen zu Conjecturen Madvig's (opp. II, 358), wenn Einem eine gute Emendation geglückt sei, wo ein bedeutender Mann vergeblich sich gemüht habe, aber ein 'pusillum inventum' bleibe sie doch, und nur ein 'homo fatuus' könne sich ihrer laut rühmen oder gar zu einem Anlass benutzen, jenen zu tadeln. Denn „in hac emendandorum veterum librorum arte quae multiplici quam requirit minutarum saepe rerum consideratione non absolvitur, sed opus etiam habet sive casu felici sive potius repentina rei quae momentum facit memoria, fieri non potest quin primarios etiam homines multa fallant." Eine Eigenschaft aber erforderten gute Emendationen und schlagende Verbesserungen, die viel seltener sei, als man glauben könnte, einen schlichten,

---

cum vulgaribus, gravia cum tenuibus, grandia cum exilibus permisceat. Quae qui distinguere nesciunt, tantummodo de qua re quis scribat, non quid scribat nedum quomodo scribat intellegunt. Ex quo consequitur, ut nisi tota via a mente consilioque scriptoris aberrent, certe non animadvertant omnia, quorum aliquod in iudicando momentum sit." Es ist nach solchen Worten doppelt begreiflich, wie zwei Richtungen, die einander zu ergänzen bestimmt sind, die Böckh'sche und die Hermann'sche, zunächst sich nur als Gegensätze fühlen konnten und so in Streit geriethen. Ganz ungerechtfertigt aber war der Vorwurf der Engherzigkeit, den Hermann seine Gegner machten; denn wenn er ihnen Mangel an Kritik vorwarf, so hatte er (Otfried Müller und anfangs selbst Böckh gegenüber) Recht; und ein Allgemeines, das aus falschen Einzelheiten abstrahirt ist, muss nothwendig selbst falsch sein.

einfachen Wahrheitssinn, der absolut unterdrückt werde, wenn die Eigenliebe mächtig ist. Denn höchst selten, oder fast nie fliesse gleich stark die Quelle des Neuen und des Wahren.

Und wie eindringlich wusste er vor den Gefahren zu warnen! Da seine eigene Richtung auf das Einzelne, die Kritik und Exegese der Schriftsteller gewandt war, so bewegten sich auch seine Anweisungen und Warnungen hauptsächlich in diesem Bereiche. Der Zweck des Studiums der alten Schriftsteller sei doch, sie zu verstehen; nur die Ungunst der Ueberlieferung liesse den reinen Genuss und die sofortige weitere wissenschaftliche Ausbeute nicht zu und zwänge den Leser oft, die vorliegenden Texte zu ändern: immer aber solle die Conjectur nichts weiter sein, als das Resultat von Studien, die zum Zweck des Verständnisses unternommen sind, nie dürfe man einen Schriftsteller in die Hand nehmen, um Conjecturen zu machen. „Ein grosser Fehler der jetzigen Philologie, sprach er einmal, ist das Ueberhandnehmen des Conjecturenmachens. Dagegen gibt es ein ganz sicheres Heilmittel, ein ethisches; wenn Einem an einer Stelle Etwas einfällt, die doch von Leuten vielmal gelesen worden ist, welche mehr von der Sprache verstanden als das bischen Sprachkenntniss beträgt, das man selber hat, so soll man nicht sofort den Einfall mit nächster Post zum Abdruck schicken, sondern denken: „Sollte es wohl wahrscheinlich sein, dass du hier etwas gefunden hast, was jene Leute nicht gesehen haben? Ueberhaupt hat man bei jeder Conjectur, die man macht, zunächst zu denken: 'Sie ist falsch.' Bewährt sie sich wiederholter ernstlicher Prüfung, dann mag man beginnen, ihr zu trauen." So erzählte er auch von sich selbst: „Augenblickseinfälle sind Jedermanns Einfälle, und vor Jedermanns Einfällen soll man sich doch in Acht nehmen. Ich selbst habe mir in der ersten Zeit bei der Lectüre von Schriftstellern meine Einfälle mit Tinte an den Rand geschrieben, später nur mit Bleistift, und schon lange ist es her, dass ich sie gar nicht mehr aufschreibe." Eine heitere Persiflage des vielen Conjicirens hat er selbst im Berliner Lectionskataloge vom Sommer 1865 gegeben (opp. II, 286): „Coniecturam prolaturi sumus de versu quodam Electrae Sophocliae. Quidni enim nobis quoque liceat aliquid addere illis opinationum acervis, qui nuper saluberrimo consilio in uno conspectu [1]) positi sunt? Etenim plurimis exemplis in angustum spatium congregatis tandem aliquando manifestius factum est, quam facilis sit ars illa critica, quam olim timidius mortalium genus difficillimam esse iudicabat et quantillo discrimine a suavi et iocoso lusu distet. Et perrexerunt

[1]) Gemeint kann hier nur sein Otto Jahn's Ausgabe (1861), von der er tadelte, dass sie jeden unnützen Einfall jedes Beliebigen registrire.

viri ingeniosi et Mercuriales ludere et struem illam exaggerare. Nimirum multo hodie quam olim latior patet campus, in quo et vires quisque suas exerceat et ludendo ducat sollicitae iucunda oblivia vitae. Olim prisci illi homines et mente tardiores veterum scripta, antequam emendare temptarent intellegere anxio quodam et inliberali studio adlaborabant: Nunc multi a Terentio didicerunt facere aliquem posse intellegendo ut nihil intellegat, ideoque sordidum illud ac periculosum intellegendi studium cautissime devitant et tutiori se atque gloriosiori emendandi negotio totos tradunt. Neque palma desperanda est aut diu expectanda. Nam summo litterarum emolumento emittuntur statis temporibus libri quibus quidquid novarum opinionum proximis mensibus adolerit, miranti eruditorum populo proponitur. Quos libros qui edunt, tam alieni sunt a tristi omni severitate, tam aequabili indulgentia ab omni delectu habendo abstinent, ut nullos dona ferentes Danaos timeant, sed omnes eadem adprobatione admittant. Et iam quivis adolescentulus, si modo velit et morae periculum fugiat, ex prima libri alicuius lectione fructum non modo capiat, sed cum omnibus liberaliter communicet et se quoque principibus permixtum adgnoscat Achivis."

Mit einer so souveränen Verachtung wie Haupt hat wohl Niemand das leichtfertige Conjiciren oder allgemein alles leichtfertige, nur der Eitelkeit dienende Sprechen und Schreiben behandelt.

2. objective Unterordnung der Einzelwissenschaft.

Bei dieser hohen Auffassung des Motives, welches den Menschen allein zur Wissenschaft treiben soll, als des unentwegten Strebens nach lauterer Wahrheit ohne Rücksicht auf Vortheil oder Nachtheil, erwarten wir mit Recht auch einen gleich grossen Begriff von der Wissenschaft selbst. Die Schule Hermanns und die philosophischen Bestrebungen der Zeit, in welcher er heranwuchs, fanden in Haupt einen ihrer edelsten Vertreter. Kants Philosophie, die Hermanns Denken so wesentlich beeinflusste, dass er es unternahm auf kantischen logischen Kategorien[1]) ein System der griechischen, besser gesagt, aller Sprache, aufzubauen, muss mindestens durch Hermanns Vermittlung auch auf ihn gewirkt haben; doch finden sich nirgend in seinen Schriften, noch traten in seinen Vor-

[1]) Cf. de emendanda ratione Gracae grammaticae p. 127: „Cum omne linguarum officium eo contineatur ut animi cogitationes signis quibusdam declarentur, totidem quaeque lingua signorum formas habeat necesse est, quot sunt partes cogitationum — p. 129. Potest omne subiectum quatuor modis considerari, pro quantitate sua, pro qualitate, pro relatione, pro modalitate. — p. 150. Poterunt voces, quibus rerum conditiones indicantur [i. e. particulae], quatuor modis considerari, prout aut conditionem quantitatis notitiarum, aut qualitatis, aut relationis, aut modalitatis significant; und mehrfach.

trägen die Spuren eines bestimmten Systemes hervor. Hat Jemandes philosophisches Denken auf Haupt bestimmenden Einfluss geübt, so muss es das Göthe's gewesen sein, den er von Jugend auf fast schwärmerisch verehrte. Uebereinstimmung und Unterschied Hermann'scher und Haupt'scher Anwendung der Philosophie für die Sonderwissenschaft im Einzelnen wird sich noch später zeigen, hier ist der Ort seine Auffassung der Wissenschaft überhaupt darzustellen. Zu Grunde liegt ihr die echt philosophische Anschauung, dass die Wissenschaft nur eine ist: wie ihre Objecte durch tausendfache Fäden verbunden sind, oft nur dem Scheine nach verschiedene Dinge, und wie alles Vorhandene schliesslich doch nur ein einziges grosses Ganze, so kann auch die Wissenschaft im höchsten Sinne nur eine sein: die Wissenschaft von diesem Ganzen. Deshalb zieht die Philosophie des Alterthums naiven Sinnes und bei noch geringerer Kenntniss des Stoffes Alles, was überhaupt gewusst werden kann, in ihren, der einen Wissenschaft, Bereich. Lediglich die Beschränktheit der menschlichen Geisteskraft und ihr gegenüber die immer wachsende Fülle des zu Erforschenden zwingt uns, statt der tausend Fäden, die hinüber und herüberfliessen, nur einzelne in ihren Verschlingungen zu verfolgen.

Einheit der Wissenschaft.

Aber soll die Einzelwissenschaft nicht allmählich der Erstarrung entgegengehen, so muss das Bewusstsein lebendig bleiben, dass sie in einem Dienstverhältnisse zu dem grossen Ganzen steht und von ihm ihre Lebenskraft erhält. Die Aeste und Zweige eines Baumes führen zwar jeder für sich ein gesondertes Dasein, getrennt aber vom gemeinsamen Stamme verdorren sie unausbleiblich. Wie die Einzelwissenschaften aber sich zur Erkenntniss des Ganzen, so verhalten sich wiederum die Specialstudien des Einzelnen zu der Sonderwissenschaft, welcher er dient: Zweige sind sie an den Aesten. Haupt hat sich in diesem Sinne mit Energie in der Rede zu des Königs Geburtstage von 1848 (opp. I, 239) ausgesprochen: „Dem bedeutenden Vortheile, den das Aufgeben der Polyhistorie den Wissenschaften gebracht hat und fortwährend bringt, stehen nicht geringe Nachtheile zur Seite. Unablässig dringt die Ausbildung der Wissenschaften vorwärts, in so ungeheuren Massen wächst der Stoff, die Untersuchungen gehen so tief und fein in das Besonderste und Kleinste, dass selbst in der einzelnen Wissenschaft Niemand mehr gleichmässig den vielfachen Bestrebungen folgen kann. So wird das Gebäude der Wissenschaften allmählich einem Hause ähnlich, wie wir sie in grossen Städten finden: viele kleine Gemächer sind von fleissigen und kunstreichen Leuten bewohnt, aber der Einzelne bekümmert sich selbst um seinen Wandnachbar wenig; was in dem einen Flügel des Hauses vorgeht, bleibt dem andern unbekannt. Leicht aber steigert die Absonderung des wissenschaftlichen For-

schers die gedeihliche Vorliebe für Gegenstand und Art der eigenen Thätigkeit zu ungemessener Ueberschätzung. Wer das Einzelne verschmäht, der wird die Wissenschaft wenig fördern; aber wer es mit starrem Blick als den einzigen würdigen Stoff der Forschung betrachtet, wer darüber das grosse Ganze der Wissenschaft aus den Augen verliert, der ist, um es mit einem Worte zu sagen, ein Pedant, wie geistreich er sich auch gebärden mag. Der Sprachforscher, der langes und angestrengtes Sinnen der Ergründung eines Wortgeschlechtes, einer Spracherscheinung widmet und seine Anstrengung für wichtig und unerlässlich hält, ist in seiner Pflicht und in seinem Rechte; aber wenn er in seiner Forschung den Gipfel aller Philologie erblickt, die eine Seite der Wissenschaft allein im Auge behält, gleichgiltig gegen die vielen andern zu derselben Geltung berechtigten, dann ist er ein Pedant. Der Physiolog, der einen Theil des thierischen Organismus mit eindringendem Scharfsinn und unermüdlicher Geduld untersucht, bildet ein wichtiges Glied in der langen Kette wissenschaftlich Strebender; aber wenn er seine Arbeit für die alleinige Naturforschung hält, dann ist er ein Pedant. Und Pedanten, verstockte Pedanten sind beide, wenn sie eigensinnig und eigensüchtig Philologie oder Naturforschung für die alleinseligmachende Wissenschaft erklären."[1])

Haupt's Polemik.

Je höher und reiner aber Haupts Ideal von Wissenschaft war, desto begreiflicher wird es bei der Entschiedenheit, ja Leidenschaftlichkeit seines ganzen Wesens, dass er Alles was ihm mehr ein Product eitler Sucht nach Neuem oder fahrlässigen Leichtsinns erschien, denn als das Erzeugniss reiner, selbstloser Wahrheitsliebe und gewissenhafter Forschung, mit wahrhaft grimmiger Verachtung zeichnete. Wiederum ist hier ein Ausspruch Göthe's auf Winckelmann Wort für Wort auf Haupt übertragbar: „Winckelmann, heisst es, war eine Natur, die es redlich mit sich und mit andern meinte, seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbständiger und unabhängiger er sich fühlte, so dass er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Litteratur so sehr hergebracht ist, zum Ver-

[1]) Diesen Gedanken hat Haupt schon 1833 in einer Recension ausgesprochen, in specieller Beziehung auf Poesie des Mittelalters: „So wenig das unfruchtbare Streben nach flacher Breite zu rühmen ist, das an keiner Stätte sich recht heimisch weiss und in unmittelbarem, sicherem Gefühl sich zurecht findet, so wenig frommt es, wenn Jemand sein Heimwesen mit hohen Mauern einengt, anstatt dem Hause, wo er wohnt und waltet, eine freie Aussicht in die Nähe und Ferne zu bereiten. Jede Einhegung eines Theiles der Poesie des Mittelalters ist dem Verständniss derselben hinderlich, das einen ungehemmten Blick über das weite Feld erfordert."

brechen machte.“ Dies ethische Motiv war es allein, welches Haupt's oft getadelte Heftigkeit und Schärfe in der Beurtheilung anderer hervorrief, ja ihn zuweilen zu einer gründlichen Grobheit hinriss. Dass er in diesem Punkte seinem Freunde Lachmann glich, haben dessen eigene Worte schon gezeigt (vgl. p. 18, 52).

Eine Stelle aus Freytag's Nekrologe, welche Haupt's Art, der Sympathie und Antipathie Ausdruck zu geben, schildert, wird das Bild vollenden: „Sein Sinn war lauter, sein Gefühl leicht erregt, stark und doch in rührender Weise weich, sein Herz einfältig in Liebe und Abneigung wie das eines Kindes. Wem er gut war und vertraute, den schaute er wohl in einer gewissen idealen Verklärung; wer ihm widerwärtig wurde, wer ihm als wissenschaftlicher Gegner erschien oder wer gar seinen ethischen Anforderungen nicht entsprach, den bildete er sich leicht in seinen Gedanken zu einem argen Gesellen um und focht dann kräftig gegen sein Phantasiebild in Rede und Schrift.“ So züchtigte er denn mit unermüdlichem Eifer die Leute, denen es, wie er sagte, gar zu unangenehm ist, wenn in der Philologie Etwas abgemacht[1]) ist, worüber sie nun nicht mehr reden können; „die Armseligen, denen jedes Stutzen bei der Lectüre eines in ihre Hände gefallenen alten Autors gleich zur Morgenröthe wird von der sofort aufgehenden Sonne einer Conjectur“; und so hoch er den Lehrerberuf auch schätzte, so erbittert konnte er über die „Schulmeisterköpfe“ sein (diesen Ausdruck brauchte er dann), „die es für ihre Pflicht hielten, oder es nicht lassen könnten, den Apparat des jedesmaligen Schriftstellers, den sie mit ihren Schülern lasen, um ein paar Conjecturen zu bereichern“. Wenn Haupt, wie wohl hie und da gesagt wird, durch diese seine heftige Art wirklich einen Schaden angerichtet haben sollte, so können doch nur schwächere Gemüter davon betroffen worden sein; diejenigen, welche durch eigene Studien die von Haupt Getadelten selbst kennen lernten, reducirten leicht, wenn es ja einmal nöthig sein sollte, das Urtheil auf das rechte Mass; ganz ohne Grund aber hat Haupt nie getadelt; sein Urtheil über die Personen im Ganzen unterlag jenem Zuviel nicht, nur im einzelnen Falle liess er sich vom Temperament wohl einmal hinreissen[2]).

---

[1]) Eine solche, bis auf Kleinigkeiten in allem Wesentlichen abgeschlossene Frage ist die über die Κάθαρσις τῶν παθημάτων bei Aristoteles, gelöst von Bernays. Die Bibliothek von Schriften über diese Frage, die sich nach Bernays Aufsatz angehäuft hat, gibt mit wenigen Ausnahmen ein treffendes Beispiel zu Haupts Worten.

[2]) So sprach er in einem Falle, wo seine Polemik besonders stark war, in den Vorträgen über Properz: „Meine Polemik gegen Hertzberg ist keine persönliche; ich habe nie mit ihm verkehrt, sie soll nur dienen, die falsche Methode zu zeigen und die nur scheinbare Gelehrsamkeit aufzudecken.“

Der Nutzen aber, den auch diese Art und Weise Haupt's stiftete, war ein dauernder: dass in den Gemütern der Zuhörer der Unwille gegen Kleinlichkeit und Eitelkeit erregt wurde.

Haupt hat sehr wenig Polemik in seinen Schriften geführt. Wenn er es aber that, so geschah es mit kurzer Entschiedenheit und in durchaus würdigem Tone (Vgl. Zeitschrift für deutsches Alterthum. B. XI, p. 563—593. Zu des Minnesangs Frühling). Ein Meister war er in der Gestaltung von Ausdrücken, welche ganze Menschenclassen schlagend charakterisiren. Der 'homo quidam, illarum rerum cognitione leviter tinctus, sed perdite sagax', und die 'homines ad iudicandum quam ad intellegendum promptiores' (aus der Abhandlung de carminibus bucolicis Calpurnii et Nemesiani, opp. I, 364) verdienen allgemein gekannt zu sein. Beide Ausdrücke sind einer Stelle entnommen, die der Vertheidigung Lachmann's gewidmet ist. Ueberhaupt sprach und schrieb Haupt wenig in eigener Sache; wenn aber Jemand Freunde angriff, die er mit Recht hochschätzte, und gar seinen Freund Lachmann, so nahm er dessen Partei mit einem wahren Feuereifer. Eine charakteristische Aeusserung findet sich in Haupt's schon erwähnter Antikritik im elften Bande der Zeitschrift: „Pfeiffer sagt einmal, dass Lachmann und ich als Meister der Kritik gelten, um zu verstehen zu geben, dass die Geltung unverdient sei. Lachmann's Meisterschaft ist durch die Pfuscher, welche seine Arbeiten anrühren, nicht gefährdet; ich habe mir noch niemals Meisterschaft, weder in der Kritik, noch in anderem angemasst; ich weiss auch gar nicht, ob Fachgenossen mich für einen Meister der Kritik halten, aber das weiss ich, dass noch nicht jeder Geselle oder Handlanger mich meistern kann." Haupt war zu solch einer vornehmen Kritik berechtigt an sich durch seinen überlegenen Geist; wohl zu bedenken ist aber, dass er sich nicht auf dieses natürliche Recht stützte: sondern durch die scrupulöseste Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, welche er auch in Kleinigkeiten und äusserlichen Dingen vor der Veröffentlichung auf alle seine Schriften verwandte, erwarb er sich das Recht. Wer seine Polemik nachahmen will, kann sich nur durch die gleichen Vorzüge die Berechtigung erkaufen.

Andrerseits konnte man nirgend besser die innerliche Achtung vor dem wahrhaft Bedeutenden und die Verehrung des Grossen lernen, als bei ihm, und er ward nicht müde auf solche Vorbilder hinzuweisen, von denen der Studirende wirklich lernte: „Mit Mittelgut aber, oder gar mit Schlechtem [1]) darf der Student seine Zeit keinesfalls vergeuden; denn Ge-

[1]) Schopenhauer (in der Auseinandersetzung über Lesen und Bücher, Parerga und Paralipomena §. 303.): „Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen: schlechte Bücher sind intellectuelles Gift, sie verderben den Geist."

schmack und rechtes Urtheil kann man nur am Vorzüglichsten lernen." So galt es ihm wie ein Schiboleth eines, der ernsthaft Philologie studirt, dass er Bentley's Horaz, Porsons Vorrede zur Hekuba, Lachmann's Lucrez, Madvig's Ausgabe der Ciceronischen Schrift de finibus, die Hermann'schen Schriften, besonders die Anmerkungen zum Viger, wirklich studire. Vorzüglich betonte er, dass neben diesen specifisch philologischen Werken Lessing's Laocoon ein Handbuch des Philologen sein müsse: „Und wer es noch nicht gethan hat, sprach er dann, der setze sich noch heute hin und fange an!"

b. Intellectuelle Voraussetzungen.

Der historische Sinn.

Die bisher besprochenen Forderungen, die letzte ebenso an den Verstand wie den Charakter sich richtend, liessen sich, wenn man von den philologischen terminis technicis absieht, auf jeden Jünger jeder Wissenschaft anwenden; von hier ab trennen sich die Wege, und wir verfolgen, welche Gestalt jene Forderungen auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften annehmen. Denn nach Haupt's Meinung ist das philologische Studium ein eminent historisches. Hier wird nun das ethische Gebot der Wahrheitsliebe und Selbstlosigkeit zu einem methodischen: Die Wahrheit in historischen Dingen kann nur der erkennen, welcher mit historischem Sinne an sie herantritt. Die ganze Geschichte ist eine einzige, zusammenhängende Entwicklung, in der aus gegebenen Gründen mit Nothwendigkeit alle Einzelerscheinungen hervorwachsen; ein immerwährendes Werden, das keinen Augenblick wirklichen Stillstand kennt, sondern in Staat, Sprache, Sitte, Kunst, Religion unmerklich oft, oft in schnellerem Tempo Veränderungen hervorbringt, nicht ein Festes, Todtes, sondern ein Bewegliches, Lebendiges. Unsere Zeit ist eine völlig andere als die Zeit der Alten. Wer also irgend eine Periode oder eine Einzelerscheinung dieser Entwicklung in Wahrheit verstehen will, muss sich zunächst der Voraussetzungen und Anschauungen unserer Zeit, in gewissem Sinne seines eigenen Selbst entschlagen können, „um gerecht zu werden gegen das in bestimmter Zeit Nothwendige und Befugte, frei von der Verwechslung des an geschichtliche Bedingungen Gebundenen mit dem Absoluten und Ewigen."

Geschichte u. geschichtliches Verstehen.

Dies ist auch die Meinung des vielgelobten und vielverspotteten Lachmann'schen Wortes: „Sein Urtheil befreit nur, wer es willig ergibt." Da ein reifes Urtheil nur das Resultat einer Reihe richtiger Beobachtungen sein kann, so muss Jeder, der eine von der unsern vollkommen verschiedene Zeit mit andern Bedingungen und andern Idealen wahrhaft erkennen will, zunächst ohne ein Urtheil zu formuliren, vollkommen von den gewohnten Vorstellungskreisen absehend, sich in die fremde Welt versenken

und von ihren Gesetzen sich führen lassen. Erst nachdem wir uns so im Wesentlichen, soweit dies die Gesetze menschlichen Denkens erlauben, passiv verhalten haben, wird sich der Schleier der Befangenheit vor unsern Gedankenkreisen heben und ein Urtheil sich ergeben, das frei von Vorurtheil genannt zu werden verdient.

Auf die Pflege dieses geschichtlichen Sinnes legte Haupt das allergrösste Gewicht. „Der geschichtliche Sinn, so heisst es in der Gedächtnissrede auf Jacob Grimm (opp. III, 1. 170), der das Gegebene ehrt und als ein Gewordenes und Werdendes begreift, der geschichtliche Sinn ist die erste Bedingung zu einem innigen Verständniss der Litteratur der Vergangenheit und zu einer tieferen Auffassung aller Aufgaben der Philologie.“ Hat nun auch Haupt nicht in gelehrten Werken und in zusammenhängender Darstellung, wie die Brüder Grimm, grosse Gruppen von Erscheinungen in ihrem Werden aufgezeigt, so war doch seine ganze Erklärungsweise der alten Schriftsteller in seinen Vorträgen darauf berechnet, diesen Sinn zu wecken und zu pflegen, und diese selbstgestellte Aufgabe bildet recht eigentlich den Lebenskern seiner ganzen Thätigkeit.

1. Die Sprachbetrachtung.

Haupt neigte dem Pole der Philologie zu, wie er oben sagte, der sich auf die Erforschung des Einzelnen und Individuellen richtet; Kritik und Exegese der erhaltenen Schriftwerke galt ihm als seine eigentliche Aufgabe. Einer solchen Richtung Lebenskern, nach Haupt's Worten (opp. I, 240), aller Philologie Lebenskern ist aber die Sprache.

G. Hermann's rationalistische Betrachtung.

Es ist bekannt, wie um diesen Punkt, ob die Sprache oder ob die „Sachen,“ wie man sich ausdrückte, der eigentliche Inhalt des philologischen Studiums sein solle, ein lebhaft geführter Streit [1]) zwischen Gottfried Hermann und Böckh mit seiner Schule entbrannte. Ebenso bekannt ist, dass Gottfried Hermann in den meisten Einwürfen, welche die Veranlassung dieses Streites bildeten, und die sich gegen die Behandlung des Sprachlichen der griechischen Inschriften richteten, Recht hatte; völlig ver-

[1]) In der Biographie Hermann's von Köchly ist dieses Streites so gut wie keiner Erwähnung gethan. Und doch war gerade an ihm Hermann's Stärke und Hermann's Schwäche recht zu zeigen, war auch das Verhältniss zu zeigen, in dem Hermann zu den philologischen Studien seiner Zeit stand. Die hauptsächlichsten Schriften, welche dieser Streit hervorgebracht hat, sind 1) G. Hermann. Ueber Herrn Professor Böckh's Behandlung der Griechischen Inschriften. 1826 (die beiderseitige Polemik und eine wichtige Vorrede G. Hermann's enthaltend). 2) Böckh's Entgegnung im Rhein. Museum 1827. 3) Otfried Müller's Vorrede zu seiner Ausgabe der Eumeniden des Aeschylus, 1833. 4) Gottfried Hermann's Recension dieser Ausgabe 1834 (opp. VI, 2). 5) Otfried Müller's Entgegnungen 1834 und 35. 6) G. H. de officio interpretis (opp. VII, 97) 1834, und Böckh's Kritik in den Berliner Jahrbüchern 1835 Die Kritiken Böckh's stehen im 1. Bande seiner kl. Schriften.

kennen würde man diesen Streit aber, wenn man Böckh als den Vertheidiger einer Philologie ansehen wollte, welche für die Erkenntniss eines Volkes nicht die Kenntniss der Sprache als erste und wesentlichste Bedingung aufgestellt hat. Nur der von Haupt oben dargelegte Unterschied zwischen Böckh und Hermann kam in dieser Form einmal zum Ausdruck, und wie es bei Principienstreitigkeiten zu gehen pflegt, gingen eine Zeit lang beide Theile einseitig zu weit. Es kommt hinzu, dass G. Hermann's reicher, philosophischer Geist mit seinem feinen Gefühl für sprachliche Dinge und poetische Schönheit, mit seiner Gewandtheit in schlagfertiger Dialektik doch des rechten Organs für die bildende Kunst ermangelte. Und dies gerade besass sein Gegner Otfried Müller. So waren die beiden Richtungen bestimmt einander zu ergänzen. Versöhnende Worte hat G. Hermann nach Otfried Müllers Tode (er starb in Athen am 1. August 1840) auf der Philologenversammlung zu Gotha am 29. Septbr. desselben Jahres gesprochen. (Ueber Böckh vgl. p. 63.)

Ueberaus wichtig also ist es für den Historiker, die Sprache eines Volkes zu studiren, ebenso an sich, als das treueste Spiegelbild[1]) seines Geistes, wie als den Schlüssel zu seiner gesammten Cultur. Da Haupt, wenn irgendwo, hier Hermann's Schüler war, so wird eine kurze Charakteristik von Hermann's Standpunkte am Platze sein. Besonders wichtig sind dafür unter seinen Schriften das Buch de emendanda ratione Graecae grammaticae, die praefatio zu den acta societatis Graecae, und die Abhandlung de officio interpretis. Dass ich nicht blos Otto Jahn auszuschreiben scheine, möge diese Charakteristik hauptsächlich durch Hermann's eigene Worte geschehen: Hermann fand, sind Otto Jahn's Worte (Biogr. Aufsätze p. 105), die Behandlung der alten Sprachen als eine rein empirische vor. Die holländischen und englischen Philologen durch Fleiss und Sorgfalt, zum Theil auch durch Scharfsinn ausgezeichnet, waren nicht über einzelne Beobachtungen hinausgekommen, aus denen man Regeln abstrahirte, welche mechanisch angewandt wurden und in schwierigen Fällen meistens im Stich liessen. Die deutsche Philologie konnte sich

[1]) In der Vorrede der Schrift über Böckh's Behandlung der griechischen Inschriften p. 4 sagt G. Hermann: „Die alten Sprachen gehören nicht nur überhaupt, wie alle im Gegensatz gegen die sogenannten Sachen, zu den Sachen des Alterthums, sondern sie sind von allen gerade die wichtigste und vorzüglichste Sache. Schon an sich ist die Sprache eines Volkes das, was als das lebendige Bild seines Geistes am meisten sein Wesen charakterisirt; noch wichtiger wird sie dadurch, dass durch sie erst alles übrige, was einem Volke eigen ist, begriffen werden kann. Und wenn vollends ein solches Volk Schriften aufzuweisen hat, die wegen ihres Inhaltes höchst wichtig, und wegen ihrer Form für alle Zeiten musterhaft sind, dann ist doch wohl seine Sprache von allem, was wir von ihm haben, das Wesentlichste".

theils von ihrer langen Abhängigkeit von der Theologie nicht ganz erholen, theils war sie, hauptsächlich durch Heyne's Einfluss, den sprachlichen Forschungen abgewandt. — Hermann's Verdienst ist es, dass er die Sprache nicht als ein Aggregat äusserer Erscheinungen nach abstracten Regeln geordnet, sondern als ein lebendiges Erzeugniss des menschlichen Geistes aufgefasst hat, das denselben nothwendigen Gesetzen folgt, welchen dieser unterthan ist, und nur aus diesen begriffen werden kann, dass er aber auch die künstlerische Feinheit und Schönheit der Sprache in gleichem Masse anerkannte und zur Geltung brachte." Est sermo, sagt Hermann (de em. rat. Gr. Gram. p. 1), quasi imago quaedam humanae rationis, cuius cum exprimendis cogitationibus inserviat, eadem notitiarum genera, easdem formas, differentias, rationes complectatur necesse est, quibus cogitationum multiplex distinguitur varietas (vgl. p. 79 n.).

Die Aufgabe des Philologen bezeichnet er selbst ib. p. 2. Si grammatici id agunt, quod debent, ut ex ipsa ratione humana [1]) veluti fonte omnis sermonis, linguarum naturam constitutionemque explicent, tantum abest ut contemnendi sint tanquam qui rem levem parvique pretii tractent, ut paucis eorum, qui in rebus elaborant quae merito praestantissimae habentur, vel utilitate studiorum suorum vel dignitate cedant." Hierin ist die Stärke und die Schwäche von Hermann's Sprachforschung deutlich bezeichnet: wer den Verstand in der griechischen Sprache, das Walten der logischen Kategorien studiren will, wird immer auf Hermann's Schriften zurückgreifen; er wird aber die Sprache finden wie ein philosophisches System, abgeleitet aus allgemeinen Grundsätzen, gegliedert nach streng logischem Schema; die Sprache als ein Lebendiges in ihrem Werden und ihrem Wachsen zu erkennen, blieb seinen Nachfolgern, vor allem der vergleichenden Sprachforschung und einer vertieften psychologischen Sprachbetrachtung vorbehalten.

Bei Hermann selbst findet sich eine sehr merkwürdige Notiz, welche über ihn hinaus weist, indem sie historische Forschung und Vergleichung verschiedener Völker als nothwendig erkennen lässt. Freilich wird ihr eine eingreifende Folge auf die weitere Forschung von Hermann nicht gegeben. Könnte man aus den allgemeinen Denkgesetzen die Sprache construiren, so brauchte man nicht den langen Weg mühseliger Induction,

[1]) Aehnlich heisst es in der praefatio zu den Actis Societatis Graecae p. XV: Lingua, res omnium maxime admirabilis, simulacrum est mentis animique, immo ipsa mens corpore induta, quod membrorum suorum apta structura et incredibili agilitate infinitam illam cogitationum et sensuum varietatem ac multiplices nexus non tam imitatur, quam ut sint atque consistant efficit; cuius vi et formamentis et comprehunduntur rerum notae et retinentur et discernuntur et consociantur.

aber die Praxis beweist bald, dass eine derartige Construction unmöglich ist. „Ea pars, heisst es in der praefatio des Buches de emendanda ratione Graecae grammaticae (p. IX), quae est de constructione, quod ad summa capita attinet ratiocinando e natura partium orationis prope tota colligitur. Sed plurima tamen in hoc genere occurrunt, in quibus ab eo quod usu et consuetudine firmatum est, ordiri debeat disputatio. Sic illud, quod multa verba in Graeco sermone genitivum regunt, quae in aliis linguis alios casus habent, non potest sane nisi exemplorum auxilio cognosci: sed unde ista nata sit linguarum diversitas, amplius est explicandum: quod qui facere instituerit, eandem rem a diversis populis diversa ratione cogitari solitam animadvertet.“ Hermann's Praxis ist auch in der Beobachtung der sprachlichen Erscheinungen verschiedener Zeiten, wie in der Metrik, besser als seine Theorie.

Haupt's historische Betrachtung.

Haupt hat sich selbst über den Fortschritt der neuen Zeit gegenüber Hermann, oder richtiger Hermann's Zeit, deutlich ausgesprochen in der Rede zu Königs Geburtstage 1867 (opp. II, 9): „Das vorige Jahrhundert hat in der Entwicklung der Menschheit gewaltige Arbeit gethan und grosse Vermächtnisse hinterlassen. Aber was ihm fehlte, war der geschichtliche Sinn in höherer Bedeutung, nicht blos im Kampfe, den es gegen das Veraltete im Leben und im Staate führte, sondern auch in der Wissenschaft. So hatte, um an ein Beispiel zu erinnern, die Sprachwissenschaft dem Drange die Erscheinungen auf allgemeine Grundgesetze zurückzuführen, nachgegeben und gelangte um den Anfang unseres Jahrhunderts, besonders in Deutschland und durch die kantische Philosophie geleitet, dahin, dass sie sich aus empirischer Kenntniss und Behandlung des Gegebenen zu philosophischer Betrachtung erhob: was in dem Gegebenen den Schein von dem Wirklichen unterscheiden und in dem Sein der Sprache ein fortwährend bewegtes Werden und Verwandeln erkennen lässt, was der philosophischen Betrachtung erst den festen Boden gewinnt, die geschichtliche Erforschung und Betrachtung, hat erst in unserem Jahrhunderte sich ausgebildet, vornehmlich in Deutschland.“ Neben Bopp schrieb er dabei das Hauptverdienst in Anbahnung der neuen Richtung den Brüdern Grimm zu (opp. I, 240): „Noch hatte man es kaum versucht, dem Sanscrit Aufschlüsse über den Bau der verwandten Sprachen abzugewinnen, als Jacob Grimm mit seiner deutschen Grammatik, dem Meisterwerke deutscher Sprachwissenschaft, hervortrat.“ Und in der Gedächtnissrede auf Jacob (opp. III, 173) wird das Neue und Bedeutende in den Arbeiten der Gebrüder so bezeichnet: „Was Jacob und Wilhelms wissenschaftliche Arbeiten bedingt und ihren innersten Kern bildet, das ist die Betrachtung der Erscheinungen der Sprache und der Poesie als

eines Werdens und Sichgestaltens, nicht nach der Willkür Einzelner, sondern aus und in dem fortlebenden Geiste des gesammten Volkes."

Diese beiden Elemente, die philosophische Weise Hermanns, auf Gesetze der Psychologie, noch mehr aber der Logik die Spracherscheinungen zurückzuführen, und die historische Richtung waren für Haupts Spracherklärung massgebend.

In der Hermann'schen Betrachtungsweise spielt die Frage nach dem Ursprung der Sprache oder nach ihrer allgemeinen Entwicklung keine Rolle, sondern er betrachtet die fertige Sprache einer hochgebildeten Zeit; ebenso wenig kommt in Betracht, wenigstens in der Theorie, die Entwicklung menschlichen Denkens, welches sich in der Sprache spiegelt; darum ist auch nicht die Psychologie, sondern allein die Logik, besonders die Formen des Urtheils die Grundlage, auf welcher er die Sprache aufbaut. Haupt sprach sich zwar auch nie im Zusammenhange specieller über den Ursprung der Sprache aus, aber der Satz, dass das menschliche Denken seine Entwicklung hat, der bei Hermann nur beiläufig auftritt, war ihm grundlegend und so gab er denn neben der logischen auch der psychologischen[1]) Betrachtungsweise ihr gebührendes Recht. Gerade die Wandelbarkeit der menschlichen Vorstellungen und der davon abhängige Bedeutungswechsel der Worte bildete sein Hauptinteresse an der Sprachbetrachtung. „Sprachliche Dinge, so sagte er oft, sind nur in ihrer Wandelbarkeit zu erfassen."

Darum erklärte er sich von vornherein gegen eine bloss philosophische Construction der Sprache: „Der Philosoph kann definiren; für ihn ist die Sprache weiter nichts als ein mathematisches Zeichen für die Begriffe, welche er aufstellt, er könnte ebenso gut mit A und B, wie mit Worten, als da sind Verstand und Vernunft operiren; die Sprache aber ist ein Lebendiges; nicht ein Seiendes, sondern ein Gewordenes, die Summe tausendfacher Processe, die nun in dem einen Worte sich spiegeln."

Ich will nun versuchen möglichst mit Haupt's eigenen Worten die Hauptpunkte dieser Betrachtung darzustellen.

Bedeutungsgeschichte der Worte.

Die ganze Sprache ist ein Gleichniss, ein Versuch, das unausdrückbare Geistige durch Sinnliches[2]) und Wahrnehmbares zu fixiren. Gestellt in die sinnliche Welt, ihren mächtigen Eindrücken hingegeben, ihr

[1]) Ueber die Nothwendigkeit, die Sprache psychologisch zu behandeln, vgl. Steinthal, Ursprung der Sprache. III. Aufl. 1877 und Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. I. 1871. Das erlösende Wort über Sprache hat W. von Humboldt gesprochen. Vgl. Haym. Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik. Berlin 1856.

[2]) Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, dass in diesen Ausführungen der Einfluss J. Grimms bemerkbar ist.

verwandt und zugehörig, findet der Mensch für das was nur in seinen Wirkungen in die Sinne fällt im Sinnlichen, für das Unbewegte und Leblose im Lebendigen ein Gleichniss. Das ist die unbewusste Poesie die sich regt und die Rede des Menschen durchdringt, ehe die Dichtung, ein Gleichniss in höherem Sinne, in zusammenhängenden Formen sich gestaltet, die Poesie der Sprache, die immer mehr erblasst und immer weniger gefühlt wird je mehr sich das geistige Leben entwickelt und die ursprünglich lebendig empfundenen farbigen Bilder nur noch als herkömmliche Formeln und Zeichen für Begriffe braucht. Bei dem Verblassen nun der sinnlichen Bilder machen sich von der Hauptbedeutung eines Wortes oft in unberechenbarer Weise einzelne Züge selbständig; was ursprünglich nur ein Theil, etwas Accessorisches, nur eine Folge war, wird nun zur Hauptsache, während der übrige Theil der Anschauung oder des Begriffes zurücktritt.

Es kann weiter geschehen, dass die neue Bedeutung ähnliche Schicksale erfährt, und so bildet sich eine Kette von lauter Ringen, von deren jeder halb ergreift, halb ergriffen wird. Darum ist es grundfalsch, aus einer Grundbedeutung gleichmässig alle Bedeutungen, besser gesagt Verwendungen eines Wortes, entwickeln zu wollen, da für manche Entwicklungsphase die eigentliche Grundbedeutung nicht mehr das treibende Element ist. Nicht immer gelingt es alle Studien der Entwicklung nachzuweisen, man kann oft die Mittelglieder nur supponiren. Für die Ergründung nun des Bedeutungsgehaltes der Wörter ist streng zu unterscheiden zwischen der Bedeutung im eigentlichen Sinne und der Verwendung Durch den Zusammenhang eines Satzes kann eine Nuance in ein Wort gelegt werden, welche nicht eigentlich in ihm selbst liegt, sondern sich nur aus der vorliegenden Verbindung ergibt. Darum ist die Aufgabe des Sprachforschers nicht, zu classificiren, wie man etwa aus dem Inhalte einer gegebenen Definition ihren Umfang eintheilt, sondern er soll die Entwicklung der Bedeutungen dieses Wortes darstellen, die nicht wie philosophische Deduction einen streng logischen Weg einhält: er soll die Geschichte eines Wortes schreiben mit allen Zufälligkeiten, welche ihren Verlauf bedingen. [Solche Entwicklungsgeschichten hat besonders gut Döderlein gegeben]. Einige Beispiele, wie Haupt selbst diese sprachgeschichtlichen Sätze verdeutlichte, werden nicht unerwünscht sein:

1) Prop. I, 1, 20 heisst es:

at vos, deductae quibus est fallacia lunae
et labor in magicis sacra piare focis.

Sacra piare ist noch nicht genügend erklärt, deos per sacra piare ist unmöglich. Pius ist fromm, eigentlich rein. Pius und Purus gehören zu einem Stamme; also piare hominem, locum = reinigen, entsündigen.

Daraus erzeugt sich die Anwendung piare scelera = durch Reinigung die Befleckung tilgen. Daher denn scelera, die auf solche Weise entsündigt werden, piacula heissen. (1. Thaten, die der Entsündigung bedürfen, 2. Dinge, die man als unrein wegschafft.) Weil nun der Begriff des Tilgens vorhanden ist, so zweigt sich hier ein Stamm ab: damna piare = damna tollere, reparare. Dann piare deos = durch Reinigung den Zorn der Götter besänftigen. Da ferner die Versöhnung der Götter nicht denkbar ist ohne Verehrung, so tritt die ursprüngliche Bedeutung der Versöhnung durch Reinigung zurück und die Nebenbedeutung bleibt: piare deos = die Götter verehren. Sacra piare nun steht nicht in irgend welcher besonderen Bedeutung, sondern nur in prägnanter Construction = piando sacra facere. Das Wort birgt Etwas in sich, was man ihm äusserlich nicht ansieht. Zu dem piare kommt noch der Begriff des durch das piare Bewirkens. Aehnlich griechisch Sophocl. Aiax 55. ἔχειρε φόνον und ähnliches mehrfach. In dieser Construction wird das Verbum mit einem Accusativ construirt, der dem Sinne nach gar nicht dabei stehen kann, wohl aber abhängig von einem „durch das Verbum bewirken".

2) Simplex ist, was nicht aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, sondern eine Einheit seines Wesens hat. Verschiedene Bestandtheile können auch entgegengesetzte sein, daher wird im Griechischen ein διπλοῦς der genannt, der anders denkt, anders handelt. Simplex also ist der Mann, in dem kein Widerspruch ist der Worte und der That, der vollkommen eins ist in allem seinem Thun. So steht in der älteren deutschen Sprache einfältig und Einfalt. Nun aber haben die Menschen leider Gottes immer mehr Respekt vor der Pfiffigkeit und Verschlagenheit, als vor der einfachen Rechtlichkeit; daher kommt es, dass in allen Sprachen Wörter, die die Rechtschaffenheit und Einfalt der Sitten bezeichnen, umschlagen in den Begriff des Dummkopfes. So εὐήθης, simplex, einfältig, bon homme.

3) Prop. I, 9, 28.

nec vigilare alio nomine cedat Amor.

Cedat = concedat. Einem Etwas einräumen, verstatten beruht auf der sinnlichen Vorstellung des Weichens aus einem Raume, damit ein Andrer ihn einnehme. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in einräumen, συγχωρεῖν. Deshalb kann auch das einfache cedere so stehen. Denn nicht durch 'con' wird diese Bedeutung hervorgerufen.

4) Prop. I, 6, 12.

his ego non horam possum durare querellis:
ah pereat, si quis lentus amare potest!

Lentus. Die Gliederung des Begriffes gewinnt man aus dem Sprach-

gebrauche. Man muss überall ausgehen von der Bedeutung, welche die allersinnlichste ist. Lentus ist biegsam, entgegengesetzt dem Starren oder dem Angespannten. So ist ein tentus arcus ein gespannter Bogen, dessen Sehne und Hörner gespannt sind, ein lentus arcus ein nichtgespannter Bogen, nachgelassen und biegsam. Daher ist lentus ein Synonymum von remissus = nachgelassen. Das Angespannte nun gibt ein Bild für die Erregung des Gemüts und des Willens, für Aufmerksamkeit und Anstrengung; wie man also sagt intentus operi alicui, so bildet den Gegensatz dazu lentus, wenn es bedeutet: nicht mit Anstrengung, langsam; so lentum iter, lentus in eundo. Aber die Langsamkeit und der Gegensatz des Angespannten besteht ja nicht blos in dem Masse der sinnlichen Bewegung, sondern kann übertragen werden auf Thun und Empfinden überhaupt. So heisst lentus: gelassen. Deutsch und lateinisch haben wir hier dasselbe Bild; denn gelassen ist = nicht angespannt (cf. nachlässig). Hier muss übersetzt werden: Wenn Einer mit Gelassenheit lieben kann.

5) Prop. I, 9, 32.

quisquis es, adsiduas ah fuge blanditias.
illis et silices possunt et cedere quercus;
nedum tu possis, spiritus iste levis.

Iste weist auf Bekanntes hin, spiritus levis = homo inconstans. Levis ist unbeständig, an sich dem gravis entgegengesetzt, ein geringes Mass von Gewicht habend, leicht. Was leicht ist, wird auch leicht bewegt, von einem Orte zum andern getrieben, ist nicht sesshaft und beständig, wie das Gewichtige und Schwere. Daher leicht beweglich und leichtsinnig, unbeständig.

6) Prop. I, 7, 3.

— — primo contendis Homero.

Contendo mit dem Dativ. Ursprünglich bedeutet contendo: mit Einem dehnen, mit Einem ziehen; es geht aus der Anschauung hervor, dass zwei an einem Seile ziehen, der eine an dieser, der andere an jener Seite. Daraus die Verwendung des Streitens, Wetteiferns, Widerstrebens. Daher tritt die Construction mit dem Dativ ein, weil das Verbum einen Begriff enthält, der sonst den Dativ regiert. Manche verba eignen sich eine Construction an, die eigentlich nicht ihnen selbst, sondern Verben eines verwandten oder sich daraus ergebenden Begriffes angehört. Dies sind psychologische Vorgänge, nicht grammatische. Bei den Griechen besonders bei den Tragikern ist dies ganz häufig.

7) Velleius I, 1, 4.

sors Tyrrhenum contigit.

Der Accusativ ist die seltenere Redeweise, jedoch möglich. Contigit

me und contigit mihi ist beides möglich. Das ältere ist der Accusativ; sobald das contingere aber in ein 'Zutheilwerden, gegeben, verliehen werden' übertritt, die sinnliche Bedeutung des tangere verliert, tritt der Dativ hinzu. Also kommt die Construction nicht aus der sinnlichen Bedeutung des Wortes, sondern aus der übertragenen.

8) Mortem obire, nicht morte obire.

Der Accusativ ist nothwendig: morbo obire gibt die Species des Todes an, mors aber ist keine Species des Todes. Morte honestissima obire ist etwas ganz anderes. Aber das einfache Wort verlangt den Accusativ formelhaft, als ganz gewöhnlichen Objectsaccusativ. Obeo aliquid = ich gehe auf Etwas zu; da nun schwerlich Jemand ohne Absicht auf Etwas zugehen wird, so begreift sich, dass obire so gebraucht wird, dass weniger das Daraufzugehen, als das, worauf man zugeht, gemeint wird, pericula obire. Wer auf ein pflichtmässiges Thun losgeht, der thut dies wohl, um dann zu thun was das munus fordert, und wer auf den Tod losgeht, der thut es wohl, weil er sich vor dem Tode nicht fürchtet und willig zu sterben ist. Also bedeutet mortem obire ursprünglich freiwilligen Tod. Das liegt etymologisch darin, aber nicht in unserer Sprachgeschichte.

9) Innocens ist ursprünglich 'nicht schadend', Gegensatz von nocens, schadend, aber auch entkleidet von Begrenzung auf Zeit 'schädlich' adjectivisch, also innocens unschädlich. Nun heisst innocens aber auch unschuldig, innocentia hauptsächlich und fast immer die Unschuld. Die Weiterentwicklung in den Sprachen bildet sich sehr oft durch eine Art von logischer Fortsetzung. Wenn Jemand nicht schadet, so geschieht das vermöge seines Gemüts; also wer nicht schadet, der hat kein böses Gemüt, der will nicht schaden.

10) Uns werden die ursprünglichen sinnlichen Bilder der Sprache völlig abstract. „Auf der Stelle" ist uns gleich einem bald kommenden Zeitmomente, wie schon das lateinische statim in dieselbe Bedeutung übergetreten ist.

Bedeutung und Verwendung.

Für den Unterschied zwischen Bedeutung und Verwendung, der für die Lexicographie von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, dienen die folgenden Beispiele.

1) Atque hat man bisweilen in der Bedeutung von statim genommen und durch viele Belegstellen erhärtet. Freilich beweisen Zahlen, aber nicht immer bei Citaten; denn da bedeuten sie zuweilen: 'So und so viel Stellen ebenfalls missverstanden'. Man hält für Bedeutung was Verwendung ist. Atque heisst: 'Und dazu', ein begrifflicher Unterschied von et ist nicht nachzuweisen. Verwendet wird zur Bezeichnung der unmittelbaren Schnelligkeit auch das deutsche 'und'; Gott sprach: es werde Licht, und

es ward Licht. Parallelisiren und Zusammenstellen drücken die Schnelligkeit aus. Im Zusammenhange liegt dann in dem 'und' das 'und sogleich' nicht aber das blosse sogleich. Freilich sagen schon die Alten: atque bedeutet soviel als statim: thöricht; denn für 'statim abiturus sum' kann man nicht sagen 'atque abiturus sum'. Das Gedankenverhältniss nur der durch atque verbundenen Sätze bringt die Vorstellung der Schnelligkeit hervor.

2) Prop. I, 6, 29.

non ego sum laudi, non natus idoneus armis.

Mit laus ist hier gemeint 'Kriegsruhm'; so in häufiger Verwendung, nicht Bedeutung; denn laus bedeutet weder Kriegsruhm, noch Ruhm des Dichters, noch des Redners etc., sondern nur Lob, Ruhm. Aber es kann nach der Wendung des Gedankens eine eingeschränktere Bedeutung erlangen. Ueberall ist bei Ergründung des Begriffs der Wörter zu unterscheiden zwischen Bedeutung und Verwendung. Dies thun die Lexica nicht, weshalb sie bei ihrem Zusammenzählen auf Dinge kommen, die durchaus nicht im Worte liegen, sondern sich nur aus dem Gedanken ergeben. Die Etymologen treiben es noch unendlich viel schlimmer.

3) Hor. serm. I, 2, 88.

ne si facies, ut saepe decora
molli fulta pede est, emptorem inducat hiantem.

Bentley aus Vermutung ducat. Doch ist seine Unterscheidung von ducere und inducere ersonnen. Der Unterschied kann nur in der Praeposition liegen. ducere heisst ziehen, anziehen, reizen, so oft Cicero: litteris duci, auditione fabellarum duci. Verlocken, verführen heisst es an sich nie; aber der Gedanke kann ergeben, dass die Lockung eine Verführung ist, — inducere enthält Bezeichnung des Zieles und der Richtung, häufig nur dem Gedanken nach der Verlockung. Auch absolut = decipere, fallere (seducere enthält in sich die Verführung durch das se, welches den Gegensatz zum Rechten in sich fasst).

4) Prop. I, 1, 11.

nam modo Partheniis amens errabat in antris.

In antris kann nicht blos bedeuten: in den Höhlen. In darf aber auch nicht durch 'bei' erklärt werden. Nicht die Praeposition kann ihre Bedeutung ändern, sondern der Umfang des dabeistehenden Begriffes ist erweitert, antra bezeichnet also die ganze Gegend mit ihren Höhlen. Aehnlich I, 3, 6.

nec minus adsiduis Edonis fessa choreis
qualis in herboso concidit Apidano.

5) Catull 68, 125.

nec tantum niveo gavisa est ulla columbo
compar, quae multo dicitur improbius
oscula mordenti semper decerpere rostro.

improbius, heftig, unmässig, improbum, improbe, was über das billige Mass hinausgeht; so labor improbus. Allein es steht auch nicht selten für mutwillig, wollüstig, und dies ist hier die richtigere Verwendung.

Das psychologische Moment.

Wie Haupt die psychologischen Vorgänge und die öftere Verdunkelung (Zurückdrängung) der streng logischen Gesetze durch psychologische Vorgänge in den Spracherscheinungen darstellte, mögen vorläufig folgende Beispiele erläutern.

1) Pallida venena sind nicht bleichmachende Gifte, sondern der Phantasie schwebt das Bewirkende und das Bewirkte zugleich vor.

2) Prop. I, 4, 7.

tu licet Antiopae formam Nyctëidos et tu
Spartanae referas laudibus Hermionae,
equaseumque tulit formosi temporis actas.

Formosi trägt auf das Zeitalter über, was eigentlich von den Menschen des Zeitalters gilt; damit kommt man aber nicht sehr weit: alle Abweichungen von der strengen Logik sind psychologisch zu erklären; beides wird hier in einem Begriff umfasst und nicht logisch getrennt.

3) Il. A, 505.

τίμησόν μοι υἱόν, ὃς ὠκυμορώτατος ἄλλων
ἔπλετ'.

Der Superlativ ist an sich unlogisch, aber die lateinische und griechische Sprache drücken sich so aus, indem sie zwei Vorstellungen zusammendrängen, deren eine den Superlativ erfordert.

4) Catull VIII, 14.

at tu dolebis, cum rogaberis nulla.

Dieser Sprachgebrauch ist altrömisch, auch im Stile des Lebens. (Cf. Cic. ad Att. XI, 24, 4. XV, 22, 29.) Genau so, wie Adjectiva stehen für Adverbia in der Redeweise hodiernus venio, crastinus eo. Es ist dies eine Begriffsattraction, unmittelbarer und concreter als das Adverb, das nur eine Modalität des Handelns ausdrückt. Die antiken Sprachen lieben das Concrete und Sinnliche. Nullus leugnet das Subject, während es doch existirt, und während nur das Praedicat geleugnet werden soll; also ist diese Redeweise unlogisch und wird in der feineren Sprache vermieden. Alle späteren Dichter vermeiden dies nullus, nur der Verfasser der Ciris 176 sagt: nulla colum novit: sie kennt nicht die Spindel. In der späteren Prosa wird es wieder aufgenommen, wie man sagt, aus

Archaismus; vielleicht aber ist es nur ein Aufnehmen von dem im Volk noch Lebenden. So bei Apulejus, der sowohl archaistisch, wie populär ist. (Cf. observ. Critic. opp. I, 76: nota sunt quae tali modo Plautus et Terentius dixerunt 'nullus creduas, nullus ostenderis, nullus dixeris, tametsi nullus moneas' et similiter alia. dixerunt autem —, quod vulgi sermonem retinebant, et ut gravius negarent.)

5) Catull LXXXIII, 2.

haec illi fatuo maxima laetitiast

haec Autorität und gewöhnlicher Sprachgebrauch, der in diesem Falle Attraction vorzieht. Wir sagen: Das ist seine grösste Freude, und zwar ganz mit Recht. haec est laetitia ist eigentlich unlogisch. Subject ist der Inhalt des vorangegangenen Satzes, also ein Neutrum. Das Deutsche ist hier wie so oft, logischer als das Griechische und Lateinische.

Mehr Beispiele werden noch in dem Abschnitte über Exegese erwähnt werden, hier mögen nur noch zwei besonders charakterische abschliessen:

Anakoluthie. 1) Die Anakoluthie besteht nicht darin, dass ich, statt Richtiges zu reden, Unrichtiges rede, sondern Anakoluthie ist überall Abweichung von der strengen Form des Gedankens, also vom logischen Ausdruck und hat Anlass und Entschuldigung in dem psychologischen Vorgange. Jedes Anakoluth setzt eine für den Gedanken gleichbleibende, in der Form aber verschiedene Fassung des Vorhergehenden. Statt so fortzufahren, wie der Anfang der Rede es mit sich bringt, gleitet der Gedanke in eine andere Form über, indem ihm statt der Fassung des Vorhergehenden eine andere, gleichbedeutende lebendig wird, z. B.

Hor. Serm. I, 1—3.

Qui fit, Maecenas, ut nemo quam sibi sortem
seu ratio dederit seu fors obiecerit, illa
contentus vivat, laudet diversa sequentes?

Die Logik in den Sprachen wird verletzt durch den Widerstreit anderer Gedanken, durch psychologische Vorgänge; so sind alle Anakoluthien zu erklären; die Seele bringt den Gedanken in anderer, gleichbedeutender Form vor; aus τέκνα ist bei folgendem οἱ nicht παῖδες herauszunehmen, sondern des Redenden Seele ist voll von synonymen Begriffen. So ist auch unsere Stelle unter den Begriff der Anakoluthie zu subsumiren: „Jeder ist unzufrieden."

Prolepsis. 2) Ein vorzügliches Beispiel für seine Art an concretem Falle auch verschiedener Völker Sprachgeist in seiner Entwicklung zu vergleichen bietet Prop. I, 3, 36. „In diesem lieblichen Gedichte, sprach Haupt, in

welchem geschildert wird, wie Cynthia den Dichter erwartet, einschlummert und so von ihm gefunden wird, richtet die Erwachende an ihn die vorwurfsvolle Frage:

Tandem te nostris referens iniuria lecto
Alterius clausis expulit e foribus?

„So spät kommst du zu mir, schimpflich fortgejagt von einer Andern?“ Clausis ist proleptisch zu fassen, so dass verschiedene Zeitmomente zusammengefasst werden: aliquem expellere et deinde fores claudere. — Gewisse Sprachen sind durch das strenge Einhalten der Logik gewissermassen trocken geworden, z. B. die logischste aller Sprachen, das Französische ist zum Theil durch äussere Einflüsse, wie das Academisiren eine so straff gespannte Sprache geworden, dass sie an Poesie unsäglich verloren hat, wenn man das jetzige Französisch mit dem des angehenden sechzehnten Jahrhunderts vergleicht. Umgekehrt findet sich bei den Griechen und den nachahmenden Lateinern eine unendliche Vielgestaltigkeit, Beweglichkeit, Kühnheit. Bei den Griechen namentlich gibt es viele Erscheinungen, die Hermann unter dem Ausdrucke zusammenfasste: mira Graecorum celeritas cogitandi. Jeder Vorzug aber ist an sich geneigt, in einen Fehler, eine Uebertreibung zu verfallen. Daher auch bei den Griechen Vieles, das an und für sich nicht das Zunächstliegende ist, gewissermassen dem Verstande gar zu wenig Recht lässt. Dazu gehören viele Fälle des proleptischen Gebrauches. Das rechte Verständniss aller menschlichen Dinge ist das historische, keineswegs ein eitles Beurtheilen vom eigenen Ich, von der eigenen Zeit und Sprache, sondern aus geschichtlicher Betrachtung, welche lehrt, dass unmittelbar neben grossen Vorzügen Gebrechen liegen, ja dass grosse Vorzüge, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, wie in Staat und Sitte, so auch in Kunst und Sprache gleichsam sich umbiegen und in Etwas Fehlerhaftes verfallen.“

Vergleichende Sprachwissenschaft.

Nach der bisherigen Darstellung ist von vorn herein zu erwarten, dass Haupt zu der vergleichenden Sprachwissenschaft eine fest bestimmte Stellung eingenommen haben wird. Es könnte nach manchen Aeusserungen seiner letzten Jahre, in denen er sich fast wegwerfend im einzelnen Falle über sie aussprach, scheinen, als habe er sie überhaupt gering geschätzt. Es hat sich aber bereits gezeigt, wie er in hervorragender Weise durch seine ganze Art die Sprache zu behandeln, in den Bahnen dieser Wissenschaft wandelte. Es mag sein, dass er sich später ablehnender gegen sie verhalten hat, als in seiner ersten Zeit, und seine bestimmte

Neigung zur Erforschung des Individuellen musste ihn nothwendig in der eigenen Praxis von ihr entfernen, immer aber hat er sie hochgeschätzt[1]). Das verächtliche Achselzucken galt nur einer gewissen 'Linguistik', wie er sie nannte, der oberflächlichen Art, die aus Lexicis und Grammatiken ihr Material schöpft und über das Verhältniss vieler Sprachen zu einander redet, ohne eine einzige wahrhaft zu verstehen, ohne die Litteratur, ohne den lebendigen Geist einer einzigen zu kennen.

Sprachgefühl. Wer das, was oben die Poesie der Sprache genannt wurde, wirklich kennen lernen wolle, für den gebe es keinen andern Weg, als sich zunächst einer Sprache in der ganzen Entwicklung ihrer Litteratur zu bemächtigen. „Ohne das Studium (opp. III, 184.) einer lebendigen und in zahlreichen Denkmälern ausgebreiteten Litteratur ist es unmöglich das Sprachgefühl zu gewinnen, ohne das wohl eine gewisse Linguistik, aber keine Philologie möglich ist." Ich darf zur weiteren Verdeutlichung dieser Andeutungen die Worte von Georg Curtius (Griech. Etym. p. 100) anführen, die ganz in diesem Sinne lauten und in seinem Munde ein besonderes Gewicht haben. Nach der Darstellung, wie sich der Begriff des Sehens, von verschiedenen Seiten betrachtet, im Griechischen spaltet, heisst es: „Ausser diesen sechs Verben des Sehens [σκοϝ, σκοπ, ὀκ [ὀπ], ϝιδ, δερκ, ϝορ] haben wir nun noch eine Reihe anderer, die grösstentheils sich als uralt erweisen, so um beim Griechischen stehen zu bleiben, noch λεύσσω, βλέπω, θεάομαι. Die ursprüngliche Mannigfaltigkeit ist hier so einleuchtend wie möglich und muss jeden Gedanken an Cardinalbegriffe verscheuchen. — In dieser Mannigfaltigkeit concreter und ganz individueller Vorstellungen, welche die Fähigkeit verallgemeinert und gleichsam Zeichen des Begriffs zu werden in sich tragen, liegt der Haupterklärungsgrund für die πολυωνυμία, mithin auch für die Vielheit der Sprachen und für die Abweichungen selbst nahe verwandter Sprachen unter einander. Zur Auffassung dieser Verhältnisse ist ein besonderer Sinn erforderlich, der mehr durch echt philologische Hingabe an einzelne Sprachen als durch weit ausgebreitete Untersuchungen über den Sprachbau überhaupt genährt wird. — Hier bedarf es des Sprachgefühls, des Gefühls für die in der Sprache schlummernde Poesie, wie es Niemand mehr als Jacob Grimm bewährt hat, und andrerseits der Achtsamkeit auf versteckte Wortgebilde und die Verschiedenheiten der Gebrauchsweisen, welche Döderlein nicht selten zu gelungenen Combinationen geführt hat.

---

[1]) Pott's etymologische Forschungen benutzte er (nach Prof. Müllenhoff's Mittheilung) ungemein häufig; dies Buch war eines der zerlesensten in seiner Bibliothek. Ueber das Sanskrit hat er sich wenigstens orientirt.

Da aber alle Untersuchungen der Art in die früheste Periode des Sprachlebens aufsteigen, so ist es ganz unmöglich, sich bei ihnen auf eine einzelne Sprache zu beschränken, und es zeigt sich hier recht klar, wie Einzelforschung und Gesammtforschung sich wechselseitig fordern und bedingen."

Philologie und Sprachvergleichung.

Haupt hat sich selbst über sein Verhältniss zur Sprachwissenschaft auf das deutlichste erklärt. Er brachte ihr, wie sie von Bopp zuerst gelehrt wurde, nicht Anerkennung, sondern Bewunderung entgegen. So heisst es in der oft citirten Rede von 1848 (opp. I, 240): „Ich beginne mit der Sprachforschung, dem Lebenskerne aller Philologie. Mit gerechtem Stolze darf Deutschland sich rühmen, dass eine der bedeutendsten [1]) Erwerbungen der Gelehrsamkeit unsers Jahrhunderts, die tiefere und umfassendere Sprachforschung, die wir mit dem Namen der vergleichenden bezeichnen, nicht nur fast allein deutschem Verdienste verdankt wird, sondern auch dass diese Richtung der Sprachwissenschaft vornehmlich aus der geschichtlichen Erforschung der deutschen Sprachen hervorgegangen ist." Wie es trotzdem komme, dass die classische Philologie und die vergleichende Sprachwissenschaft, die sich doch gegenseitig nicht entbehren können, auf einem einigermassen gespannten Fusse leben, führt dieselbe Rede weiter aus: „Der ungemeine Aufschwung, heisst es, den seit einer Reihe von Jahren die vergleichende Sprachforschung genommen hat, die Wichtigkeit fruchtbarer Entdeckungen und der Reiz ununterbrochenes Findens verleitet Manche, die sich mit regem Eifer diesen Studien widmen, mit Hochmut auf die classische Philologie zu blicken, die ihre Forschung auf ein engeres Sprachgebiet beschränkt. Die meisten Bekenner der classischen Philologie dagegen sträuben sich, die massgebende Bedeutung der vergleichenden Sprachwissenschaft anzuerkennen, mehr als billig, aber nicht ohne guten Grund. Denn sie, gewöhnt in dem vertraulichen Einleben in die classischen Sprachen die Bedingung ihrer Sprachforschung zu erblicken und durch kritische Feststellung der griechischen und lateinischen Texte grammatischem Baue den Grund zu sichern, sind zum Misstrauen berechtigt, wenn sie sehen, wie mancher vergleichende Sprachforscher, ohne einer Sprache völlig Herr zu sein, aus Unzähligen Einzelnes ohne genaue Prüfung und ohne selbsterworbene

[1]) 1835 schrieb er in einer Recension der Lachmann'schen Ausgabe des Wolfram von Eschenbach: „Zu den bedeutendsten Fortschritten unsrer Zeit gehört ohne Zweifel die wissenschaftliche Sprachvergleichung, deren Resultate für die Erkenntniss des Menschengeistes und für die Geschichte von unabsehbarem Werthe sind." Von den heutigen Sprachvergleichern sehen nicht alle über ihrer Beschäftigung mit der Lautvergleichung dieses hohe Ziel. Auf diesem Gebiete liegt besonders Steinthal's Verdienst.

Kenntniss zusammenträgt. Dies gegenseitige Missverhältniss wird sich durch vorsichtiges Eingehen der classischen Philologie auf die Ergebnisse der Sprachvergleichung und durch besonnene Strenge der vergleichenden Forschung allmählich lösen; dem vertraulichen Einvernehmen der griechischen und lateinischen Sprachforschung mit der deutschen steht nichts entgegen. Denn diese wie jene verschmäht es, aus Wörterbüchern leichtes Kaufes sich zu bereichern; diese wie jene erkennt die Nothwendigkeit kritischer Sicherung ihres Bodens; diese wie jene erfasst die Sprache in ihrem Zusammenhange mit der Litteratur."

Was die classische Philologie neben der vergleichenden Sprachforschung zu leisten habe, führte er besonders in den Vorträgen über Homer aus: „Trotz seiner Schlichtheit und Einfachheit ist Homer in mancher Beziehung der schwerste griechische Schriftsteller wegen der Schwierigkeit der Beiwörter und formelhaften Wendungen. Die Sprachvergleichung kann wohl Wurzel und Abstammung angeben, aber durchaus nicht die Schattirung des Begriffes und den bestimmten Gebrauch, den gerade Homer davon macht." Letzteres aufzufinden sei eben Sache der Philologie. Es gelte nicht blos die letzte Erklärung der Erscheinungen des grossen indogermanischen Sprachgebietes zu gewinnen, sondern eben so sehr das Walten des Sprachgeistes in den verschiedenen Abzweigungen des einen Sprachstammes durch alle Zeiten der Sprachgeschichte hindurch zu erkennen. Ich führe noch einmal zur Verdeutlichung Georg Curtius an (Gr. Et. 91): „Während die Mehrzahl der indogermanischen Laute im Griechischen unverändert geblieben, der Rest nach einfachen Gesetzen verwandelt ist, dürfte die Zahl der Wurzeln und Wörter nicht allzugross sein, welche ihre Bedeutung muthmasslich von jener ursprünglichen Zeit her ganz vollständig erhalten hat. Geringe Differenzen wenigstens werden sich in der Regel herausstellen, und es wird schwer sein, diese auf Gesetze oder auch nur auf Analogien zurückzuführen, selbst wenn es sich um die Bedeutungslehre einer einzigen Sprache handelt."

Entfremdung von der vergl. Sprachw.

Nach diesem wird ein Ausspruch Gustav Freytag's in seinem Nekrologe richtig verstanden werden: „Die vergleichende Sprachforschung, heisst es, war Haupt unheimisch. Ihn störte und beängstigte das Unsichere in manchen Grundlagen, das Gewagte vieler Schlüsse und er besorgte von ihrer Ausbreitung ein Eindringen haltloser Hypothesen und das Wuchern eines leichtfertigen Dilettantismus in seiner Wissenschaft. Schon bei Jacob Grimm hatte ihn in der letzten Zeit dessen Freude an gewagtem Combiniren und schnellem Denken nicht ohne Grund geärgert."

In dem letzten Satze ist schon angedeutet, worauf sich diese Ansicht hauptsächlich gründet. Haupt scheint sich in den letzten Jahren viel

ablehnender gegen die gesammte Sprachvergleichung verhalten zu haben, als in den früheren. Dass er, der seine Aufgabe darein gesetzt hatte, in die griechische und römische Litteratur, specieller in die Poesie beider Völker einzuführen, auch zu diesen Studien hauptsächlich anregte, liegt in der Natur der Sache; ich erinnere mich aber genau eines Ausspruches von ihm, der sogar von allgemeinen Studien, wenigstens während der Studienzeit abrieth: „Man soll das an sich Wissenswürdige nicht mit dem Bildenden verwechseln; der Poesie, der Kunst, der Philosophie eines Volkes nachzugehen und sich darin einzuleben, das bildet, Linguistik hingegen ermangelt dieses Bildungswerthes."

Die beste Erläuterung zu diesem Ausspruche Haupts gibt eine Stelle aus dem Anfange von Gustav Freytags verlorener Handschrift, eine Stelle, die ganz aus Haupts Denkungsart heraus geschrieben ist. Felix Werner spricht: „Was uns am meisten fördert, ist doch nicht die Summe des Wissens, die wir einem grossen Manne verdanken, sondern seine eigene Persönlichkeit, die durch das was er für uns geschaffen, ein Theil unseres eigenen Wesens wird. Der Geist des Aristoteles ist für uns noch etwas anderes, als die Summe seiner Lehren, welche wir aus den erhaltenen Stücken zusammensuchen. Und Sophokles bedeutet uns etwas ganz anderes als sieben erhaltene Tragödien. Die Art wie er dachte, fühlte, das Schöne empfand, das Gute wollte, die soll ein Stück von unserem Leben werden. Dadurch vor allem wirkt das Wissen vergangener Zeiten befruchtend auf unser Sein und Wollen. — Und deshalb sind mir das Sanscrit und die Inder nicht recht, ihnen fehlen die Männer. — — Das ausschliessliche Studium solcher Urzeiten wirkt wie orientalischer Mohnsaft. Die Arbeit unter diesen schillernden undeutlichen Gebilden, welche im Dunkel aufleuchten und wieder verschwinden, verführt zu ungeregeltem Combiniren." Bestimmt ausgeprägte bedeutende Individualitäten waren für Haupt das eigentliche Werthvolle.

Sehe ich recht, so war ihm noch ein andrer Grund massgebend. Sein Interesse an der Sprache war auf den geistigen Gehalt derselben gerichtet. Die lautliche[1]) Gestaltung kam ihm erst in zweiter Linie, wenn

---

[1]) Ein scharfes Wort über das blosse Lautvergleichen hat Scherer gesprochen (Jacob Grimm p. 126): „Auf dem Gebiete der Lautlehre herrscht bei den altdeutschen Philologen grosse Rührigkeit, zahllose Beobachtungen werden gemacht, genaue Zusammenstellungen angefertigt. Man kann sich das Bewusstsein, die Wissenschaft gefördert zu haben, nicht wohlfeiler erwerben als durch Arbeiten dieser Art. „Lies mit den Augen des Körpers, die Augen des Geistes seien vom Schlafe umfangen": das ist das einfache Recept, wonach sie zu Stande kommen."

er auch methodisch die Lautlehre als die Grundlage aller sprachlichen Forschung bezeichnete. Je weniger ihm aber die Sprachvergleichung für die Geschichte des Menschengeistes zu arbeiten schien, desto kühler musste er gegen sie werden. Hatte er doch gerade diese Leistung von ihr erwartet. Noch einmal aber sei es hervorgehoben, dass Sprachvergleichung und Philologie einander zu ergänzen, nicht einander zu bekämpfen bestimmt sind.

Vergleichende Mythologie.

Aehnlich veränderte sich etwas Haupt's Standpunkt gegenüber der vergleichenden Mythologie; nicht dass er auch in der spätesten Zeit ihre Nothwendigkeit irgend bestritten hätte, aber der Glaube an ihre Tragweite hatte sich doch wesentlich beschränkt. In der nicht genug zu studirenden Rede von 1848 heisst es von den mythologischen Forschungen Jacob Grimms: „Vor allem Jacob Grimm, dem Schöpfer der deutschen Mythologie wie der deutschen Grammatik, dann der Nacheiferung, die er geweckt hat, ist es gelungen, durch liebevolle Aufmerksamkeit auf alle Reste und Spuren des germanischen Götterglaubens in den Sprachdenkmalen der deutschen Völker und in noch jetzt lebenden Volksmeinungen, Sagen und Märchen, die oft Verflüchtigungen alter heidnischer Mythen sind, eine grosse Menge mythologisches Stoffes aus Dunkel und Vergangenheit an den Tag zu fördern. — — Wo wir zwischen deutschen und griechischen Mythen eine bedeutende und oft bis in das Einzelne gehende Uebereinstimmung treffen, da dürfen wir reiner Ueberlieferung des griechischen Mythos sicher sein. — Auch dieser vergleichenden Betrachtung scheint, wie bei der sprachlichen durch die Sprache der Inder, durch die indische Mythologie Sicherung und vielfache Erklärung gewiss." Sechzehn Jahre später in der Gedächtnissrede auf Jacob Grimm (opp. III, 193) tritt bei aller Geltung des Wesentlichen der obigen Ausführung noch ein neues Moment der Betrachtung hinzu, welches geeignet ist, jene zu beschränken: „Was noch zu thun ist, wird der ruhigen Forschung Anderer gelingen: das wissenschaftliche Gebiet hat auch hier Jacob Grimm erobert, das unbekannte Feld urbar gemacht. Nöthig ist vor Allem ausser kritischer Durchprüfung des Einzelnen eine tiefergehende Untersuchung der eigenartigen altnordischen Mythologie, zunächst zerlegende Untersuchung der Bestandtheile ihrer poetischen Denkmäler; zweitens, was aller mythologischen Wissenschaft noch allzusehr gebricht, rein psychologische Betrachtung. Denn es lässt sich nicht blos aus inneren Gründen, sondern in einzelnen schlagenden Beispielen darthun, dass unter gleichen Bedingungen der Culturstufe aus gleichem Anlasse der mythenbildende Trieb der Völker, d. i. der Trieb Anschauungen und Ahnungen

zu lebendigen und anthropomorphischen Gestalten zu beleben, gleiche Formen bildet, bis ins Einzelste mit überraschender Aehnlichkeit, ohne geschichtlichen oder ererbten Zusammenhang der gleichen Erscheinungen. Wesentlich durch psychologische Auffassung wird die durch übertriebene Nachahmer Jacob Grimms bis zu arger Verkehrtheit gesteigerte Zurückführung jedes kleinsten mythischen Zuges des heutigen Volksglaubens und Aberglaubens auf uraltes Erbe aus der asiatischen Heimat, zur Besonnenheit gebracht werden." Es ist dies eine für jedes vergleichende Studium unentbehrliche Forderung, zu prüfen, was auf dem verschiedenen Völkern eigenen Boden gewachsen sein könne, dieselbe Wahrheit, welche Winckelmann am Beginn seiner Kunstgeschichte ausspricht.

Den Schluss dieser Betrachtung möge Haupts Charakteristik der mythologischen Forschung überhaupt bilden. Sie ist derselben Rede von 1848 entnommen: „Wie in der Sprachforschung, so sind auch in der Mythologie der strengeren Wissenschaft Spiele, zuweilen sinnvolle, aber immer unsichere und luftige Spiele vorangegangen. Eine durch geistreiche Ahnungen und schimmernden Reiz der Neuheit anfangs anziehende, dann schnell veraltende und nun fast vergessene Symbolik und Mythologie fühlte namentlich das Bedürfniss ausgedehnter Mythenvergleichung. Aber indem sie ohne Prüfung bald aus den Quellen, bald weit unten aus getrübten Bächen schöpfte, alles zu wunderlichem Gemisch durcheinandergoss, die trüben Erfindungen und Träume später Mystik zusammenwarf mit den hellen Gestalten unschuldiger Mythenbildung der Völker, musste sie die Besonnenen der vergleichenden Mythologie entfremden. Allmählich hat sich die Mythologie von düsterem Nebel befreit, heller sind die mythischen Gestalten und Gedanken der einzelnen Völker dem unbefangenen Auge geschichtlicher und kritischer Forschung erschienen, und nun war es nicht mehr zu früh, die Betrachtung zu erweitern." Auch in seinen Vorträgen fand er bisweilen den Anlass, besonders über jenes verkehrte Durcheinandermengen alter Quellen mit ganz jungen Phantasieproducten, und die daraus gezogenen Schlüsse zu eifern.

Völkerpsychologie.

Wirklich „unheimisch" schien ihm die Völkerpsychologie als besondere Wissenschaft zu sein. Wenn er, um ein schon einmal angeführtes Wort zu wiederholen, das Verdienst der Grimms hauptsächlich darin suchte, dass sie die Erscheinungen der Sprache und der Poesie als ein Werden und Sichgestalten auffassten, nicht nach der Willkür Einzelner, sondern aus und in dem fortlebenden Geiste des gesammten Volkes, so bezeichnet er damit gerade das, was die völkerpsychologische Betrachtung

will, aber er hielt es für die Aufgabe der Geschichte. Sein ganzes Denken war von der Ansicht geleitet, dass Sprache, Sitte, Kunst, Religion, kurz alle wesentlichen Lebensformen eines Volkes nicht anders zu begreifen sind, als im Zusammenhange des ganzen Volkes, dass keine Einzelerscheinung nur an sich verständlich ist, aber eine besondere Wissenschaft dafür zu statuiren, mochte ihm unstatthaft erscheinen; vor allem war er dagegen und warnte ausdrücklich davor, aus geringfügigen Einzelheiten weitgreifende Schlüsse auf den Volkscharakter zu ziehen, eine Ansicht, welche von den besonnenen Völkerpsychologen gewiss getheilt wird. Eine vorzügliche Ausführung wie Einzelerscheinungen von dem Volkssinne abhängig sind, hat er selbst gegeben in der Rede zu des Königs Geburtstage 1867 (opp. II, 5): „Die Wissenschaft an sich ist nicht national, nicht gebunden an die Beschränkung eines durch Abstammung, Sprache, Staatseinheit begrenzten Volkes; aber die ihr dienen und sie fördern, bewegen sich unwillkürlich in den Formen und auf den Wegen, die ihnen die Volksart anweist der sie angehören, und so empfängt die Litteratur nicht bloss durch die Sprache, sondern auch, und mit ihr die Wissenschaft, durch den Volkssinn, dessen unmittelbarer Ausdruck die Sprache ist, durch die gemeinsame Begabung, die Einzelne überragen, aber an die sie doch gebunden sind, eine nationale Gestalt. Die gesammte deutsche Wissenschaft, wie hohe Ziele sie auch verfolgt, und wie weiten Raum ihr Blick umfasst, sie trägt ein deutsches Gepräge, und das deutsche Volk erkennt in ihr nicht nur seine Ehre, sondern sich selbst in seiner Gemeinsamkeit."

Eine Einzelausführung gibt das Folgende:

Catull VII, 11. bâsia . . .
quae nec pernumerare curiosi
possint nec mala fascinare lingua.

Neugierige Späher sollen die Küsse nicht zählen, durch unheilbringende Worte der Verwunderung oder des Neides den Liebenden nicht schaden können. mala lingua, die unheilbringende, oder die zauberhaft schädliche Worte ausspricht. malus, wie κακός von schädlicher Zauberkraft. Vgl. ital. mal' occhio. So ist V, 12. malus nicht blos der böse oder schädliche, sondern der durch Zauberkraft Schadende. Aus beiden Gedichten ergibt sich, dass es zur Bezauberung gehörte, die bestimmte Zahl eines glücklichen Besitzes oder glücklicher Ereignisse zu wissen und dass das Zählen selbst schon zauberhaft schadete, auch wenn es von den Beglückten ausging (conturbabimus illa ne sciamus). Is. Voss meinte: dieses ne sciamus bedeute: 'damit wir unsere Rechnung und das Küssen immer wieder von vorn anfangen müssen.' An sich passend: aber der Zusammenhang führt auf die andere Erklärung. Schon Muretus sah, dass es Glaube

war, auch durch eigenes Ueberzählen schade man. Er führt den Volksglauben seiner Heimat, der Provence, an, nach dem sich die Landleute enthalten, das Obst auf den Bäumen zu zählen. Spieler zählen auch während des Spielens nicht den Gewinnst. In Volksmärchen schwindet der Schatz, sobald er überzählt wird. Als David sein Volk zählt, kommt Unglück über das Land. Diesem Glauben, der die ängstliche Berechnung des beschiedenen Glückes verbietet, liegt, wie manchem Aberglauben, eine wahre und tiefe ethische Anschauung zu Grunde.

Haupt und Lachmann.

Am Schlusse dieser ganzen Ausführung über Haupt's Art, die sprachlichen Dinge und Verwandtes aufzufassen, sei noch einmal darauf hingewiesen, wie einerseits seine Betrachtung der Sprache, obwohl er keine philosophischen Kunstausdrücke brauchte, doch im hohen Grade philosophisch war. Weit entfernt von dem Fehler, die Sprache als ein fertiges, festes Ganze über das Gerüst philosophischer Kategorien zu spannen, beobachtete er doch sorgfältig die Wirksamkeit der Gesetze des geistigen Lebens, welche in ihr walten und mit ihr und durch sie ihre volle Ausbildung erlangten: die strenge Logik einerseits, welche die wesentlichen Verhältnisse bedingt, die Gesetze des Vorstellungslaufes andrerseits (als das psychologische Moment von ihm bezeichnet), der bisweilen von den logischen Gesetzen abbiegt, weil er unter andern Eindrücken steht, anderen Zwecken dient, als denen des nur auf strikte Genauigkeit bedachten Verstandes: beide in vereintem Wirken bringen alle Spracherscheinungen hervor. Lehrte er auch nicht Sprachwissenschaft im Allgemeinen, so brachte er doch die in der Sprache waltenden Gesetze in beständiger Anwendung auf concrete Fälle bei der Interpretation zur deutlichen Anschauung. Denn seine Neigung ging nicht auf die allgemeine Darstellung, sondern auf das naive Detail.

Lachmann.

In diesem philosophischen Interesse scheint auch der Unterschied zwischen Haupt's und Lachmann's Sprachbetrachtung zu liegen. Beide hatten gemeinsam als das eigentliche Dominirende ihres Interesses an der Sprache die historische Auffassung, die Sprache nicht im Allgemeinen zu studiren, sondern in ihrer lebendigen Entwicklung in bestimmt beschränkten Kreisen; nur tritt bei Lachmann das zurück, was wohl als eine Gabe aus Hermann's Schule bei Haupt bezeichnet werden darf. In dieser Art ist die Charakteristik gehalten, welche Jacob Grimm in seiner Gedächtnissrede von Lachmann gibt.

„Selbst grammatische Entdeckungen und Erörterungen, welchen er ansah, dass sie in seine Textkritik nicht einschlagen würden, berührten ihn fast nicht mehr. Der vergleichenden Sprachwissenschaft hat er sich eher abhold als hold gezeigt, weil ihre Ergebnisse ihm zu fern, d. h. ferner gingen als ein Herausgeber classischer Werke sie zu wissen nöthig

hat. Er schritt nicht gern über den Kreis der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache, die ihm genau bekannt waren und immer vertrauter wurden. Um der Wörter letzte Gründe war er unbekümmert, nur nicht um ihre bestimmte Gestalt, Kraft und Wirkung für die Zeit der behandelten Quelle, die er mit dem seltensten Talent und der glücklichsten Kühnheit erspähte: wo drei oder vier um die rechte Lesart verlegen waren, fand er sie auf der Stelle und hat unzähligemal immer den Nagel auf den Kopf getroffen."

Es ist deutlich, dass sich eine Schilderung Lachmann's wohl etwas günstiger gestalten liesse, aber in der Hauptsache charakterisirt ihn die vorliegende doch richtig.

2. Allgemeine geschichtliche Betrachtung, von der Sprache abgesehen.

Ich habe mich bei der Anwendung der historischen Betrachtungsweise auf die Sprache so lange aufgehalten, weil sie für Haupt den Mittelpunkt des Interesses bei der Erklärung der Schriftsteller bildete. Doch nicht allein in dieser Richtung wandte er jene Betrachtungsweise an, sondern sie galt ihm für das Verständniss aller menschlichen Dinge überhaupt als der rechte, eigentliche Schlüssel. Sie allein bewahre den Forscher vor zwei Abwegen, zu denen menschliches Urtheil leicht neige (opp. III, 140): „sie mache das Urtheil gerecht und frei; gerecht gegen das in bestimmter Zeit Nothwendige und Befugte, frei von der Verwechslung des an geschichtliche Bedingungen Gebundenen mit dem Absoluten und Ewigen."

Historisch gerechtes Urtheil.

Für beides fehlt es nicht an Beispielen: „Weil die Dichtung in ihrem innersten Wesen, heisst es in der Rede über Friedrichs des Grossen Poesie (opp. III, 139), auf das Allgemeinmenschliche gegründet ist, lebt sie durch alle Wandlungen der Zeiten hindurch als ein dauerndes Gemeingut der Menschheit und das ist niemals ein Gedicht gewesen, dass es nicht immer und zu allen Zeiten bleibt. Aber nicht weniger bedingend als das Allgemeine ist in der Poesie die beschränkende Besonderheit der Zeiten und der Zustände und, abgerechnet etwa die lyrische Darstellung einfacher Empfindungen, volles und unmittelbares Verständniss und Gefühl findet jede Poesie nur in ihrer eigenen Zeit. Nur das Verwandte und Gleichartige redet in voller Vertraulichkeit zu uns, nur die Dichtung wird ganz und unvermittelt von uns aufgenommen, die aus demselben

Boden und in derselben Luft aufgeblüht ist, auf dem wir stehen und in der wir athmen. Alle andere Poesie fordert als Vermittelung ihres Verständnisses das Begreifen ihrer geschichtlichen Bedingungen. Wenn dies geschichtliche Begreifen zu heller Anschauung wird, mag das Gefühl des Vergangenen und Fremdartigen zurücktreten."

Poesie des Horaz.

Soviel über das Allgemeine; wie die historische Betrachtung erst gerecht macht, pflegte er besonders gern am Horaz zu zeigen. Man thue Horaz Unrecht, wenn man mit seinen frostigen Oden pindarischer Nachahmung den ganzen Dichter verwerfe; man muss vielmehr begreifen, wie Horaz dazu kam, dieses seiner Begabung nicht angemessene Gebiet zu betreten, um ihn dann entschuldigen und an den Gedichten, die naturwüchsig seinem Talente entsprossen, ungetrübten Genuss finden zu können. „Horaz kann nicht Allen genügen, aber alle für Poesie überhaupt Empfängliche hat er zu allen Zeiten angesprochen. Die Bewunderung aber des Horaz durch deutliche Einsicht in die Eigenthümlichkeit seiner Dichtergabe und scharfe vergleichende Betrachtung auf ihr rechtes Mass zurückzuführen, ist schon deshalb nothwendig, weil sonst auch die ganze philologische Kritik seiner Oden gesetzlos schwankend irrt."

Ebenso energisch nahm er sich unter Verweisung auf einen Aufsatz von Jacobs, des Horaz gegen den Vorwurf politischer Feigheit und Schmeichelei an. Selbst bei den göttlichen Ehrenbezeugungen, welche einige Gedichte dem Augustus zollen, mildere sich das Urtheil durch genauere Betrachtung der Sitte und Ansicht der Zeit.

Friedrichs des Grossen Poesie.

Förmliche Muster dieser Betrachtungsweise sind die beiden meisterhaften Reden über Friedrichs des Grossen Poesie (opp. III, 1, 137) und über die Beziehungen Friedrichs des Grossen zu der Entwicklung der deutschen Litteratur (opp. III, 1, 156). Man thue Friedrich dem Grossen Unrecht, wenn man ihm seine Vorliebe für die französische Poesie und seine Abneigung gegen die deutsche, insbesondere gegen die neuentdeckten altdeutschen Gedichte zum Vorwurfe mache. Die deutsche Litteratur, die in der Jugendzeit Friedrichs diesen Namen trug, sei allerdings der gleichzeitigen französischen nicht ebenbürtig gewesen; „was aber der ganzen deutschen Litteratur jener Zeit fremd war, künstlerisches Mass, Kürze, Schärfe, Bestimmtheit, dafür hatte der König gerade einen feinen Sinn und das fand er bei den Franzosen. Die Unbestimmtheit und Weitschweifigkeit wirft er in der Schrift über die deutsche Litteratur der ohne sein Wissen anders gewordenen Sprache mit geringer Berechtigung vor; die Sprache, die er kannte aus der Litteratur seiner Jugendzeit und wohl auch aus dem Munde eines grossen Theiles seiner Umgebung und aus amtlichen Schriften trifft dieser Vorwurf und treffen andere mit Recht." Zum Verständniss aber und zur Nachempfindung der altdeutschen

Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur.

erzählenden Poesie, und vor allem der volksmässigen musste die Empfänglichkeit durch Wendungen der deutschen Bildung und des deutschen Lebens geweckt werden, die damals sich kaum anmeldeten; nur eine völlig unhistorische Forderung wendet gegen den König, was die ganze Zeit trifft. Noch dazu lagen ihm diese Gedichte nur in den rohen und unverständlichen Texten der Sammlung altdeutscher Gedichte von Heinrich Müller vor.

Aehnlich vertheidigte er Friedrich den Grossen wegen seiner ablehnenden Haltung gegen Homer und Shakspeare (opp. III, 146). „Man darf sich nicht darüber wundern, dass der König sich gegen Shakspeare durchaus verneinend verhält. Friedrich war in Vielem und Grossem seinem Zeitalter voraus; sein Walten hat die geistige Freiheit in Deutschland emporgeführt, in der ein mannigfaltigeres und reicheres Geistesleben allmählich erwachte: dass er in seinen Kunsturtheilen beherrscht war durch die Bildung seiner Jugend und durch die Stimmung seiner ganzen Zeit, beeinträchtigt seine Grösse nicht. Hat doch selbst Lessing, der in anderer und doch verwandter Weise einer neuen Zeit die Bahn gebrochen, die homerische Poesie zwar freier und unbefangener und mit schärferem Verständnisse gewürdigt, aber die volle Erkenntniss dessen nicht gewonnen, was die alten epischen Volkslieder in ihrem Entstehen und in ihrem Wesen von den sie nachahmenden ersonnenen Epopöen trennt. Diese Erkenntniss, zu der das Zusammenwirken vieler Momente, das Offenbarwerden vieles Verborgenen nöthig war, ist eine Erwerbung unseres Zeitalters, deren es sich freuen und rühmen darf: aber solche Fortschritte mahnen auch ab von Ueberhebung. Auch wir sind von den Schranken unserer Zeit umhegt, auch wir gehen wohl an Schönem und Wahrem vorüber, das, wie die Schätze in den Sagen, der rechten Stunde und des rechten Wortes harrt, um hervorzutreten in das helle Licht des Tages.“ Diese Wandelung auf deutschem Gebiete angebahnt zu haben, rechnete Haupt den Romantikern als ein grosses Verdienst an.

Die romantische Poesie.

Wer erinnerte sich nicht, wie die romantische Poesie ihm im Ganzen zuwider war. Und doch besiegte auch hier der historische Sinn den persönlichen Widerwillen (opp. III, 174): „Das Wahre und Echte das die Romantik enthält, war vom Anfang an mit soviel Falschem und Trübem vermischt, verirrte sich allmählich so sehr in das Kranke, Fratzenhafte, Verstandesverwirrende, das um so gefährlicher war, je mehr ihm grosse Talente dienten; sie hat in der Wissenschaft, in dem religiösen Leben, im Staate so schädlich gewirkt, dass wir froh sein dürfen, dass diese Entwickelungskrankheit hinter uns liegt. Aber neben dem Schaden, den die Romantik gestiftet hat, soll man doch nicht die geschichtliche Nothwendigkeit ihres Erscheinens verkennen, nicht vergessen, dass sie zur Vertiefung des

deutschen Sinnes beigetragen hat, vor allem, dass sie die Empfänglichkeit für altdeutsche Poesie geweckt und die deutsche Philologie mit vorbereitet hat."

Historisch objectives Urtheil.

Wird das Urtheil durch die historische Betrachtungsweise gerecht und milde auch gegen Verfehltes, so wird es andrerseits durch sie bewahrt vor der Verwechslung des nur durch die Anschauungen und die Bildung seiner Zeit Bedingten und Gerechtfertigten mit dem Nothwendigen und Ewigen. Wie das gemeint ist, erläutert schon die gegebene Ausführung über die mira Graecorum celeritas cogitandi oder Haupt's Aeusserung: „Es ist nichts thörichter als die afterphilologische Weise Alles anzubeten, was mit griechischen und lateinischen Buchstaben geschrieben ist." Am deutlichsten zeigt es sich in seiner Auffassung der antiken Schicksalsmacht und des Chors der griechischen Tragödie, nicht als Etwas der Tragödie Wesentlichen, nicht als eines Vorzuges, durch den, sondern einer gegebenen Beschränkung, trotz der die Griechen Bewundernswerthes leisteten. „Die griechische Kunst ist Eigenthum und Abbild des Volkes in allen seinen Gedanken und Sitten, zusammenhängend mit den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen und mit der ganzen Freiheit und Schönheit des griechischen Lebens, eine Kunstpoesie von volksmässigstem Inhalte. Und eben deshalb hat sie Elemente und Formen, die in ihrer Zeit und in ihrem Zusammenhange mit den Anschauungen und Gebräuchen ihre volle Berechtigung besitzen, aber nicht allgemeine Nothwendigkeit. Die Schicksalsmacht, die gerade in den erhabensten und herrlichsten griechischen Tragödien den Kern des Inhalts bildet, ist eine Vorstellung, die selbst von sophokleischer Ethik durchdrungen und von sophokleischer Milde verklärt, doch unserem Gemüte fremd bleibt; sie verletzt uns, wenn sie aus dem Kreise der griechischen Ueberlieferungen in eine Zeit und eine Bildung gerückt wird, die von anderen Ueberzeugungen erfüllt ist; der Chor der griechischen Tragödie und Komödie ist von dem Wesen dieser Gattungen der Poesie nicht gefordert, er ging hervor aus der überlieferten Sitte des Gottesdienstes, und mit wunderbarer Kunst haben ihn die grossen attischen Dichter in ein harmonisches Element ihrer tragischen und komischen Gebilde verwandelt: der grosse deutsche Dichter, der es versuchte ohne die Nöthigung der Sitte und der geschichtlichen Bedingungen den tragischen Chor in das deutsche Trauerspiel einzuführen, hat nicht vermocht uns mit dem in seiner Umgebung und unserer Sitte Fremdartigen und Unnothwendigen auszusöhnen." Opp. III, 140.

Schicksal und Chor in der griechischen Tragödie.

Praktische Anwendung auf die Gegenwart.

Wie sehr Haupt den eigentlichen Lebenskern seiner Thätigkeit als academischer Lehrer und jedes Lehrers der Wissenschaften von menschlichen Dingen in der Erweckung und Ausbildung dieses geschichtlichen Sinnes fand, hat er selbst oft ausgesprochen, am deutlichsten zu der Zeit die ihn aufs tiefste bewegte, in der Rede zu des Königs Geburtstage 1867. Es zeigte sich schon, dass er nicht als das höchste Ziel aufstellte ein Gelehrter zu sein, sondern den Hauptwerth eines Menschen in seiner ganzen Persönlichkeit suchte, in der Pflege der eigentlichen Mannestugenden, der Wahrhaftigkeit gegen sich und Andere, und einem darauf fussenden reinen, von Eitelkeit und Kleinlichkeit freien, selbstlosen Sinne; in dem Bewusstsein zugleich, dass der Einzelne nur Glied eines grossen Organismus ist, und nur in seinem Dienste jene Eigenschaften zu ihrer Blüte bringen kann. So wenig er aber in der einseitigen Vorliebe für Deutsches befangen war, sah er doch als das zunächstliegende Arbeitsfeld den Dienst des Vaterlandes an. Er hielt freilich ohne den Schutz der Macht die Pflege der idealen Güter nicht für möglich, und sah auch in kräftiger Wehrhaftigkeit an sich einen Vorzug, aber nicht die grösstmögliche Machtentfaltung schwebte ihm als das zu erreichende Ziel vor, sondern dazu solle ein Jeder, besonders aber die Männer der Wissenschaft beitragen, dass jene echten Tugenden immer mehr im Volke sich ausbreiten und vertiefen. Zur Erreichung dieses Zieles aber sei der historische Sinn unentbehrlich; wie den Einzelnen, so werde er auch das ganze Volk vor der Selbstüberschätzung bewahren und zur Erkenntniss der rechten Ziele und der rechten Wege führen (opp. II, 10): „Die geschichtliche Richtung, sprach er, wie sie jetzt in den Wissenschaften der geistigen und menschlichen Dinge waltet, hat sich von Einseitigkeit und Vorliebe befreit, sie wendet sich nicht ab von der Gegenwart, sondern erkennt aus dem Verlaufe des Vergehens und Werdens ihre Bedingungen und die Forderungen neues Werdens. In der Pflege dieses geschichtlichen Verständnisses liegt eine Hauptaufgabe der Einwirkung der Universitäten auf die Bildung des politischen und vaterländischen Sinnes."

Aus der Theorie in die Praxis übersetzt gestaltet sich ihm diese Forderung also: „Gewiesen sind die Universitäten durch diese Aufgabe vor allem an die deutsche Geschichte. Zum Kern der deutschen Geschichte ist aber mehr und mehr die Geschichte Preussens geworden. Dass in Preussen der Schutz Deutschlands liegt, durch seine Macht und Entfaltung die Macht und Entfaltung Deutschlands bedingt ist, das erkennen die Einsichtigen und von echter Vaterlandsliebe Erfüllten in allen deutschen Ländern willig an, und der Widerstand der Widerwilligen

bricht sich an der Macht der Thatsachen. Wir aber sprechen es aus ohne Selbstüberhebung, vielmehr in dem Bewusstsein schwerer Pflichten, von denen kein Stand, kein Beruf, kein Alter ausgeschlossen ist, aber erhoben durch die Freude diesem Staate anzugehören, dessen Königsgeschlecht seit zwei Jahrhunderten durch die Erfüllung seines Herrscherberufes die Zukunft Deutschlands vorbereitet hat. Auf den Bahnen, die der grosse Kurfürst ahnend erblickte, die Friedrich der Grosse sicherte, hat unser König die Geschicke des Vaterlandes weiter geführt. Seinem Rufe folgte das durch seine Voraussicht gerüstete Heer, unter seinen Augen kämpfte es, zu dem König stand das Volk in Waffen und der König stand zum Volke. Zu dem Könige stehen müssen wir alle, damit das Blut der Kämpfer für Preussen und für Deutschland nicht vergebens geflossen sei, damit dem Waffenruhme Preussens der Ruhm gehobenes Geisteslebens, edler Sitte, treuer vaterländischer Gesinnung, besonnenes Vordringens zu grossen Zielen gleiche.

Man hat unser Volk ein in hervorragendem Sinne arbeitendes genannt. Man darf auch den preussischen Staat einen arbeitenden nennen. Nicht ist seine Aufgabe in der Festhaltung des Ueberkommenen und Ererbten beschränkt. Ihm sind ideale Aufgaben gestellt und heller treten sie jetzt vor die Blicke, ohne sie abzulenken von den nächsten und unmittelbaren Forderungen. Denn in einer Bahn liegen die nächsten Pflichten und die idealen Ziele."

Zwei Leuchten also müssen den Pfad des Geschichtsforschers erhellen, wenn er im Dunkel der Vergangenheit nicht schiefe und verworrene Gestalten sehen will: die unverfälschte Wahrheitsliebe, welche frei von jedem eigensüchtigen Motiv nur um der Sache willen arbeitet, unpersönlich fast, wie der Sokratische λόγος, und der geschichtliche Sinn, der ihn abhält seinen eigenen Schatten für die Dinge selbst zu nehmen, der ihm ermöglicht das wieder lebendig zu machen, was Andern ein todtes Gegebenes ist: „Wem die Blüte eines ausserordentlichen Zustandes, sind Göthe's auch hier massgebende Worte, unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anstaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinsieht, in das Regen der Kräfte, und wie sich die Blüte nach und nach entwickelt, der sieht die Sache mit ganz andern Augen, der weiss, was er sieht."

Das Historische und das Absolute.

Dass mit dieser historischen Betrachtung eine Zeit noch nicht ganz erschöpft ist, wusste Haupt wohl. Wie er selbst sehr bestimmte Ideale in Politik, Kunst und Religion hatte, hielt er es für selbstverständlich, dass ein Jeder sich eine Idee von dem Absoluten und Ewigen bilde.

Die Vergleichung aber der geschichtlich, durch den zwingenden Causalnexus aller Ereignisse gegebenen Dinge mit diesen Idealen sei Sache eines Andern als des Historikers, sofern er eben Historiker ist. „Sie müssen sich gewöhnen, sind seine eigenen Worte, den Probirstein des schärfsten und richtigsten Denkens an die Texte zu legen, nicht etwa, als ob nicht berechtigt wäre, was da steht, aber man muss doch die Freiheit beurtheilen können, die die Sprache oder der Dichter sich nimmt. Das geschichtliche Begreifen ist ein philologisches, wodurch das Absolute in der Kunst gar nicht beeinträchtigt wird; es lehrt nur verstehen, wenn eine einzelne Erscheinung eines Volkes hinter dem absolut Schönen zurückbleibt, warum dies der Fall ist.“ Ganz übereinstimmend drückt denselben Gedanken Lachmann in der von Haupt oft gepriesenen Vorrede zum Iwein aus: „Ein Urtheil, ein unumstössliches Kunsturtheil masst sich die Philologie nicht an, weil sie auf dem historischen Boden bleibt, aber die ganze dichterische und menschliche Gestalt des Dichters mit seiner gesammten Umgebung sich in allen Zügen vorzustellen, ist Vollendung des wahren Verstehens, ist das Ziel der philologischen Auffassung.“

Ich darf hinzufügen, dass für die rechte Bildung solcher Ideale gleichviel auf welchem Gebiete des Lebens kein so sicherer Weg existirt als die geschilderte Art des historischen Studiums. Denn der einzelne Geist ist beschränkt, und bildet sich ohne hinreichendes Inductionsmaterial leicht aus einseitigen Prämissen einseitige, und darum falsche Schlüsse. Das Genie freilich geht einen kürzeren Weg.

II. Besondere Voraussetzungen des philologisch-historischen Studiums: Kritik und Exegese.

A. Kritik.

Stellung der Kritik im Organismus der Wissenschaft.

Stellung der Kritik in der Wissenschaft.

Jede historische Wissenschaft beruht auf der Ueberlieferung von Thatsachen. Diese Ueberlieferung ist in ganz seltenen Fällen eine völlig ungetrübte; schon der erste, der eine Nachricht aufschreibt, kann einem falschen Gerüchte oder einer einseitigen Parteimeinung folgend, die Thatsache bewusst oder unbewusst fälschen. Die schriftliche Darstellung selbst unterliegt wiederum vielen Gefahren der Entstellung. Ehe darum die Geschichte an ihre eigentliche Aufgabe, die Wiederherstellung einer vergangenen Zeit in der Erkenntniss, treten kann, muss nothwendig eine Untersuchung der Quellen vorausgehen, mögen sie nun Reste der Litteratur, der alten Kunst und Handwerksthätigkeit, der Münzen, der Inschriften sein. Eine Geschichtsconstruction, welche diese Prüfung sich erlässt, ist weniger als werthlos, sie ist schädlich. Darum gibt es in jeder historischen Wissenschaft zwei Reihen von Disciplinen, fundamentirende und construirende [1]). Die fundamentirenden haben es mit den Quellen zu thun, aus ihnen durch Kritik und Exegese die Summe der Thatsachen zu fördern, welche die constructiven zu einem Gesammtbilde verschmelzen. Zu den letzteren würden zu rechnen sein Geschichte der Verfassung, der Religion, der Litteratur, der Kunst, der Philosophie, ihre Gesammtheit ist die Geschichte eines Volkes.

---

[1]) Die Auseinandersetzung über fundamentirende und constructive Disciplinen ist in der Erinnerung an einen Vortrag von Kirchhoff niedergeschrieben. In dem Vortrage von Steinthal: Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen, Berlin 1864, kommen die fundamentirenden Disciplinen zu kurz.

Haupt übersah mit klarem Blicke das Ganze seiner Wissenschaft und war weit davon entfernt in der Conjecturalkritik den Gipfel der Philologie zu finden. Darum wusste er auch dem Standpunkte Böckh's, der die constructiven Disciplinen förderte, völlig gerecht zu werden; weil er aber diesen freien Blick hatte, konnte er um so sicherer seine ganze Arbeitskraft an dem Punkte einsetzen, an dem er sich für seine Begabung den meisten Erfolg versprach. Er war wie Hermann und Lachmann im Wesentlichen Kritiker. Wenn ich der Schilderung des Eindrucks Raum geben darf, den Haupt's erste Vorlesung auf mich persönlich machte, so war es gerade dieses Hervorheben der Stellung, welche die Kritik im Organismus jeder historischen Wissenschaft einnimmt, was mir am gewaltigsten imponirte, und ich weiss, dass dies nicht ein vereinzeltes Urtheil ist. Voll der grossen Gestalten des Homer und des Sophokles kam ich zur Universität und hoffte hier gerade über das Grosse und Bedeutende des Alterthums noch mehr belehrt zu werden; unkundigen Sinnes fand ich mich arg enttäuscht, wenn ohne rechte Darlegung der Nothwendigkeit unvermittelt Beschreibungen von Codices und Besprechungen von Conjecturen oft allein die dargebotene Nahrung waren. Nicht ich allein fühlte mich dadurch von der Philologie fast zurückgeschreckt. Einen Theil der Schuld trägt bei einem solchen Anfängerurtheile der Umstand, dass es eben ein Anfänger ausspricht, dem zwar von den letzten Zielen dunkle Vorstellungen vorschweben, der sie aber mit einem Sprunge erreichen möchte, ohne der nothwendigen Zwischenstufen sich bewusst zu sein; aber gerade der denkende Anfänger ist dankbar, wenn er über den einzuschlagenden Weg auch belehrt und überzeugt wird, dass die erstrebten Ziele wirklich auf ihm erreicht werden, wenn es nicht gar nöthig ist, dass diese Ziele, die er sich selbst stellt, berichtigt werden. Beides verstand Haupt in kurzen schlagenden Worten zu thun, und nicht wenig trug zum Gelingen bei der hohe Ernst, mit welchem er auch das an sich Unbedeutende behandelte; wir sahen hier in Wahrheit die Schillerschen Worte verkörpert: eine „Beschäftigung,

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur um Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Mag es also immerhin eine dienende Stellung sein, welche die Kritik einnimmt: wenn sie weiss, welchem Ziele sie dient, darf sie sich auch der an sich geringfügigsten Arbeit nicht schämen. Nur wer blöden Auges allein seine Codices sieht, wem das Alterthum nichts bietet, als eine Summe würdiger Pergamene, nicht ein lebendiges Leben wie das unsrige, der verdient den Spott, welcher oft aus Unkenntniss auch gegen den wahren Kritiker mit seiner Detailarbeit gerichtet wird.

Haupt.

Im Zusammenhange hat sich Haupt über seine Auffassung von Stellung und Werth der Kritik in der Rede beim Eintritt in die Berliner Academie der Wissenschaften ausgesprochen (opp. III, 2): „Die Leistungen der philologischen Kritik sind unscheinbar neben anderen Leistungen der Wissenschaft, die Kritik erreicht oft nach langer Mühe, und indem sie eine Menge von Kenntnissen und Ueberlegungen aufbietet, ein Ziel, das gering erscheint, wenn man es als einzelnes betrachtet. Aber sie sichert jeder philologischen und historischen Forschung den Boden [1]) und bietet ihr den Stoff gesichtet und geläutert dar, und sie hat ausser dieser nützlichen und ehrenwerthen Dienstbarkeit noch einen anderen Werth, und sie erwirbt auf dem Wege zu ihrem Ziele was oft wichtiger ist als das was sie am Ziele erreicht. Wenn sie weder auf der niedern Stufe mechanischer Sammlung und Sichtung des Stoffes beharrt, noch sich in subjectives Meinen und Vermuten verirrt, wenn sie wissenschaftlich und methodisch ist, so ist sie untrennbar von der Erforschung des Individuellen, von dem Eindringen und nachempfindenden Einleben in die Persönlichkeit der alten Schriftsteller. So führt ihr Weg zu der einen Seite der Philologie, während anderes Streben nach anderer Seite hin aus dem Einzelnen und Individuellen zur Erkenntniss des Allgemeinen vordringt. In der einen Wissenschaft sind diese Richtungen ungeschieden; die Theile eines organischen Ganzen rechten nicht mit einander und haben ihre Bedeutung nur als Theile. Dem einzelnen Arbeiter, und zumahl dem der sich beschränkter Kraft und keiner Vielseitigkeit des Talentes bewusst ist, muss es gestattet sein einer Richtung mit Vorliebe zu folgen. Zu tadeln ist er nur, wenn er das Einzelne ohne Beziehung zum Ganzen betrachtet, über dem Individuellen und Kleinen das Allgemeine und Grosse aus dem Blicke verliert, wenn er die eigene Richtung und die eigene Leistung überschätzt."

---

[1]) Ueber Nothwendigkeit und Aufgabe philologischer Kritik vgl. G. Hermann de officio interpretis. opp. VII. 99. Multos errare animadvertimus, qui leviter et non penitus cognitis veterum linguis satis ducunt, si sententiam scriptorum quodammodo intellegere sibi videantur. Nam cum omnino haud facile sit, in linguas dudum emortuas, quae non usu cotidiano perdisci possunt ita se insinuare, ut singulorum verborum et dicendi generum rationem ac potestatem plane perspectam habeamus, tum multa in scriptis antiquorum mendosa sunt, quae si quis aut non videat corrupta esse aut emendare nesciat, saepe accidat necesse est, ut vel aliud vel etiam contrarium eius quod illi scriptores dixerunt, dictum ab iis esse credatur. Quo fieri non potest, quin cum omnino falsae pravaeque opiniones animo concipiantur, tum si ex male intellectis verbis vel ad res historicas vel ad quamcumque aliam antiquitatis partem explicandam testimonia atque argumenta petantur, inania commenta proveniant, quibus qui fidem habeat, ab uno ad alium deinceps errorem abducatur.

In diesen Worten ist das Programm von Haupt's wissenschaftlicher Arbeit, wie seiner Lehrthätigkeit enthalten. Es las zwar, besonders in der Leipziger Zeit, hin und wieder systematische Collegien (deutsche, römische Litteraturgeschichte, deutsche, altfranzösische Grammatik), aber wandte sich allmählich immer ausschliesslicher der Kritik und Exegese der Alten zu. Beide sind nur für den betrachtenden Geist trennbar, und so soll von den beiden, in der Praxis immer zusammenwirkenden, hier zuerst die Kritik ins Auge gefassst werden.

Verderbniss der Texte.

Göthetext.

Wie nothwendig aber die kritische Revision des Textes selbst bei neueren Schriftstellern ist, kann nicht instructiver gezeigt werden, als es in dem Schriftchen von Michael Bernays 'über Kritik und Geschichte des Göthe'schen Textes' (Berlin 1866, bei Dümmler) geschehen ist.

Wem es darum zu thun ist, urkundlich belegt zu sehen, wie im Verlaufe weniger Jahrzehnte ein Schriftstellertext verderbt werden kann, wenn er durch die Hände gedankenloser Copisten geht, findet hier eine ergiebige Belehrung, eine Belehrung zugleich von psychologischem Interesse: sie zeigt, mit wie wenig Aufmerksamkeit auf das Einzelne des Ausdruckes oft Schriftsteller gelesen werden, da Göthe selbst über ganz sinnstörende Fehler bei der Redaction seiner Schriften hinwegging.

Unabsichtliche und absichtliche Verderbniss.

Ist nun schon ein kurzer Zeitraum genügend, vieles zu entstellen, wievielmehr werden Werke, die zwei Jahrtausende überdauert haben, Gefahren ausgesetzt gewesen sein. Der gedankenlose Schreiber irrt beim Copiren unabsichtlich, der Halbgelehrte, der seinen Autor nicht versteht, setzt an die nichtverstandene Stelle seine eigene Weisheit. Begreiflich ist, dass die Handschriften die zuverlässigsten sind, welche ganz mechanisch, selbst von Unwissenden abgeschrieben wurden, weil mechanische Verderbniss doch nach Gesetzen auf das Ursprüngliche zurückschliessen lässt, Handschriften aber, welche durch die eigenen Vermutungen der Abschreiber oder Correctoren bereichert sind, einen sichern Rückschluss selten gestatten. Von einem psychologischen Vorgange, der den Abschreiber verführt von seiner Vorlage abzusehen, wird noch weiter die Rede sein. Beiden Arten der Verderbniss, die oft bei einem Copisten sich vereinigen, waren die Autoren schon im Alterthume ausgesetzt. Bei den Schriftstellern lässt sich dies am besten nachweisen, bei welchen das Alter des Textes durch Citate oder Erklärungsschriften aus dem Alterthum selbst bezeugt ist. Besonders die zweite Art der willkürlichen Aenderung, die sogenannte Interpolation, war im ausgehenden Mittelalter in Italien häufig. „Mit dem Ende des 14. Jh. begann verbreitetere und

regere Beschäftigung mit dem classischen Alterthume als in den Jhh. des Mittelalters stattgefunden hatte; gerade in den beiden vorhergehenden, dem 13. und 12. war sie, zumahl in Italien, ganz versunken gewesen. Jetzt that sich das Alterthum weiter und heller auf. Die Einwirkung des Eindringens der griechischen Sprache und Litteratur durch die flüchtigen Griechen ist dabei auch für die Beschäftigung mit der römischen Litteratur wichtig; entschiedener aber die innere Regung der Zeit. Der mittelalterliche Katholicismus war erstarrt und verwelkt, aus ihm konnten keine neuen Keime der Bildung hervorgehen. Dasselbe Streben nach freierer Luft, in welcher der Geist frischeren Athem schöpfen könnte, das in Deutschland mit sittlichem Ernste und religiösem Tiefsinn begann und endlich in der Reformation gewaltig an den Tag trat, hatte in Italien eine wissenschaftliche und ästhetische Richtung genommen. Müde des von der kirchlichen Litteratur Gebotenen suchte man eifrig die Trümmer der alten, zunächst der römischen Litteratur auf. Um den Anfang des 15. Jahrh. wurde eine bedeutende Anzahl alter Lateinischer Werke entdeckt; was man fand, ward schnell in zahlreichen Abschriften verbreitet. Die aufgefundenen Hss. waren natürlich nicht ohne Fehler, die neu genommenen Abschriften oft nachlässig und noch fehlerhafter. Also war Verbesserung gefordert. Aber die Philologie stand noch in der Kindheit, das Verständniss war unreif, die Kritik unmethodisch, willkürlich, verwegen, ihr Ziel leichte Verständlichkeit. Das Verderbte ward oft ohne alle Schonung der Ueberlieferung, ohne alle Wahrscheinlichkeit geändert, Lücken wurden nach Gutdünken ausgefüllt, Unverstandenes wurde nach dem Masse der vorhandenen Kenntniss willkürlich umgestaltet, was hart und ungefällig schien, gemildert und geglättet: alles nach subjectiver Ansicht. In solcher Gestalt sind uns viele Schriften des Alterthums überliefert, theils allein, wo die echteren Hss. verloren sind, theils in den meisten Hss. In den Elegikern haben die italienischen Interpolationen getäuscht. Dies ist nicht zu verwundern. Unter jenen Italienern waren viele geistreiche Männer, Redner und Dichter in lateinischer Sprache, die ihnen fast wie die Muttersprache geläufig war. Ihrer Kritik, wie frei und willkürlich sie auch war, ist sehr Vieles gelungen, und gerade bei den Gedichten des Tibull und Properz waren sie am gewandtesten. Ihre am Ovidius erlernte Fertigkeit im Versbilden half ihnen da am meisten."

Die Italiener des XV. Jahrhunderts.

Es lassen sich also in der schriftlichen Ueberlieferung der Autoren zwei Classen unterscheiden: 1) die unverfälschte Ueberlieferung; wenn es dem Copisten des Originals nur darauf ankam, dasselbe getreulich abzuschreiben, ohne irgend Etwas, selbst ihm unverständliche Stellen nicht, zu corrigiren; sie hat nur die unabsichtlichen Irrthümer, welchen die Spannkraft der Schreiber bei der trostlosen Arbeit ausgesetzt ist, Aus-

lassungen, Verwechslungen einzelner Buchstaben und ganzer Worte etc. 2) Die interpolirte Ueberlieferung; wenn der Copist Stellen, die er nicht verstand oder die ihm missfielen, aus eigener Vermutung änderte. Solche Aenderungen können, wenn der Schreiber gelehrt und verständig war, das Richtige treffen, haben aber nicht die Geltung der Ueberlieferung, sondern die der anfechtbaren Conjecturen, wie sie heute noch von Gelehrten gemacht werden.

Ich will nun versuchen, die zerstreuten Bemerkungen, die Haupt, wie sich die Gelegenheit darbot, zu verschiedenen Zeiten über philologische Kritik machte, in einen Zusammenhang zu bringen, und sprechen über die Aufgabe der Kritik, über die Wege, die zu ihr führen, über die Gefahren, welche zu vermeiden sind, und zwar zunächst bei der Kritik des einzelnen, der niedern Kritik.

1. Niedere Kritik.

Den verschiedenen Einflüssen, welche das Wort der Autoren entstellen und verfälschen, steht die Kritik gegenüber. Ihre Aufgabe ist die Wiederherstellung des Echten. Ob dies zu findende Echte schön ist oder hässlich, kommt dabei gar nicht in Frage; bei guten Schriftstellern, bei den Dichtern der Alten wird das Echte meistens auch das Schöne sein; aber selbst etwas Unschönes oder weniger Schönes müssen wir anerkennen, wenn ein wohlbegründeter Zweifel an der Echtheit nicht gezeigt werden kann. Das Streben nach dem Echten also darf von dem Streben nach dem Schönen nicht verdrängt werden. Ist dies Echte gefunden, oder ist gezeigt, dass das Echte nicht gefunden werden kann, so hat die philologische Kritik ihr Amt gethan.

Das Geschäft des Kritikers hat zwei Stufen:

α. die Recensio. 1) Er hat zu recensiren, d. h. zu untersuchen, welches die älteste Ueberlieferung ist, die dem Originale am nächsten kommt. Dies kann nur die unverfälschte Ueberlieferung sein.

β. die Emendatio. 2) Er hat zu emendiren: Die gefundene älteste Ueberlieferung ist noch nicht das Ursprüngliche überhaupt; sie würde es erst sein, wenn wir von einem alten Autor die eigene Handschrift besässen. Der Kritiker hat also die mit logischer Nothwendigkeit sich ergebenden Fehler, und nur diese, zu verbessern.

„Die Kritik vom 15. Jh. bis auf unsere Zeit war mit wenigen Ausnahmen (Scaliger, Bentley) eine desultorische; auf das Einzelne gerichtet und nach dem Schönsten trachtend, prüfte sie nicht die Ueberlieferung, forschte nicht mit sicherem Bewusstsein ihrer Aufgabe allein nach dem Echten. Sie erliess sich die sorgfältige Untersuchung der Quellen; Interpolationen erkannte sie zwar im Einzelnen, aber zu bestimmter Einsicht in den

durchgängigen Gegensatz der Interpolation und der Ueberlieferung kam sie fast nirgend. Man wählte aus den verschiedensten Hss. was gefiel, stritt mit inneren Gründen vorschnell, ehe man wusste, was überliefert ist, d. h. man urtheilte ohne Zeugenverhör: im 16. und 17. Jahrh. meist, wo nicht Sucht nach Eleganz schadete, mit gesundem Sinne, seitdem und besonders im 19. Jahrh., oft mit arger Kleinlichkeit, ärmliche Gründe spinnend, wo Vieles möglich ist. Und da man nicht erkannt hatte, wie Vieles in den Hss. des 15. Jahrh. blosse Vermutung und Willkür ist, so vermutete man oft wieder an diesen Vermutungen herum und erfand Heilmittel für Pflaster, statt für Wunden. Dies ist das allgemeingiltige Bild der Kritik bis ihr Lachmann die Bahn anwies. Denn selbst Hermann[1] übt noch nicht die richtige Methode urkundlicher Kritik, die sich erst seit und namentlich durch Lachmann ausgebildet hat, als Hermann schon ein reifer und durch grosse Leistungen berühmter Mann war. Er springt gewöhnlich gleich auf die zweite Stufe, das Emendiren. Doch hat er, was etwa seiner Methode gebrach, durch überwiegende Trefflichkeit ersetzt." Lachmann, G. Hermann.

Eine Kritik also, die schrittweise und sicher vorgehen will, hat entweder die wahre Textgestalt als wirklich gefunden nachzuweisen, oder

---

[1]) Es wird von Interesse sein, Lachmann's eigene Worte zu vernehmen. Er spricht in der Recension der Hermann'schen Ausgabe von Sophokles Aiax (1818, kl. Schr z. cl. Ph. 4): „Bei der Frage, wieviel durch eine Ausgabe irgend einer Schrift des Alterthums gewonnen sei, hört man noch gar zu oft den vornehm humanen Ausspruch der Trägheit, natürlich lasse sich über einzelne Lesarten und Erklärungen noch streiten, und des Einen Urtheil oder Gefühl solle den Anderen nicht vorschreiben. Von dieser sträflichen Milde weiss die ächte Kritik und Erklärungskunst gar nichts, weil sie auf Wahrheit ausgeht und nicht auf den Schein. Dennoch aber müssen sich alle Kritiker nach einer solchen Entschuldigung oder Hinterthür umsehen, die nicht vor allen Dingen nach einem strengurkundlichen Texte streben, und ohne das schärfste Verhör aller Zeugen allzuschnell an die Arbeit zu gehen wagen. Da unsere Zeit auf die Vervielfältigung der griechischen Texte so erpicht scheint, so möchten wir wünschen, dass man, statt immer und ewig die berühmtesten unbeglaubigten Ausgaben zu wiederholen, lieber solche Texte lieferte, wie sie sich allein aus den Handschriften nach der strengsten Prüfung des Werthes jeder einzelnen ergeben, ohne die mindeste Rücksicht auf den Sinn oder die Vorschriften der Grammatik. — — Wir müssen bedauern, dass auch Hermann bei der Beurtheilung einzelner Lesarten sich überall fast ganz auf innere Gründe stützt, und eine sorgfältige, umfassende Musterung der Handschriften und Quellen verschmäht hat. Nicht, dass wir meinten, die Entscheidung würde eben in vielen Stellen bedeutend anders ausfallen, nur einen höheren Grad von Gewissheit wünschten wir für den gesammten Text zu erlangen, und dass viele einzelne dem Anscheine nach bedeutende Verschiedenheiten ganz sicher als richtig erkannt und die Zweifel hinweggeräumt würden.

die Gründe reinlich darzulegen, warum sie nicht gefunden werden kann; unter Umständen kann von Werth sein, zu constatiren, welches der Sinn gewesen sein muss, wenn auch der Text nicht wiederhergestellt werden kann.

α. Die Recensio.

Die Vulgata.

Den Ausgangspunkt der Betrachtung darf nie die sogenannte vulgata oder recepta [1]) bilden; denn sie ist die allerspäteste, am meisten interpolirte Ueberlieferung. Nie darf gefragt werden: „Ist Ursach vorhanden, von der gewöhnlichen Lesart abzuweichen?" da doch die natürliche nur sein kann: „Ist Ursach vorhanden, von der am besten bezeugten Lesart abzugehen?" Ein besonders charakteristischer Fall, wo diese Frage von hoher Wichtigkeit wird, war die Behandlung des neutestamentlichen Textes durch Lachmann. „Wollen wir, sagt er, das Ansehen des Textes, mit dem sich die Kirche zwar dreihundert Jahre beholfen hat, nicht lieber verwerfen als unbegründet, wenn es möglich ist, einen vierzehnhundertjährigen zu erlangen und einem sechzehnhundertjährigen nahe zu kommen?"

Die Feststellung eines Textes nach Ueberlieferung ist eine streng historische Arbeit und nichts weniger als unendlich, wenn auch ein Einzelner schwerlich die Quellen schon ganz erschöpft, und gewiss oft aus menschlicher Schwäche fehlt.

Collationiren der Handschriften.

Wie es Haupt bei dieser Feststellung eines Textes nach Ueberlieferung und zunächst auf deren erster Stufe, der Auswahl bei dem Collationiren der Handschriften gehalten haben wollte, hat er in der Gedächtnissrede auf seinen Freund Immanuel Bekker (opp. III, 244) ausgesprochen: „Bei dem Vergleichen von Handschriften, zumal so massenhaftem ist Fehler zu vermeiden durchaus unmöglich. Aber Nachvergleichungen haben an dem Bekkerschen verhältnissmässig nur weniges Erhebliche berichtigt oder ergänzt. Freilich hat es Bekker verschmäht aus jeder Handschrift jeden nichtswürdigen orthographischen Fehler, dem gar nichts abzugewinnen ist, anzumerken. Er wusste wohl, dass bei solcher nutzlosen Sammelei Wichtiges leicht übersehen wird, und das sollten alle bedenken, die aus griechischen Handschriften jeden Itacismus ängstlich anmerken, oder aus lateinischen jedes 'e' für 'ae', und damit prahlen." Es wird in diesem Zusammenhang von Interesse sein, Bekker's eigene Worte über die von ihm innegehaltenen Gesichtspunkte zu hören. In der Vorrede zu dem Comment. crit. ad Platonem. I, p. X, sagt er: „libellum (Gaisfordi) in mea commentaria ita recepi, ut, quae ad sententiam, ad syntaxin. ad

[1]) Die Bemerkungen über die vulgata nach Lachmann's Worten.

flexionem quoquo modo pertinerent, transscriberem omnia; quae orthographica essent, ea fere speciminis loco semel atque iterum posita deinde omitterem. Quam in ceteris quoque rationem secutus sum."

Je älter ein Codex ist, desto wichtiger wird freilich die genaue Vergleichung sein; die eigentliche Auswahl dessen, was in den kritischen Apparat aufgenommen werden soll, darf aber nicht schon bei der Arbeit des Vergleichens geschehen, sondern ist erst bei der Bearbeitung des gewonnenen Materials vorzunehmen.

Verwandschaft der Handschriften.

„Mit dem blossen sorgfältigen Vergleichen aber ist die Sache nicht abgethan; sondern es kommt auf eine genaue Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften unter einander an, ohne welche selbst die sorgfältigste Anführung aller Lesarten fast werthlos ist. Ob eine oder 10 Handschriften so oder anders lesen, ist für die Kritik völlig gleichgültig, wenn nicht entweder ihre Unabhängigkeit oder ihr Zusammenhang unter einander ermittelt und dargelegt ist. Ja es hat die blosse Genauigkeit sogar Etwas Lästiges und Pedantisches, wenn sie weiter nichts als jene ist, und durch sie nicht etwas allgemeines erreicht oder wenigstens erstrebt wird. Vieles daher, was in endloser Wiederholung bei jeder einzelnen Stelle aufgeführt nur Papier und kostbare Zeit raubt, muss als zu den orthographischen Eigenthümlichkeiten gehörig gleich bei der Beschreibung der Codices erwähnt werden. Dergleichen lässt sich dann bei jeder einzelnen Stelle von selbst annehmen, es aber im Einzelnen jedesmal aufzuzählen, ist wahre Mikrologie."

Als Muster galten ihm wiederum Lachmann's Arbeiten, besonders auch deshalb weil er klaren Blickes das Nothwendige und Wichtige erkannte, auf Unnützes aber vergebliche Mühe nicht verschwendete: „Lachmannus in hac recensendi arte etiam accuratius [quam Bentleius] versatus est, sed ita versatus est ut in perquirendis necessariis nullum laborem fugeret, exilem atque inutilem industriam iure contemneret. — — Nam ut bonorum librorum auctoritas curiose exploranda atque a multitudine reliquorum (qui quae habent bona esse possunt et vera, sed ut nulla sit eorum auctoritas nisi quam veritas habet coniciendo inventa) accurate discernenda est, ita eos libros quorum nulla est auctoritas pari diligentia in genera et classes describere rarissime aliquam habebit utilitatem, saepissime specie veritatis fallit, quam veritatem is demum posset adsequi, qui omnia exemplaria quae umquam fuerunt, inter se posset conparare. Itaque Lachmannus, cum necessaria unice spectare soleret, merito satis esse putavit, si eos libros, qui fidem atque auctoritatem haberent, accurate cognosceret atque inter se conferret, eosque a reliquis libris distingueret."

Gute Fingerzeige bei dieser Herstellung des Stammbaumes der

Handschriften geben gemeinsame Fehler, gemeinsame Lücken, Interpolationen etc.

Geschichte des Textes. Citate.

Endlich sind für die recensio zwei wichtige Hilfsmittel da: Citate und Scholien. Die Citate sind für die Geschichte eines Textes unentbehrlich, weil sie zumeist älter sind als die uns bekannten Handschriften. Jeder Herausgeber eines Schriftstellers sollte sich darum eine Sammlung der erhaltenen Citate anlegen. Bentley hatte eine solche zu Horaz, Hermann sammelte die Citate aller Autoren, die er behandelte. Bedauerlich ist der Mangel guter kritischer Ausgaben der Kirchenväter; sie citiren viel und haben die ältesten Handschriften, aber bei ihrer Herausgabe druckte man die Citate aus den alten Schriftstellern nicht nach der Ueberlieferung der Kirchenväterhandschriften, sondern nach geläufigen Ausgaben der citirten Schriftsteller.

Scholien.

Von ähnlichem Werthe sind Scholien. Sichere Zeugen sind aber Citate, wie Scholien nur für das Alter der Ueberlieferung, nicht immer für die Wahrheit derselben; denn es kommt vor, dass ein Text schon in sehr alter Zeit verderbt ist, und in dieser seiner verderbten Gestalt schon den Erklärern vorlag; andererseits führt die alte Erklärung bisweilen auf den richtigen Text, in Fällen, wo erst nach der Zeit des Erklärers derselbe verderbt ward. Für beides liefern Beispiele genug die griechischen Commentatoren des Aristoteles. In der Einleitung zu Aristophanes' Vögeln sprach Haupt darüber also: 'Quod ad utilitatem scholiorum attinet, in emendanda scriptura duplex eorum usus est. Partim enim scholiastae explicatio antiquitatem eius scripturae quae explicatur demonstrat (antiquitatem dico, non veritatem), partim diversae scripturae adferuntur, interque eas grammaticorum antiquorum coniecturae'. Bei solchen Erklärern kann der wunderliche Fall eines Widerspruches eintreten: wenn im Codex vor der Erklärung die zu erklärende Stelle des Schriftstellers über den der Commentator schreibt, vorgeschrieben ist. Diese Stellen, die sogenannten λήμματα, sind in den späteren Abschriften von gedankenlosen Abschreibern bisweilen in der Form gegeben, wie sie Handschriften des Schriftstellers boten, die erst nach dem Erklärer geschrieben, und dabei verderbt wurden. Dann kann die verderbte Schriftstellerstelle, und die vor der Verderbniss abgefasste Erklärung des richtigen Textes in Widerspruch mit einander gerathen; selbstverständlich ist dann die Erklärung die einzig zu berücksichtigende Quelle für den Kritiker.

Es ist also Aberglaube zu meinen, jede Handschrift wäre ein Text. Vielmehr ist blos die Ueberlieferung anzuerkennen, welche gar keine oder geringe Spuren der Veränderung zeigt gegenüber der Interpolation. Das recensere ist abstract genommen ein mechanisches Geschäft, weil wir aber mehrere Zeugen der Ueberlieferung haben, so muss Urtheil hinzutreten.

Ja selbst bei einer Handschrift ist dies Geschäft nicht mechanisch, da die Abschreiber Menschen sind und Fehler nach ihrem Verständniss corrigiren. Als Muster der recensio stellte Haupt Lachmann's Einleitung zum Lucrez, Lachmann's Behandlung der Handschriften des Catull hin; in beiden Fällen sei selbst die Gestalt des allen Handschriften zu Grunde liegenden codex archetypus gefunden.

β. Die Emendatio.

Ist die Arbeit des recensere beendigt, das Verhältniss der Handschriften zu einander klar gestellt, ist die echte, unverfälschte Ueberlieferung von der interpolirten klar geschieden, so beginnt die Emendatio. Hier nur ist Kritik und Exegese unzertrennlich verbunden; wer daran gehen will, einen verderbten Schriftstellertext zu emendiren, muss sich möglichst vollkommen in seine Zeit im Allgemeinen und seine Individualität im Besonderen eingelebt haben, vor allem ist unerlässlich eine gründliche und umfassende Kenntniss von der Sprache des Schriftstellers [1]): dass der Herausgeber die ganze Eigenthümlichkeit derselben nach den verschiedenen Schriftgattungen und Zeitaltern so lebendig in sich aufgenommen habe, dass er möglichst eben so darin zu Hause ist, wie sein Autor selbst war, ja selbst noch einen weiteren Ueberblick über sie zu erwerben suche. Dieses sich Einleben in einen Schriftsteller ist die nothwendige Vorbedingung einer erfolgreichen Bearbeitung desselben; nicht einmal im einzelnen Falle kann man unbedingt sicher gehen, ohne diese Bedingung erfüllt zu haben.

Kritik und Exegese.

Begreiflich wird freilich dadurch, dass sich im Allgemeinen die Wahrscheinlichkeit kritischer Verbesserungen nicht in abstracte und überhaupt nicht in sehr distinkte Regeln bringen lässt. „Das Bestreben, das Charakteristische zu erfassen, sagt Haupt einmal in der Zeitschrift für deutsches Alterthum (B. XI), das nicht blos in Formen der Sprache und der Verse besteht, kann sich irren und die Gründe der Annahme lassen sich nicht immer klar vor Augen legen. Die Kritik kann weder des

Gefühlskritik.

---

[1]) Ein Einwurf kann von diesem Punkte aus gegen die Kritik gemacht werden und er ist gemacht worden, dass die Kritik sich im Kreise bewege. Dies ist zuzugeben, aber nur soweit es menschliches Urtheil überhaupt trifft. Lachmann in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts (kl. Schriften zur deutschen Philologie p. 163) spricht die nöthige Beschränkung klar aus: „Füge ich hinzu, dass der Herausgeber mit allen Rede- und Versgebräuchen seines Dichters sich erst vollkommen vertraut machen soll, so sieht man zwar, dass die Arbeit in einen Kreis geht, aber in diesem Kreise sich geschickt zu bewegen, das ist des Kritikers Aufgabe, und erhebt sein Geschäft über Handarbeit".

Gefühls entbehren, noch ist in manchen Fällen ein reines und objectives Urtheil, d. h. nicht viel anders als Irrthumslosigkeit möglich. Ein Göthe'sches, oder in Göthe'scher Manier gedichtetes Lied erkennen Viele mit Sicherheit: ich glaube nicht, dass Jemand überall seine Anschauung in Formeln bestimmter Beweise bringen kann." Oft genug sind einem Schriftsteller die Spuren erlittener Schäden deutlich anzumerken; aber die Ueberlieferung ist schon in alter Zeit so verderbt, dass sie keinen Anhalt mehr bietet. In solchem Falle ist der Kritiker auf das eigene Feingefühl für die Eigenthümlichkeit seines Autors, und auf seinen divinatorischen Scharfsinn angewiesen. „Hier muss es sich nun bewähren, sind M. Bernays' treffende Worte, ob er wirklich im Geiste mit seinem Autor eins geworden ist, ob er dessen Wesen nach allen Seiten hin so durchdringend erkannt hat, dass ihm das Wahre, nach dem er sucht, wie durch innere Nothwendigkeit entgegenkommt; hier muss das Gefühl eben so wirksam sein, als der sondernde Scharfsinn." Dass Haupt gerade in dieser Hinsicht ein Kritiker ersten Ranges war, bedarf einer Ausführung nicht. Nur erwähnt mag werden, dass er in seinen Vorträgen sehr selten jene Gefühlskritik anwandte, sondern die von ihm vorgetragenen Verbesserungsvorschläge durch Gründe dem Verstande und durch Darstellung der Eigenthümlichkeit seines Schriftstellers der Anschauung so zu nähern wusste, dass ein Zweifel unmöglich schien. Die gegebene Ausführung trifft auch die höhere Kritik.

Je schwieriger nun aber das Geschäft des Kritikers erscheint, um so strenger muss er sich selbst disciplíniren. In positiver Fassung, die Wege zeigend, in negativer, vor den Gefahren warnend, hat Haupt unzählige Male ähnliche Gedanken in seinen Vorträgen wiederholt, nie im Zusammenhange sondern stets in einzelnen Sätzen:

Bedingungen der emendatio.

Die erste Forderung richtet sich an den Charakter: Streng hat man sich zu prüfen, ob wirklich die Wahrheit das Ziel ist, das die eigene Arbeit erstrebt, und nicht etwa der Name, den die gelungene ihrem Urheber verschaffen soll.

Die erste verstandesmässige Forderung aber lautet im Anschluss an die recensio: Von der ermittelten ältesten Ueberlieferung ist nicht ohne dringende Gründe abzugehen; Lesarten der interpolirten Handschriften sind nur da aufzunehmen, wo sie völlig überzeugen, sind aber ganz wie Conjecturen zu behandeln, die heute gemacht werden.

Die Hauptbedingung einer guten Emendation endlich ist, dass man ausgehe vom Gedanken; dann erst kommen andere Betrachtungen, wie die des Metrums oder Möglichkeiten, wie Buchstabenverwechslungen etc. in Betracht; nicht diejenigen Emendationen sind ausgezeichnet, in denen der Zufall oder ein gutes Gedächtniss etwa eine glückliche Notiz herbei-

geführt hat, sondern die in schlichter logischer Betrachtung es zur zwingenden Nothwendigkeit des Gedankens bringen.

Hat man erkannt, dass die Ueberlieferung an einer Stelle verderbt ist, so kann emendirt werden entweder aus dem Gedanken heraus also logisch; oder aus sicheren Sprachgesetzen, also grammatisch; oder aus einem sicheren Erkennen des individuellen Stiles, oder aus sicher erkannten entweder allgemein metrischen Gesetzen, oder besonderen, einem Dichter eigenen Gewohnheiten. Das Metrum ist zwar ein nothwendiges Element der Kritik, aber anfangen soll man niemals damit sondern immer mit dem Gedanken.

Bei Betrachtung einer Stelle ist also die erste Frage: Wie ist überliefert? Die zweite: Ist bisher richtig erklärt worden? Erst nach Beantwortung dieser Fragen kann eventuell zum Conjiciren geschritten werden; oft aber macht eine richtige Erklärung an Stelle der vorangegangenen falschen alles Aendern überflüssig. So heisst es Aeschylus Persern 165 ff.:

165 *ταῦτά μοι διπλῆ μέριμν' ἄφραστός ἐστιν ἐν φρεσίν,*
μήτε χρημάτων ἀνάνδρων πλῆθος ἐν τιμῇ σέβειν
μήτ' ἀχρημάτοισι λάμπειν φῶς, ὅσον σθένος πάρα,
ἔστι γὰρ πλοῦτός γ' ἀμεμφής, ἀμφὶ δ' ὀφθαλμοῖς φόβος.
ὄμμα γὰρ δόμον νομίζω δεσπότου παρουσίαν.

168 ist überliefert *ἀμφὶ δ' ὀφθαλμοῖς φόβος*· Hierzu hat der Med. keine Scholien, die jüngeren Scholien erklären *δεδοίκαμεν οὖν διὰ τὸ μὴ ἔχειν ἄνδρας · ὀφθαλμὸν γὰρ καὶ φῶς τῶν οἴκων τὴν τοῦ δεσπότου παρουσίαν λέγει.* Aber diese Erklärung ist verkehrt, weil der metaphorische Gebrauch von *ὀφθαλμός* auf den Singularis beschränkt ist; ein anderes Scholion erklärt *ὀφθαλμοῖς* durch *ἤγουν ἀμφὶ τῷ Ξέρξῃ · ὀφθαλμὸν γὰρ ἐκεῖνον καλῶ.* Auch diese Erklärung verträgt sich nicht mit dem Plural. Heimsöth in den kritischen Studien vermeint, diese Scholien und Glossen zeigten die wahre Lesart, auf die sie sich ursprünglich bezögen, *ὀφθαλμῷ*. Die Meinung, dass die Glossen sich auf den Singular bezögen, geht nach seiner Weise von dem Wahne aus, dass die Scholien und Glossen überall richtig erklären. Die Vermutung *ὀφθαλμῷ* kann also auf den ersten Blick wahr scheinen. Es ist aber eine petitio principii, dass *ὀφθαλμός* und im folgenden Verse *ὄμμα* dieselbe Beziehung haben müssen. Vielmehr giebt *ἀμφὶ δ' ὀφθαλμοῖς φόβος* an sich einen tadellosen Sinn, 'vor meinen Augen ist Furcht', d. h. vor meiner Seele steht ein banger Gedanke, Sorge um den Xerxes. Schütz hat dies gesehen und erklärt 'circum oculos meos timor', ebenso G. Hermann und Seidler (Rec. von Blomfields Persern), der gut vergleicht Eur. Iph. Aul. 1127 *τί δ' ἔστιν; ὡς μοι πάντες εἰς ἓν ἥκετε, σύγχυσιν καὶ ταραγμὸν ὀμμάτων.* Vieles Aehnliche liesse sich hinzufügen. Dass

dann das an sich synonyme ὄμμα in andrer Beziehung folgt, ist ohne Belang. Vielmehr würde nach ὀφθαλμῷ (wenn es von Xerxes gemeint wäre) Wiederholung desselben Wortes verlangt. Es ist also nichts zu ändern, sondern nur richtig zu erklären.

Parallelstellen können nur dann mit Sicherheit zur Emendation gebraucht werden, wenn es sich um einen von einem Schriftsteller bestimmt inne gehaltenen Sprachgebrauch handelt, z. B. häufig bei Aristoteles.

Die Nachweisung ähnlicher Gedanken bei verschiedenartigen Autoren, aus heterogenen Gebieten des Denkens nützen weder zur Erklärung noch zur Emendation eines Autors.

Im Allgemeinen muss man sich hüten, durch Emendation mehr Silben hervorzubringen, als überliefert sind; Ausnahmen aber gibt es; „wenn es der Sinn erfordert, sprach Haupt, so bin ich bereit für die Interjection 'O', welches eine Silbe ist, Constantinopolitanus zu setzen."

Mechanische Verderbniss vorausgesetzt wird die Conjectur weniger wahrscheinlich sein, welche an mehreren Stellen zum Behufe einer Verbesserung ändert; die mehr wahrscheinlich, welche nur an einem Punkte ändert.

Eine Conjectur ist leichter, wenn sie nicht in Aenderung oder Zusetzung eines Wortes sondern einer Form besteht.

Gefahren. Deutlicher als die Wege, welche zu guten Emendationen führen, lassen sich die Gefahren zeigen, welche ihr Zustandekommen verhindern.

Welche ethischen Gefahren dabei vorhanden sind, und welch ethisches Mittel dagegen anzuwenden ist, ward schon oben dargestellt. An den Verstand richten sich die folgenden Sätze: Absolut ist in der Kritik Alles zu verwerfen, was nicht nothwendig ist; mit Möglichkeiten hat die Wissenschaft nichts zu thun; darum muss man sich vollkommen unempfindlich verhalten gegen den Reiz sogenannter geistreicher Combinationen; sonst artet die Wissenschaft, die ein Suchen der strengen Wahrheit sein soll, in ein Spiel der Phantasie aus. Das Aufstellen von Conjecturen, von denen man nicht mit Gewissheit überzeugt ist, dass damit die Hand des Verfassers hergestellt ist, ist eine brotlose Kunst. Von den zahllosen Conjecturen, die einem Menschen durch den Kopf gehen, wenn er corrupte Texte liest, sind nur diejenigen in den Text zu setzen, die man für die Hand des Verfassers hält. Denn eine kritische Ausgabe soll nur das geben, was wir wissen.

Eine überflüssige Aenderung ist eo ipso falsch.

Keine Conjectur ist leicht, bei der nicht die Veranlassung der Verderbniss nachgewiesen werden kann.

Buchstabenverwechslung. Aus der Forderung, allemal mit dem Gedanken zu beginnen, ergibt sich von selbst die negative Fassung, dass man nicht zuerst bedenken

solle, welche Buchstabenverwechslung etwa die Verderbniss der behandelten Stelle hervorgebracht haben könne. Vor allem muss man sich vor dieser Operation hüten, wenn man nicht vorzügliche palaeographische Kenntniss besitzt; sonst kann es geschehen, dass man eine Verwechslung annimmt, die bei der Schriftgestalt der Zeit, aus welcher die vorliegende Ueberlieferung stammt, vollkommen unmöglich ist. Abgesehen davon aber beschränkt sich die Anwendbarkeit dieses Heilmittels auch für den genauen Kenner durch eine psychologische Betrachtung der Art, wie Fehler beim Abschreiben entstehen. Der bei weitem grössere und folgenschwerere Theil derselben beruht nicht auf der Verwechslung einzelner Buchstaben, sondern dem Schreiber schieben sich oft Ausdrücke die ihm persönlich geläufiger sind, als die in der Vorlage gebrauchten unter, oder Ausdrücke, die ihm durch eine ihm geläufige Ideenverbindung bei einem Worte des zu copirenden Originals lebendig werden, verdrängen die vom Schriftsteller gebrauchte Wendung. Möglich ist dabei, dass ein schwer zu lesendes Wort diese Art der Verwechslung noch befördert, aber der eigentliche Grund solcher Verderbnisse ist nicht ein Fehler des Sehens, sondern ein psychologischer Vorgang [1]). Darum bleibt die ganz mechanisch gemachte Copie die beste für den Kritiker. Wer diesen Umstand nicht bedenkt, und ohne Unterschied stets mit der Ueberlegung beginnt, welche Buchstabengruppen eine Verwechslung hervorgerufen haben, wird darum in sehr vielen Fällen von vornherein auf falschem Wege sich befinden.

Dass bei mechanischem, gedankenlosem Copiren besonders solcherlei Buchstabentauschungen wirklich vorkommen, erkannte selbstverständlich auch Haupt an und hat viele Stellen durch dieses Mittel glücklich verbessert, nur dürfe man nicht mit der Voraussetzung derselben anfangen. Er bedient sich z. B. selbst dieses Mittels, bei einer Stelle des Seneca und zweien des Plautus (opp. II, 320, 321.): Seneca epist. 13 13. — — inepta sunt, quae iam secuntur, „pudet me ibi sic tecum loqui et tam lenibus te remediis focillare.“ nam „ibi“ plane non habet quo referatur. Sine dubitatione pronuntiamus, Senecam ita scripsisse: „pudet me TVI sic tecum loqui.“ Depravatum est „tui“ in „iui, et inde factum „ibi“, haud rara in veteribus libris litterarum permutatione, cuius cognitione praeter alios Carolus Lachmannus non semel scitissime usus est, nos eo utemur ut in Glorioso Plauti duos versiculos accuratius quam adhuc factum

[1]) Dies sprach schon Gottfried Hermann aus in der Eumenidenrecension, opp. VI, p. 23: „Vertauschungen von Wörtern, die, weil sie in stetem Gebrauche sind, dem Abschreiber zur unrechten Zeit vorschweben, können keine diplomatische Begründung haben, weil ihre Veranlassung psychologisch ist.“

est emendemus. nam v. 332 probatum vulgo est quod Camerarius scripsit „me homo nemo deterruerit quin ea sit in his aedibus“. Sed liber vetus Camerarii habet „deteruti“, decurtatus et Ursinianus „detere uti“: unde scribendum est „DETERREBIT. — v. 1148 Ritschelius scripsit „omnia dat dono sibi ut habeat“: praebent autem liber decurtatus „donos eut habeat“, reliqui duo „dono se ut habeat“: itaque scriptum olim erat „omnia dat dono, SIBI habeat.“

Aehnlich bei einer Stelle des Eutropius (opp. III, 571):

Nimia veterum librorum veneratio in Eutropii Breviario v. 1. instauravit Teutomodum, quod nihili est eoque minus credi potest ab Eutropio esse scriptum, quo apertius est *Τευτόβολον* quod apud Paeanium legitur nihil esse aliud quam *TEYTOBOAION*. Itaque scripsisse Eutropius putandus est Teutobodum.

Zahlzeichen werden oft verwechselt, welche gleichviel apices haben. XUI (U wird geschrieben für V) wird oft verwechselt mit XIII.

Orthographie. Eine zweite sehr wichtige Schranke für das Operiren mit Buchstaben und der Zuverlässigkeit, welche in dieser Beziehung die Handschriften haben, liegt darin, dass mit der Aenderung der Aussprache sich auch die Schreibung ändert. Dies ist für die Feststellung orthographischer Dinge zu bedenken unerlässlich. „Solatium z. B. mit 't' ist nicht die richtige Schreibart, sondern mit 'c'. In Beziehung auf 'ci' und 'ti' sind alte Handschriften nur solche, welche älter sind, als das siebente Jahrhundert. Denn mit dem siebenten Jahrhundert tritt in den romanischen Sprachen und durch sie vermittelt auch in den germanischen eine andere Aussprache des 'ci' vor Vokalen ein, als früher. Der 'K'laut geht über in einen Dental. Die Aussprache bedingt aber auch das Schreiben: denn Niemand schreibt blosse Zeichen. Für Dinge also überhaupt, die bedingt sind durch die Entwicklung lebender Sprachen, können Handschriften nur dann entscheiden, wenn sie älter sind, als die betreffende Sprachniedersetzung.“

Im 4. Bande des Hermes hat er darüber seine Meinung folgendermassen ausgesprochen (opp. III, 456): „Solent hodie quidam elegantiores scribere 'convitium', neque defuerunt qui hanc formam quasi prisca esset explicarent praesenti semper artificio. Verum in 'ci' et 'ti' syllabis quas vocalis sequitur nulla est librorum saeculo septimo Christiano non antiquiorum auctoritas, magna autem et certa vetustiorum, exceptis paucissimis vocibus, ad quas 'convicium' non magis pertinet, quam 'suspicio'. — Adseverare possum in omnibus, quorum notitia habetur libris saeculo septimo antiquioribus suspicionis vocabulum ita semper scriptum esse, ut 'c' habeat. Saepe legitur id vocabulum in Digestis Justiniani scriptaque est in libro Florentino 'c' littera sine ulla exceptione. Parendum est igitur libris vete-

ribus neque ut 'i' productum explicetur ad recentius pronuntiandi scribendique vitium fictamque inscite suspicitionis vocem aberrandum."

Lachmann hat die schwankende Stellung des Schreibers zu seiner Vorlage treffend gezeichnet in der Vorrede zum Iwein: „Eines gewöhnlichen Abschreibers Orthographie, indem er zwischen der Vorschrift und seinen eigenen Rede- und Schreibgewohnheiten schwankt, muss nothwendig bunter und wechselnder werden, als die des einzelnen Schriftstellers." Die Consequenz daraus zog Haupt unbedenklich: „Der wäre ein Thor, sind seine Worte, der behaupten wollte, er wüsste, wie Velleius geschrieben hat: alioquin oder alioqui. In solch kleinen, gleichgiltigen Dingen wird man, da die Autographen der alten Schriftsteller abhanden gekommen sind, niemals bei einem Prosaschriftsteller auf das zurückkommen, was er selbst gesetzt hat. Die Poesie gibt dafür mehr Bestimmungspunkte, da sie durch das Metrum die Möglichkeiten beschränkt."

Ein ebenfalls sehr häufiger Fehler der Schreiber und Setzer ist das Abirren von Worten oder auch nur Buchstabengruppen auf gleiche oder ganz ähnliche, die erst später im Verlauf des Textes vorkommen. Es fällt dann durch Uebersehen des Schreibers das Dazwischenliegende aus. „Zu allen Zeiten sind gleiche oder ähnliche Buchstabenreihen, sagt Haupt im Hermes V. 159, aus Versehen übersprungen worden, aus demselben Versehen, in das Schreiber und Setzer durch Homoeoteleuta leicht gerathen."

Es ist an sich klar, dass solchen Fehlern, welche den unabsichtlichen psychologischen Vorgang der Verdrängung von Vorstellungen durch ähnliche oder nur durch Ideenassociation ins Leben gerufene zum Grunde haben, ungleich schwerer nachzukommen ist, als den nur mechanisch durch Missverständniss entstandenen.

Interpolationen.

Noch grössere Schwierigkeiten bieten die absichtlich interpolirten Handschriften. In der Regel sind Interpolationen entstanden durch einen ursprünglichen Fehler der Ueberlieferung, an den sich dann einschleichende Willkür anschliesst. Wenn der Schreiber verschmäht den von ihm erkannten Fehler, vielleicht auch einen Text, den er irrthümlich für fehlerhaft hält, weiter zu überliefern und auf gut Glück seine eigene Vermutung in die Abschrift setzt. Dadurch wird der Schein einer unverderbten Ueberlieferung hervorgebracht.

Beispiele liefert u. a. das Gedicht Aetna, mit welchem sich Haupt lange eingehend beschäftigte. Vgl. opp. II, 52: „Versus nonnulli Aetnae cum forte amissis aliquot verbis deminuti essent, conpleti deinde sunt rudi arte et quae mentem poetae minime adsequitur. Similiter et in aliis veterum poetarum carminibus factum est." Ein concretes Beispiel aus

demselben Gedichte möge hier zur Veranschaulichung dienen: Es waren bis auf Haupt's Beschäftigung mit diesem Gedichte nur zwei interpolirte Codices des 15. Jahrhunderts vollständig bekannt. Haupt konnte eine nicht interpolirte Handschrift von Canterbury aus dem 10. Jahrhundert benutzen, und veröffentlichte Einiges dann im Lectionskataloge vom Sommer 1854 (opp. II, 27, sqq.).

Es heisst dort p. 30: Proximum carmen sine Cantabrigiensis codicis ope restitui nullo modo potuit

> densa per attonitas rumpuntur fulmina nubes
> atque in arma ruit quaecumque potentia divum,
> et Mars saevus erat, iam cetera turba deorum
> stant utrinque metus.

Nach der Darlegung der varietas lectionum heisst es weiter:

Qui versus impeditissimos et aperte depravatos emendare studuerunt fieri non potuit quin operam perderent. Nam libro demum Cantabrigiensi patefactum est alterum versiculum, cum forte in eo libro ex quo reliqui praeter Cantabrigiensem codices deducti sunt ex parte detritus aut alia labe adfectus esset, Italos aliquo supplemento resarcire studuisse, post eum autem alium integrum versum excidisse. Cantabrigiensis enim liber haec praebet. 'Atque in bellandumque cuique potentia divum. In commune venit iam patri dextera pallas Et mars saevus erat iam cetera turba deorum Stant utrimque deus.' Hinc facillima emendatione praeclara efficimus: 'Atque AD bellandum QUAE cuique potentia divum In commune venit . iam patri dextera Pallas Et Mars LAEVVS erat, iam cetera turba deorum Stant utrimque SECVS' Dextera stat Pallas Jovi, a quo proximos eam honores occupasse Horatius dicit, similiter atque in Ovidii metamorphoseon IIII 753 Perseus 'dis tribus — focos totidem de caespite ponit, Laevum Mercurio dextrum tibi, bellica virgo, Ara Jovis media est.'

Schranken der Annahme von Interpolationen.

Bei dem Worte Interpolation pflegen wir zuerst an eine grössere Einschiebung von nicht in den ursprünglichen Zusammenhang Gehörigem zu denken. Auch bei ihrer Annahme ist grosse Vorsicht von Nöthen: „Wer nun Interpolationen annimmt, darf sich nicht jener heiteren Unbefangenheit hingeben, die nicht etwa nachzuweisen für nöthig hält, woher das Gestrichene gekommen ist, da doch weder Prosa noch Verse jemals vom Himmel schneien. Sondern jede Interpolation hat ihren Anlass in einem Gedanken, mag er noch so thöricht sein.“ Man sollte meinen, dass dieser Satz Jedem ohne weiteren Beweis einleuchten müsse; es muss zum mindesten eine Ideenassociation in der Seele des Interpolators oder Nachdichters, oder wie man den späteren nennen will, bei der Lectüre oder

beim Anhören einer Dichtung sich gebildet haben, die ihn bewog ein von ihm selbst gedichtetes Stück in das Kunstwerk eines Andern einzuschieben. Diese Association kann veranlassen, dass Dinge eingeschoben werden, die nur dem Gedankengange des Interpolators angehören und vielleicht dem des verfälschten Gedichtes stracks entgegenlaufen; sie kann aber auch in einzelnen Fällen Etwas zur Sache Gehöriges bringen, das aber doch fast immer durch die Sprache oder den Ton, oder einen kleinen Fehler sich als fremdes Gut zu erkennen gibt. Der Interpolator kann vielleicht eine ausführliche Schilderung bringen, wo das Original nur eine kurze Angabe des Geschehenen hatte. So schwelgen die Interpolatoren altdeutscher Lieder in der Schilderung von Ritterfesten. (Vgl. Lachmann's Betrachtungen über die Ilias mit Zusätzen von M. H. p. 98).

Kirchhoff's Nachweise von Interpolationen in der Odyssee bezeichnete Haupt als mustergiltige. Auch Kirchhoff hat denselben methodischen Grundsatz über die Annahme von Interpolationen ausgesprochen (die Comp. der Odyssee, p. 201): „Stellen irgend welches Textes für Interpolationen zu erklären, ohne Veranlassung oder Zweck angeben zu können, ist ein durchaus unwissenschaftliches Verfahren."

Besondere Wichtigkeit hat dieser Satz bei Untersuchungen, wie die über die Entstehungsgeschichte der Homerischen Epen; hier, wo auch für den gründlichen Forscher die Gefahr nahe liegt, persönliche ästhetische Ansichten für sachliche Entscheidungsgründe zu halten, wäre zu erwarten, dass im Interesse der Sache jedes Correctiv der Subjectivität von Allen hochgehalten würde, zum mindesten, dass eine sehr sorgfältige Prüfung vorausgehen werde, ehe ein solches Correctiv verworfen würde. Doch zeigen manche, z. B. Düntzer und Kammer[1]), welche beide mit Entschiedenheit gegen die Geltung des ausgeführten Satzes sich sträuben, mehr ihren Widerwillen, als ihre Gründe gegen ihn. Sie gleichen denjenigen unter den Philosophen, welche bei der Erklärung der Handlungen eines Menschen mit einem motivlos freien Willen operiren.

Die Interpolation kann aber auch eine durch Zufall veranlasste sein. Dafür ist belehrend Lucrez I, 44—49. Hier folgen unmittelbar nach

---

[1]) Düntzer, Kirchhoff, Köchly und die Odyssee. 1872. p. 19. — Kammer in dem Buche mit dem verheissungsvollen Titel: „Die Einheit der Odyssee nach Widerlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Koechly, Hennings und Kirchhoff, dargestellt von Dr. Ed. Kammer. Oberlehrer am Königl. Friedrichscollegium zu Königsberg in Pr. 1873." — Kammer selbst tadelt es mit Recht scharf, wenn von Anderen die Annahme von Interpolationen mit Worten motivirt wird, wie: „Diese Verse lassen sich glatt ausschneiden," oder „das ist nicht homerisch" (p. 140).

der Anrufung der Venus, nach der an sie gerichteten Bitte um Frieden, vier Verse, die im zweiten Buche wiederkehren, und in denen Lucrez ausführt, dass die Götter um irdische Dinge sich gar nicht kümmern. Diese Verse schrieb in alter Zeit ein Leser an den Rand, um dem Dichter den Widerspruch nachzuweisen, dass er die Götter um Etwas bitte, da sie doch nach seiner Ansicht gar nicht auf die Menschen Rücksicht nehmen. Ein Abschreiber, der das nicht verstand, schrieb sie im Zusammenhange fälschlich mit auf.

Ehe man aber eine Interpolation annimmt, hat man scharf zu prüfen, ob das Vorliegende bisher richtig erklärt ist, ob nicht vielleicht eine richtige Erklärung den Anstoss hinwegräume.

Ein Beispiel bieten die Verse 210 ff. aus Aeschylus' Persern.

Am Schlusse ihres bangen Traumgesichtes redet Atossa den Chor an:

ταῦτ' ἔμοιγε δείματ' ἔστ' ἰδεῖν,
ὑμῖν δ' ἀκούειν. εἰ γὰρ ἴστε, παῖς ἐμὸς
πράξας μὲν εἰ θαυμαστὸς ἂν γένοιτ' ἀνήρ,
κακῶς δὲ πράξας οὐχ ὑπεύθυνος πόλει,
σωθεὶς δ' ὁμοίως τῆσδε κοιρανεῖ χθονός.

„Man hat, sprach Haupt, die Gedankenverbindung anstössig gefunden. Dindorf in den Oxforder Anmerkungen nimmt an, dass σωθεὶς — χθονὸς eine Interpolation sei statt des Echten. Aeschylus habe das Gegentheil gesagt: wenn Xerxes nicht siege, so werde ihn zwar nicht Verantwortung vor dem Volke, aber Unehre treffen. Bei dieser Behauptung bleibt er auch noch jetzt in den Poet. Scen. und sagt, es müsse so Etwas gestanden haben wie σωθεὶς δ' ἀτίμως τήνδε ποιμανεῖ χθόνα, oder τῆσδε δεσπόσει χθονός. Ein Beweis nicht guter Auffassung äschyleischer Gedanken. G. Hermann erklärt alles auf das beste: 'haec mihi quae vidi, et vobis qui audistis, metuenda sunt (quorsum spectent)'. Atossa ahnt Uebles; sie weiss nicht, was der Traum bedeute, aber Uebles gewiss, meint sie. Nicht Glück oder Unglück im Kriege kann es ihrem Sohne bedeuten. Denn wenn Xerxes siegt, so wird ihm Bewunderung werden; trifft ihn im Kampfe Missgeschick, so ist er doch dem Staate nicht verantwortlich und wird Herrscher bleiben, σωθεὶς wenn er wohlbehalten zurückkehrt. Dies jedoch drückt ihre Sorge aus, dass der Traum den Tod des Xerxes bedeute. Aber aussprechen will sie diese Sorge nicht. Dies alles hat G. Hermann schon gezeigt. Der Scholiast erklärt unsinnig. — Zu ὑπεύθυνος ergänzt sich ἔσται oder γένοιτ' ἄν von selbst."

Schranken der Kritik.

Wo nun die Kritik zur Heilung eines Verderbnisses nicht ausreicht, da ist es ihr Amt, die Gründe 'reinlich' darzulegen, die sie verhinderten.

Die Emendation wird da ganz unmöglich, ja es lässt sich nicht einmal immer constatiren, wo die Verderbniss sitzt, wenn wir nicht die genügende Kenntniss von den historischen Grundlagen haben. Da stellt sich denn die Forderung, die besonders mancher Archaeolog mit Nutzen befolgen wird: „Historische facta soll man zu suppliren nicht versuchen; denn es ist unmöglich."

Warnung vor subjectiver Kritik.

Besonders aber darf man bei der Lectüre der Alten nicht den eigenen Geschmack als das massgebende betrachten; z. B. darf man nicht conjiciren, nur um Wiederholung zu vermeiden. So ist es falsch, wenn Prop. I, 2, 11 geändert wird. Dort heisst es:

adspice, quo submittat humus formosa colores
et veniant hederae sponte sua melius,
surgat et in solis formosius arbutus antris.

Hier hatte Bentley an formosius Anstoss genommen, und frondosius vermutet. So sehr Haupt gerade diesen Kritiker bewunderte, vertheidigte er doch den Schriftsteller gegen die vorgeschlagene Verschönerung.

„Man muss ferner sich hüten, sprach er ein andermal, vor der noch immer spukenden Vorliebe für das wirklich oder vermeintlich Starke. Denn erstens ist es eine petitio principii, dass die Dichter überall das Stärkere gesagt haben müssen. Wenn es darauf ankäme, überall das Stärkere zu setzen, so würde man gleichsam den Kammerton ändern und die grössten alten Dichter ein wenig höher schrauben können. Also nicht das Starke und weniger Starke darf zunächst betrachtet werden, sondern das Ueberlieferte. Zweitens: Mit diesem Stärkeren hat Johann Heinrich Voss übel gewirthschaftet, der die alten Dichter in ein klotziges Deutsch übersetzte. So hat er einen starken Tibull aus lauter interpolirten Handschriften zusammengesetzt. Nicht aber ist das Wort, welches an sich stärker ist, an jeder bestimmten Stelle das stärkste. Denn stark ist in der Poesie das Inhaltreiche.

Catull XI, 21 sqq. ist überliefert:

nec meum respectet, ut ante, amorem,
qui illius culpa cecidit velut prati
ultimi flos, praetereunte postquam
tactus aratro est.

Statt 'tactus aratro' hat man 'fractus aratro' gelesen; elend, matt und schwach: tactus aratro hingegen sinnlich und stark. Wenn eine Blume vom Pfluge abgebrochen ist, so versteht es sich von selbst, dass sie dann umfällt, und die Umständlichkeit ist ganz unnütz. Dagegen gibt tactus ein inhaltreiches und schönes Bild: Die Liebe des durch Lesbia's

Untreue verletzten Dichters ist gesunken wie eine Blume, die am äussersten Rande der Wiese steht und sinkt, wenn sie der Pflug streift, der am angrenzenden Acker vorübergeht. So stand tactus und ultimi prati in einer Anschauung."

„Was die Glaubwürdigkeit von Conjecturen betrifft, hiess es ein ander Mal, so ist die Meinung verbreitet, als würde sie dadurch grösser, dass eine Conjectur von Mehreren gemacht worden ist. Dies ist ein Irrthum, wie sich schon empirisch an schlechten Conjecturen zeigen lässt; aber auch a priori lässt es sich begreifen: Sobald von einem gewissen Standpunkte aus eine für schadhaft gehaltene Stelle betrachtet wird, so müsste es mit Wundern zugehen, wenn nicht Mehrere auf dieselbe Vermutung kämen; ist es der richtige Standpunkt, so werden Mehrere die richtige Verbesserung treffen, ist es aber der falsche, so wird er nicht dadurch richtig, dass ihn Mehrere eingenommen haben."

Glossematische Worte.

Schliesslich wandte sich Haupt oft gegen eine häufig vorkommende Verkehrtheit, mit einem Mittel nämlich Alles heilen zu wollen. „Es gibt überhaupt keine Panacee, am allerwenigsten in der Philologie." So hat er mit graciöser Satire die verspottet, welche in dem Aufsuchen glossematischer Wörter aus dem Hesychius das Heil der Tragikerkritik erblicken. Durchaus berechtigt sei eine massvolle Anwendung dieses Mittels; denn in der That habe bisweilen die Erklärung eines kühnen Wortes bei Aeschylus dieses selbst verdrängt und seinen Platz eingenommen. Sehr geschadet aber werde, wenn man ohne zwingenden Grund spielend zu solchen Worten greife. „Longum est, heisst es im Lectionskatalog vom Sommer 1865 (opp. II, 289), enumerare omnia quibus effectum est ut hodie studia illa tantopere tamque insigni litterarum utilitate ferveant: itaque unam tantum eius rei causam adicimus, cuius commemorationem si omitteremus, ingrati aut invidi praeclarissima tacere videremur. Etsi enim scimus esse quosdam homines difficiles et morosos qui criticis nonnullis Hesychiani glossarii usu in decem minime annos interdici cupiant, nos ex illa scaturrigine salutarem potionem cotidie hauriri et gavisi sumus iandudum et multo id etiam magis laetamur ex quo medicata illa aqua Electrae Sophocliae duo versiculi, quos morbo gravissimo laborare plane nesciebamus (tam fallaci sanitatis specie morbosa corpora nonnunquam decipiunt), felicissime percurati sunt. Admirabamur olim versus illos, *ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενής, κἂν ᾖ γέρων, Ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν*, atque non minus quam maiores nostri tam hebeti eramus sensu ut nihil ibi languoris deprehenderemus. Quippe non satis triveramus Hesychium. Nunc didicimus Sophoclem haec potius scripsisse, *ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενής, κἂν ᾖ τέρης, Ἐν τοῖς ἀλίνδοις θυμὸν οὐκ ἀπώ-*

λεσεν. Quod si quis haec spernat et paene ridicula esse existimet, periculorum autem commemorationem (ea enim sunt τὰ δεινά) se desiderare dicat, cogitandum ei est compensari damnum duorum Hesychianorum vocabulorum restitutione, adlaborandum esse autem cordato homini in primis ne Hesychium frustra legisse videatur."

Ganz mit diesem Fehler verwandt ist die kritische Methode Heimsöth's. Gegen diese eiferte Haupt in der Einleitung zu den Vorträgen über die Perser: „Heimsöth's unmethodische Methode verdient besondere Erwähnung. Er ist ein Mann, der ziemlich Griechisch versteht und mehr dichterischen Sinn besitzt, als viele der heutigen Conjecturenfabrikanten. Auch hat er einiges Wenige richtig gefunden, aber im Ganzen bewegt er sich auf einem schlimmen Irrwege (Die Wiederherstellung der Dramen des Aeschylus, Bonn 1861. Die indirecte Ueberlieferung des äschyleischen Textes 1862. Kritische Studien I, 1865; in fünf Jahren ein Tausend enggedruckte Seiten mit Hunderten von Conjecturen). Dass in den Scholien zu Aeschylus wie in denen des Sophocles und Euripides nicht nur zuweilen verschiedene Lesarten angeführt werden, sondern auch hier und da ohne eine solche Angabe die Erklärung des Scholions auf eine andere Lesart leitet, als die, welche im Texte überliefert ist, zu welcher die Erklärung nicht passt, das ist längst anerkannt und zu schönen Verbesserungen benutzt worden. Deshalb war es lobenswerth, die Scholien und Glossen zu durchforschen mit besonderer Aufmerksamkeit auf das, was aus ihnen etwa für den Text noch zu gewinnen sein möchte. Aber Heimsöth hat sich dabei arg verirrt. Heimsöth's kritische Methode.

1) Er sieht in den Glossen auch der spätesten und werthlosesten Handschriften Reste alter Erklärung eines sonst verschwundenen Textes. Aber selbst wenn nicht alle Handschriften des Aeschylus aus dem Medicaeus stammen sollten, stammt doch ganz entschieden keine einzige aus einer vom Medicaeus verschiedenen Ueberlieferung des Textes. Und die Annahme einer Scholienüberlieferung ohne den Text wäre ganz thöricht. Heimsöth's ganze Schätzung der Handschriften ist irrig.

2) Er irrt mannigfach und gröblich in der Beurtheilung der Scholien und Glossen. Wo eine Erklärung nicht genau zu der Stelle passt oder nicht zu passen scheint, alsbald zu folgern, dass die Erklärung sich auf eine andere Lesart beziehe, ist ganz verkehrt. Die mittelalterlichen Glossatoren, denen Heimsöth unbedenklich vertraut, sind fast nie scharf und genau, bei schwierigen Stellen helfen sie sich oft mit einer Erklärung, die ungefähr einen erträglichen Sinn gibt; bei verderbten Stellen haben sie zuweilen ein richtiges Gefühl dessen, was ungefähr der Dichter sagen musste: das drücken sie dann in ihren Glossen und Paraphrasen aus, ohne sich gehörig darum zu bekümmern, ob es denn im Text stehe.

Wenn die Erklärung nicht zum Texte passt, so ist der richtige Schluss: also hat der Erklärer falsch erklärt, Heimsöth aber schliesst: hier hat der Erklärer etwas anderes erklärt. In dem Prooemium von 1865 habe ich dies gegen Heimsöth in Beziehung auf eine Stelle der Sieben gegen Theben gezeigt [opp. II, 293]. Dieser Fall ist häufig; je später die Glossatoren sind, desto ungenauer und ungelehrter sind sie; es ist verkehrt, in ihrer Willkür Trümmer alter Exegese eines andern Textes zu erblicken.

3) Heimsöth hat sich durch sein Verirren in dieses Ausbeuten des vermeintlichen Glossenschatzes dahin verloren, jedes Wort des Aeschylus darauf hin anzusehen, ob es nicht etwa Erklärung eines selteneren oder energischeren sein könne. Dies ist Uebertreibung eines Verfahrens, das mit Mass und Vorsicht geübt, erspriesslich ist. Die Uebertreibung ist freilich nicht blos Heimsöth eigen. Die erste Stelle der Perser, die Heimsöth auf diese Weise behandelt, mag als Beispiel der Verirrung dienen. V. 28 heisst es:

ψυχῆς εὐτλήμονι δόξῃ.

Niemand hat jemals an δόξῃ Anstoss genommen. δόξα von der Meinung, die Jemand von sich selbst oder von seinem Glücke, dem Gelingen seiner Absichten, dem Erfolge seiner Anstrengungen hat, ist weder befremdlich noch selten. Durch das seit Seneca gebräuchliche praesumptio kann man es gut ausdrücken. Was die Glossen geben: γνώμῃ ἢ φιλοτιμίᾳ, δοκήσει καὶ πείσματι ψυχῆς, muss jeder Unbefangene als Erklärungen und nicht schlechte von δόξῃ erkennen. H. aber meint, δόξῃ sei kein treffender Ausdruck, der Begriff Ausdauer werde verlangt. Dies ist nicht wahr. Zuversicht oder Aehnliches passt sehr wohl, und εὐτλήμων δόξα ist nicht einmal sehr entfernt von Ausdauer. Aber H. folgt seiner Neigung und versucht glossematische Künste. Er hält δόξῃ für eine Glosse. Nun findet er es hier durch πείσματι erklärt, dies ist nach ihm Erklärung eines anderen Wortes; nun findet er ferner bei Hesychius πείσῃ, πείσματι: alsbald ist er fertig und behauptet, Aeschylus habe geschrieben ψυχῆς ἐν τλήμονι πείσῃ. Es ist nicht schwer, den ganzen Aeschylus auf diese Weise umzuarbeiten. Dies ist kein gesunder Scharfsinn. Die Glosse des Hesychius bezieht sich auf Od. 20, 23. τῷ δὲ μάλ' ἐν πείσῃ κραδίῃ μένε.

4) Es ist überhaupt eine arge Verirrung, wenn ein Kritiker eine πανάκεια zu haben glaubt."

2. Höhere Kritik.

Soweit die niedere Kritik; was die höhere anbetrifft, so ist für den, welcher Haupt's Anschauungen über historische Betrachtungsweise sich zu eigen gemacht hat, die Warnung nicht nöthig, dass man einen Schriftsteller, vor allem einen Dichter, nicht nach einem selbstconstruirten Phantasiemassstabe von dem, was seiner würdig oder unwürdig sei, beurtheilen darf, und damit ist zugleich dem grösseren Theile moderner Virgil-, Horaz-, Platokritik das Urtheil gesprochen.

Lessing, der Haupt neben Göthe von allen neueren Schriftstellern der sympathischste war, hat mit wenigen Worten die ganze Thorheit solcher Kritik gezeichnet (Litteraturbriefe 111, Theil IX. p. 322, Hempel): „Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat, so müssen alle seine Stücke schön sein? Ich danke für diese Logik."

Horaz.

Ueber den Text des Horaz[1]) sprach sich Haupt folgendermassen aus: „Der Text der horazischen Gedichte zeigt in den Handschriften weniger Verschiedenheit, als der vieler anderer alter Schriftsteller. Die bedeutendsten Abweichungen führen nicht auf Verschiedenheit in sehr alter Zeit, etwa noch im Alterthume: es sind Fehler oder Veränderungen, wie sie sich überall nach und nach eindrängen. Alle sicheren Verbesserungen, die aus Buchstabenveränderungen bestehen, lehren, dass unser Text nicht etwa auf eine Majuskelhandschrift zurückzuführen ist (wie z. B. der des Lucretius), alle sicheren Buchstabenveränderungen führen auf Minuskel, also nicht über das siebente Jahrhundert hinauf. Aber späte Irrungen abgerechnet ist unser Text sehr alt. Aus den zahlreichen Citaten aus Horatius (seit Sueton und Quintilian) ist für die Kritik sehr wenig zu gewinnen, was nicht auch in den Handschriften stände. Sie zeigen, dass schon im Alterthume der Text der H. Gedichte im Ganzen derselbe war, den wir besitzen. Entschieden unechte Verse werden schon früh citirt. Der Vers 'testis mearum centimanus Gyas (Gigas Prisc.) sententiarum' aus carm. III, 4, 70, aus einer entschieden unechten Strophe hat Priscian (p. 718). Derselbe (p. 691) hat den Vers 'Quod latus et renes morbo temptantur acuto' aus serm. II, 3, 163: Dort ist er unecht, ausgeschrieben aus ep. I, 6, 28, wo er echt ist. Ebenso finden sich schon in alten Citaten entschieden falsche Lesarten, aber dieselben, die wir heute haben. Also

---

[1]) Die opuscula enthalten zwar auch eine Abhandlung über die Interpolation der horazischen Gedichte (III, 42—61), aber auch neben dieser behält diese hier gegebene, unmittelbar auf Hörer berechnete ihren Werth.

1) Im Ganzen ist unser Text ein sehr alter. 2) Einzelne Stellen führen auf eine Minuskelhandschrift als die ursprüngliche der erhaltenen.

Dieser im Ganzen alte Text ist nicht frei von Interpolationen, also schon frühzeitig interpolirten. Dies, was noch Bentley nicht sah, erkannt zu haben, ist nach einzelnen Blicken anderer ein grosses Verdienst von Hofman Peerlkamp (Carm. rec. P. H. P. Haarlem 1834. 2. Aug. Amst. 1862). Dies Verdienst ist lange Zeit verkannt worden; der Aberglaube und die Trägheit sträubten sich dagegen, Orelli mit thörichtem Hochmute. In neuerer Zeit ist es im Einzelnen wieder überschätzt worden, und man hat bei dem Athetiren sich in arge Willkür verirrt. Selbst Meineke hat sich davon nicht frei gehalten. Aber Meincke's Kühnheit des Zweifelns ist nicht zu vergleichen mit der abgeschmackten Beeiferung Anderer. Mancher philologische Narr ruht heutzutage nicht eher, als bis auch er sein Stückchen Horaz gestrichen hat. Es ist zu wünschen, dass man so fortfahren und, was noch übrig ist, auch noch vollends streiche; dann ist die Thorheit zu Ende und man kann ruhig wieder von vorn anfangen. Auch Peerlkamp, obwohl er angeregt hat zu schärferer und vorurtheilsfreierer Betrachtung des H., und darin besteht sein bedeutendes Verdienst, übertreibt nicht nur, sondern er verfährt willkürlich und ohne die rechte Methode. Seine Verdächtigungen sind oft spitzfindig und ohne wirklichen Grund, oft gehen sie aus Missverständniss, oft aus nichtigem ästhetischen Begehren, zuweilen aus Unvollkommenheit der Sprachkenntniss hervor; seine Kritik beruht überhaupt nicht auf der sicheren Grundlage fester Principien. Er hat sich willkürlich und nach subjectiver Ansicht ein Ideal des Horaz erfunden: was diesem erfundenen Bilde nicht entspricht, das streicht er.

Wenn man mit methodischer Untersuchung und mit Unbefangenheit prüft, so ergibt sich allerdings eine Anzahl von Strophen der Oden als unecht. Es sind immer Erweiterungen durch Häufung von Sentenzen oder Beschreibungen, von geschichtlichen oder mythologischen Beispielen und Namen. Sie sind erkennbar zum Theil daraus, dass sie Unmögliches sagen, wie IV, 8 der ältere Scipio Africanus Carthago soll zerstört haben; theils weil sie den Gedankengang des Dichters ungehörig unterbrechen, seine deutliche Absicht vereiteln, wie I, 12. 36—44; theils weil sie den Gedanken des Dichters geradezu widersprechen, wie I, 6. 13 sqq. (weniger sicher sind, aber wahrscheinlich, andere Erweiterungen, die aus dem Tone fallen, wie I, 2. 9—12). Nun könnte man sagen, dass seien misslungene Strophen, aber dem Dichter selbst misslungen: bonus dormitat Homerus. Aber Horaz wird unmöglich gedacht werden können so unwissend wie IV, 8, so vergesslich wie I, 12, noch ärger I, 6. Nun sind alle diese Strophen schlechte rhetorische Erweiterungen; es ist ganz unglaublich, dass ein

so besonnen reflectirender, nie ovidisch luxurirender Dichter immer nach einer Richtung hin sollte gefehlt haben, sehr glaublich dagegen ist es, dass solche verkehrte Erweiterungen aus Schulübungen herrühren. Ferner sind in manchen dieser Stellen Ausdrücke und Gedanken aus andern Gedichten des H. entlehnt, manche aus Ovid und Virgil, nichts aus Späteren. Also Schulübungen aus den nächsten Jahrhunderten nach H. Das Eindringen der Interpolationen in den Text begreift sich leicht, bemerkenswerth ist, dass die sicher erkennbaren Interpolationen sich fast ohne Ausnahme in den ernsteren pathetischen Oden finden. Grade diese wurden gewiss in den Schulen am meisten gelesen und sie gaben zu Erweiterungen Anlass und Raum. — Viel geringer, selbst als die Zahl der ganz unzweifelhaften Interpolationen der Oden ist die Zahl unechter Zeilen in den Satiren und Briefen. Ein paar mal sind Horazische Verse aus Randanmerkungen an unrechter Stelle wiederholt. Das kann man nicht absichtliche Interpolation nennen. Gegen diese schützte die Satiren und Briefe der strengere, schon durch die Fügung der Sätze befestigte Gedankenzusammenhang. Ganz sicher unecht (obwohl man in neuerer Zeit wieder wunderlich zweifelt) sind die ersten 8 Verse von Serm. I, 10, aber ob sie aus dem Alterthume herrühren, oder vielmehr aus noch späterer Interpolation ist unsicher. Wahrscheinlich das letztere; denn jene 8 Verse fehlen in den besten Handschriften, kein altes Scholion gibt es zu ihnen, kein Citat aus ihnen.

Also 1) unser Text des Horaz stammt aus einer Hds., die nicht in das Alterthum hinaufreicht. 2) Dieser Text ist sehr alt. 3) Er ist der Text eines alten Schulexemplars, in das Interpolationen aufgenommen waren."

Sollte hier Jemand Haupt einwenden, die Zahl der anzunehmenden Interpolationen lasse sich nicht beschränken, wenn man ihre Möglichkeit überhaupt zugibt, so ist zu erwidern, dass in allen menschlichen Dingen das Mass den Verständigen vom Unverständigen scheidet, also auch in der Kritik.

Das Streichen bei den Tragikern: übertriebene Symmetrie.

Gerade gegen die Uebertreibung einer an sich richtigen Bemerkung, gegen die Ueberschreitung also des Masses geht eine den vorigen verwandte Warnung gegen das Streichen bei den Tragikern. „Eine Verkehrtheit die aber schon zu veralten beginnt, ist die Uebertreibung der an sich richtigen, aber auch altbekannten Wahrnehmung, dass eine gewisse Symmetrie sich auch ausserhalb der Chöre zeigt, z. B. da, wo die Unterredenden Vers für Vers sich ablösen, in der Stichomythie. Die Verse aber abzuzählen und eine Responsion beinahe durch die ganze Tragödie durchzuführen, ist Thorheit. Schonungslos fällt natürlich einer

solchen Symmetrie [1]) zu Liebe Alles hinweg was sie unmöglich gemacht haben würde. Solche Kunst zu streichen ist aber eine sehr leichte. Denn da die Poesie nicht darauf ausgeht nur das logisch Nothwendige zu sagen, sondern das aus der Leidenschaft Hervorgehende, oder da sie auf die Einbildung wirken will, so wird es keine Poesie geben, aus der sich nicht Etwas streichen liesse. — Das Allerthörichtste, was auf Erden in Staat und Wissenschaft vorkommt, hat immer einen vernünftigen Anlass. So ist auch diese Verkehrtheit nichts als die Uebertreibung eines an sich Richtigen. Das Wesen aller Kunst ist von Symmetrie durchdrungen, und kein Volk hat das wohl so rein und schön erkannt und geübt, als die Griechen. Ist dies aber absolute Symmetrie? Niemals; denn diese wirkt zu stark auf den Verstand; es ist vielmehr die ungefähre Symmetrie, aber unterbrochen; so kommt die Kunst dem Leben nahe, das auch auf Symmetrie beruht.

Was in der Kunst nicht wahrgenommen wird, das existirt nicht: eine Verssymmetrie also, die von den Zuschauern wahrgenommen werden könnte, existirt nicht; denn dieselbe Zahl Verse in der Leidenschaft gesprochen braucht kürzere Zeit als bei ruhiger Ueberlegung. In der Stichomythie merkt Jeder, auch der nicht Zählende das Gleichmass, aber was über 3—5 Zeilen hinausgeht, kann nur durch Zählen gemerkt werden, wozu die Griechen viel zu klug waren. — Scharf gegeisselt hat dieses arithmetische Unwesen Heimsöth in den kritischen Studien zu den griechischen Tragikern B. I. Er hat das hübsche Mittel angewendet, neue Dichtungen, wie Tell und Faust, nach solchen Principien zurechtzuschneiden."

Auch über diesen Fehler gibt der Lectionskatalog von 1865 freundliche Auskunft „quod olim maxima ex parte ignorabatur, patefactum est hodie, diverbia tragicorum fuisse antistrophica, eaque diverbiorum aequalitas certatim restituitur, modo resectis eis, quae illam certissimam numerandorum versuum legem turbant, licet multa eorum tam vafre ac malitiose ficta sint ut cures ab ipsis poetis esse profecta (sed eo laudabilius est callidissimam fraudem detexisse), modo, ubi deficiunt numeri, eximii harum rerum arbitri, qui tragicam artem in numerato habent, suo iure statuunt tot versiculos excidisse, quot iustum numerum conplerent; quorum quae fuerit sententia quaerere inportunum est et ab arithmetica

[1]) Dass Haupt's Warnungen noch heute durchaus am Platze sind, beweisen die Verhandlungen der letzten (32.) Philologenversammlung zu Wiesbaden. (Vgl. Neue Jahrb. für Phil. u. Päd. B. 118. (1878) 1, II, p. 63.) Gegen Oeri und Prien, von denen jeder eine eigene Art von genauer Responsion kennt, hat Christ ganz im Sinne Haupt's gesprochen.

arte alienum. Est autem huius inventi laus eo maior, quo longiore situ illa numerandi ars sepulta iacuit: quid quod pleraque eorum, quae hodie accurate dinumerantur, ne Attici quidem spectatores intellegere potuerunt istis numeris constare; nos autem intellegimus et digitis computamus."

Ebendaselbst wird die subjective Willkür, die es verschmäht, in hingebendem Studium zunächst sich in die alten Schriftsteller einzuleben, sondern ohne diese Vorbedingung an die Kritik sich begibt, scharf gezüchtigt: „Cum olim studiosi homines discerent tantummodo tragicorum Graecorum sermonem, nunc nostri saeculi sapientia eo pervenit ut doceat, quo dicendi genere illis utendum fuerit, et siquid minus placet aut a nostro sensu abhorret, mutatur illud aut prorsus removetur. — — Quodsi veteres avias sibi de pulmone revellissent lucique quae his litteris adfulsit, adsuevissent, intellegerent, nihil in antiquarum litterarum studiis magis consectandum esse, quam ut quantum fieri possit, plurima deleantur. Itaque ad hanc rem strenue agendam instituuntur iam adolescentuli, atque ut olim apud Chattos ut quis primum adolevit crinem barbamque submittebat neque nisi hoste caeso votivum obligatumque virtuti oris habitum exuebat seque tum demum pretia nascendi rettulisse dignumque patria ac parentibus existimabat, ita hodie vel imberbes, si aliquot versiculos veterum poetarum trucidarunt, votum solvisse tirociniumque posuisse iudicantur et doctis fortibusque viris adscribuntur."

Und weiterhin: Quod olim credebatur magnam fuisse Graeci sermonis libertatem mirifice nocuit libertati coniecturarum: nunc sapientiores sciunt, siqui poeta vel scriptor bis aliquo modo locutus sit, fieri neque debuisse neque potuisse, quin eodem modo tertium etiam et quartum loqueretur; — — veluti exploratum habemus quot syllabis personis tragicis eiulandum fuerit neque patimur Electram Sophoclis hos questus proferre, ἰώ μοί μοι δύστηνος, sed ne contra tragoediae legem committat, delemus infelix illud δύστηνος gemitumque iustis finibus circumscribimus quos ultra citraque nequit consistere rectum."

Ueber die Metrik pflegte sich Haupt bei der Interpretation nicht ausführlicher zu verbreiten; im Catull nur gab er eine Uebersicht der bei ihm gebrauchten Metra; bei der Kritik aber warnte er vor der Behandlung der Metrik von der Rhythmik aus. Die Metrik, die sich von der Erforschung der Texte isolire, habe mehr geschadet als genützt.

Interpunktion.

Ehe ich zur Darstellung von Haupt's Interpretationsweise übergehe, ist hier der Ort, ein Gebiet zu beleuchten, welches zwar ganz von der Exegese abhängig ist, aber doch auf die Kritik von grösstem Einflusse

ist, die Interpunktion. Wird doch durch ihre richtige Setzung manche verworren scheinende Periode klar, manche Conjectur überflüssig, und durch sie die Gestalt des Textes ohne Aenderung der Worte eine andere. Eine Erinnerung daran, wie fruchtbringend Bonitz dieses Mittel bei Aristoteles angewendet hat, wird zur Veranschaulichung genügen.

Ist nun für die Kritik der Ausgangspunkt die Ueberlieferung, so bleibt dieselbe für die Interpunktion vollkommen gleichgültig. „Die Interpunktion gehört niemals zur Kritik, sondern zur Exegese. Da die Alten selbst entweder gar nicht interpungirten, oder nach jedem Worte einen Punkt setzten, oder in seltenen Fällen zur Vermeidung eines Missverständnisses eine Interpunktion vornahmen, so kann man nicht behaupten, dass die Interpunktion traditionell auf uns gekommen sei, sondern es liegen nur Meinungen älterer oder neuerer Abschreiber vor." Als Ergänzung mögen Lachmann's Worte aus seiner Rechenschaft über die Ausgabe des neuen Testamentes dienen, einer Schrift, auf welche Haupt, wie auf die Vorrede zur Ausgabe selbst, oft als mustergiltig hinwiess. Es heisst da (kl. Schr. 258): „Ich gebrauche mein gutes Recht, wenn ich Alles, was in der Bestimmung des Textes nicht von den Handschriften sondern von der Auslegung abhängt, frei nach meinem Gewissen und nach meiner Kenntniss einrichte. Hierher gehört erstens die Interpunktion. Den alten Handschriften fehlten sie nicht ganz: aber wie sie zu allen Zeiten zur Interpretation gerechnet, und völlig frei ohne Ansehen der Vorgänger gehandhabt worden ist, habe auch ich geglaubt, sie, so gut ich konnte, anordnen zu müssen." — „Ferner gehört hierher alles Andere was in der ältesten Schrift gänzlich fehlt, Abtheilung der Wörter, ī subscriptum und Accente. — — Wenn Manche sich auf die ältesten Handschriften berufen, wo gezweifelt wird über ὅτε und ὅ τε, über ἀλλ' οἷς und ἄλλοις, über μένει und μενεῖ, über αὐτῇ und αὕτη, so dichten sie den Schreibern willkürlich eine Meinung an. Uebersetzer und Ausleger geben zwar wohl ihre Meinung zu erkennen; aber auch nur Meinung: denn das Ueberlieferte war auch zu ihrer Zeit mehrdeutig. Die Unterschiede, welche die Aussprache nicht trafen, wie zwischen ω̄ und ε, zwischen εῑ und ī vernachlässigen die ältesten Schreiber durchgehends: dadurch wird die Regel, die ich befolgt habe, gerechtfertigt, nach der Grammatik zu schreiben, wo die Verschiedenheit an der Aussprache nichts ändert, also nicht εἰδέα, ἡμεῖν, εἰλάσθητι, ἀνάπεσαι, ἔγειρε surge, συνπαραγενόμενοι, ἐμμέσῳ, οὐκ εἶρον. — Hingegen alle nicht blos in der Schrift bestehenden Abweichungen habe ich geachtet, weil ich nicht einsehe, warum man die Orthographie ausnehmen soll, wenn einmal der Text nach Auctorität bestimmt wird."

Haupt legte gerade auf die Fähigkeit, die Interpunktion richtig zu

setzen, das grösste Gewicht, und mit Recht; denn die Setzung der Interpunktion ist ja nur die äusserliche Kundgebung davon, dass der Interpungirende das logische Verhältniss der Sätze richtig verstanden hat. Als einen Meister pries er ganz besonders in dieser Hinsicht Immanuel Bekker in der Gedächtnissrede (opp. III, 246): „Bekker hatte sich völlig in das Griechische eingelebt, er dachte griechisch, und wie man in der eigenen Sprache die individuellen Unterschiede des Stiles zu sicherer Erkenntniss und sicherem Gefühle bringen kann, so besass dies Bekker im Griechischen in grosser Vollkommenheit. Dies Einleben und Eindringen zeigt sich anschaulich in seiner Interpunktion. Im Interpungiren, dem untrüglichen Zeichen volles Verständnisses, war Bekker der erste Meister: aber er interpungirte nach individuellen Abwechslungen des Gemeingiltigen, anders in Poesie als in Prosa, anders im Herodotus als im Thukydides, anders im Thukydides als im Polybius."

B. Exegese.

Es erübrigt noch, darzustellen, wie Haupt seine Grundforderungen der Wahrheitsliebe und des historischen Sinnes bei der Erklärung der Schriftsteller selbst anwandte und anwenden lehrte. Beides wird am besten durch Mittheilung von Beispielen geschehen, für die zweite hatte er ganz bestimmte Sätze formulirt, die recht beweisen, dass beide Forderungen, die ethische und die intellectuelle, im Grunde nur eine sind.

Das philologische Verständniss.

Ein besserer Anfang ist nicht möglich, als Lachmann's Worte aus der Vorrede des Iwein, in denen er das philologische Verständniss und damit die philologische Erklärungsweise[1]) schildert; sie dienen als Anfang um so besser, da auf sie gerade Haupt als auf goldene Worte hinwies: „Das philologische Verständniss, heisst es dort, sucht mit folgsamer Hingebung die Gedanken, Absichten und Empfindungen des Dichters, wie sie ihm waren und wie sie den Zeitgenossen erscheinen mussten, rein und voll zu wiederholen, alles Schöne freudig mitgeniessend, das Unvollkommene oder Hässliche, wo es nicht überwiegt, mehr entschuldigend und erklärend, als aus den Ansichten anderer Zeiten oder gar des Einzelnen bitter tadelnd. Zu einem Verständniss der Art ist freilich Niemand zu führen, der nicht besondere Anlagen und mancherlei Kenntnisse mitbringt, vor allem aber Unbefangenheit und den guten Willen, sich Zeit zu nehmen und die

[1]) Während des Druckes erst geht mir der ganz vorzügliche Vortrag Steinthal's zu 'Die Arten und Formen der Interpretation'. Berichte der Philologenvers. von 1877, p. 25—35. Er unterscheidet bei der Interpretation eines Redewerkes drei Arten aus dem allgemeinen Geiste, die grammatische, die sachliche, die stilistische, dazu die individuelle, die historische, die psychologische.

Poesie auf sich nach des Dichters Absicht unterhaltend oder bewegend einwürken zu lassen: denn auch der Gewaltigste fesselt nur den Empfänglichen, und sein Urtheil befreit nur, wer sich willig ergeben hat. Wiewohl ein Urtheil, ein unumstössliches Kunsturtheil masst sich die Philologie nicht an, weil sie auf dem historischen Boden bleibt: aber die ganze dichterische und menschliche Gestalt des Dichters mit seiner gesamten Umgebung sich in allen Zügen vorzustellen, ist die Vollendung des wahren Verstehens, ist das Ziel der philologischen Auffassung. — — Die theilnehmende menschliche Auffassung der alten Schriftsteller, ein Anschauen der Bildung und des gesamten Lebens ihrer Zeit, das Vergegenwärtigen der Vergangenheit, der Umgang mit dem Alterthume, für den deutschen Gelehrten, weil ihm Egoismus widernatürlich ist, ebensowohl Bedürfniss als die Hingebung an die Gegenwart und bescheidenes Einwürken auf die Zeitgenossen, leitet zum Ernst und zur Milde, zum Trost und zum Aufschwung, zur Besonnenheit und zur Gewandtheit, vor Allem aber zu sorgfältiger Treue, zum Eifer für die Wahrheit und wider den Schein. Dahin richtet sich unser wohlbewusstes Streben, und wenigstens gefühlt haben als das seinige muss dies, wer sich zu uns rechnen will. Wie viel jeder Einzelne würklich leisten kann, darüber haben wir nicht zu richten, aber nur Wahrhaftigkeit und sich selbst vergessende strenge Sorgfalt kann uns fördern."

Forderungen an den Erklärer.

Die ethische Forderung und die an den Verstand sich richtende sind in Lachmann's Worten durchaus vereinigt; genau so, wie Haupt in seinen Vorträgen und besonders hervortretend in den Uebungen des philologischen Seminars beide an seine Schüler stellte; an den Charakter gerichtet, lautete sie dann:

> „Man muss Alles vermeiden, was unter dem Schein des Verständnisses das wahre Verständniss hindert"

und an den Verstand gewendet, gliederte sie sich dreifach:

1) Man soll nicht übersetzen.
2) Man soll keine grammatischen Kunstausdrücke brauchen.
3) Man soll einen Schriftsteller nicht logisch meistern, sondern ihn psychologisch verstehen.

Wer diese drei Gebote befolgt, der wird einen Schriftsteller historisch verstehen.

1) Gegen das Uebersetzen.

So paradox die beiden ersten Sätze zunächst auch klingen mögen, so bergen sie doch einen tiefen Sinn. Wie für Haupt das Leben der Sprache vor anderen bei der Erklärung wichtigen Gesichtspunkten das

grösste Interesse hatte, so trat auch diese Seite ganz besonders in seiner Lehrthätigkeit hervor: das volle, nachempfindende Verständniss der Sprachentwicklung zu erreichen, dazu sollten die genannten Forderungen dienen; sie sollten vor Abwegen warnen, welche die menschliche Bequemlichkeit, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, allzuleicht einschlägt. So kleidete er denn das erste Gebot auch in die Form: „Das Uebersetzen[1]) ist der Tod des Verständnisses."

Um aus dieser wunderlich klingenden Behauptung sich nicht eine falsche Meinung zu bilden, ist zunächst zu bedenken, dass sie nicht eine allgemeine Geltung beansprucht; nicht dem, der einer Sprache unkundig ist, verbieten will, sich einen Einblick in die fremde Litteratur durch die Uebersetzung zu verschaffen, sondern dass sie für diejenigen bestimmt ist, welche einer fremden, hier einer alten Sprache wissenschaftlich sich bemächtigen wollen. In früheren Jahren wenigstens hielt Haupt sehr viel von einer guten Uebersetzung, und hat in einigen Kritiken sich über die Pflichten eines Uebersetzers in treffender Weise ausgesprochen. Freilich galt ihm auch die beste Uebersetzung für ein Surrogat, wie das Surrogat selbst "eine Uebersetzung des Wünschenswerthen in das Mögliche" sei. „Denn die Sprache ist mit den Zuständen des Volkes und mit seiner Bildung eng verbunden und theilt jede geschichtliche Abwandlung derselben, so dass man sie nicht antasten oder abstreifen kann, ohne das innere Leben der Gedanken und Empfindungen zu verletzen. Dennoch wird eine Uebersetzung aus der alten Sprache in die neue, einleitend und erklärend, nicht ohne mannigfachen Nutzen sein, wenn sie an den rechten Dichter gewendet und mit Kenntniss, Sorgfalt und Geschmack ausgeführt ist. Keinem wird sich die Blüte der alten Poesie zu vollem Genusse erschliessen, der sich nicht ihrer Sprache zu bemächtigen strebt, gleichwie in der spanischen Romanze vom Grafen Arnaldos der wunderbare Schiffer keinem sein zaubermächtiges Lied singt, der nicht die Fahrt mit ihm theilt; aber eben die lohnende Fahrt zu wagen, dazu kann eine Uebersetzung anregen, und diess wird ihr schönstes Verdienst sein." In seinen Uebungen aber verwarf er jede Uebersetzung. Auch darin folgte er seines Lehrers Hermann Vorgange: In der höchst G. Hermann. anregenden, für Hermann's Art gradezu monumentalen Vorrede zu den actis Societatis Graecae äussert sich dieser also (p. XIX): „Quoniam hoc sociis propositum esse volui, ut scriptores Graecos recte intellegere discerent, quia hoc assequutis omnis reclusa est antiquitas, non una quidem

[1]) Ueber die Schwäche jeder Uebersetzung hat treffend Schopenhauer gesprochen, im 2. Bande der Paralipomena und Parerga; über Sprache und Worte, §. 309.

est via quae eo ducere videatur, sed unam tamen, quod caeteris et rectior et certior esset, praeferendam atque unice tenendam iudicavi. Sunt qui putent vertendo in sermonem patrium optime cognosci utrum quid intellectum sit an non. Et sane hoc verum est, tentabatque multis abhinc annis etiam in societate Graeca A. Seidlerus, qui Sophoclea nonnulla iisdem metris in nostram linguam transferebat elegantissime. Sed avocavi eum ego ab isto studio, quia, quum ea res difficillima sit et plurimam operam ac limam requirat, non est ad eam otium ei, qui se philologum praestare constituit. Ac vidi non solum malos philologos esse, qui vertendo multum occuparentur, verum etiam bonos et claros philologos, postquam se ad vertendum dedissent, hebescere multumque de pristina virtute remittere. — Sed hoc genus interpretandi quum removerem a societate Graeca, tamen saepe suasi atque hortatus sum, si quis in locum difficiliorem incidisset, eum ut vel in Latinam vel in patriam linguam converteret, quo magis quae in Graecis obscura, inconcinna, perversa, vitiosa essent, elucesceret [1]) faciliusque deprehenderetur."

Einen solchen subjectiven Nutzen des Uebersetzens gestand auch Haupt zu, wie er selbstverständlich auch gegen eine Uebersetzung die nur zum Zweck hat, den Gedankenzusammenhang darzulegen, nichts einwendete; sein Verbot galt in einer ganz bestimmten, von Hermann nicht genauer bezeichneten Richtung.

Es ward schon oben dargestellt, dass ihm die Sprache in ihrer Entwicklung und wandelbaren Lebendigkeit das Hauptinteresse bot, besonders aber die Bedeutungsgeschichte der Worte. Auf sie wollte er auch die Achtsamkeit seiner Schüler gerichtet wissen; darum war seine gewöhnliche, in jeder Sitzung mehrmals wiederkehrende Frage: „Was heisst dieses Wort?" Dann konnte man ihn kaum mehr erzürnen, als wenn die Antwort sich mit einer Uebersetzung in der Bedeutungsnuance begnügte, welche etwa zur vorliegenden Stelle passte. „Meine Frage: 'was heisst das?' lautete dann die oft genug ertheilte Zurechtweisung, verlangt als Antwort nicht eine verwischende Uebersetzung, sondern bedeutet nichts anderes als: „Welche sinnliche Anschauung liegt dem Worte erweislich zu Grunde, oder lässt sich wenigstens vermuten?" Damit zwang er die Studirenden, Sprachstudien in der oben geschilderten

[1]) Vgl. Hermann, opp. VI, Th. II, 15. 'Gerade bei Dichtern ist eine gute Uebersetzung am meisten wünschenswerth, und es würde gar manche, nicht blos unnütze, sondern auch irrige Anmerkung von den Philologen nicht gemacht worden sein, wenn sie vorher die Stelle übersetzt gehabt hätten, was sie auf Vieles würde aufmerksam gemacht haben, das sie, mit einzelnen Sachen, Worten und Ausdrücken beschäftigt, übersahen.'

Weise zu machen. „Das Verständniss fremder, besonders alter Sprachen, sagte er einmal, hat zwei Stufen: erstens, dass man übersetzen lernt, und soweit bringt man's etwa auf Schulen, die zweite Stufe ist, und damit beginnt das philologische Studium, dass man einsieht, man kann nicht übersetzen, d. h. dass man sich nicht mit dem Ungefähren und dem Surrogate begnügt, welches in jeder Uebersetzung liegt, sondern dass man sich in die Gedanken und die Sprache der Alten einlebe. Es ist nicht möglich, aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, ohne ein klein wenig zu ändern, nicht einmal bei sinnlichen Dingen, — scamnum und Bank sind zwei ganz verschiedene Vorstellungen, das Innere, Feinere, Geistige vollends zeigt sich niemals so, dass es durch eine andere Sprache gedeckt werden könnte."

Solche Sätze aber stellte er nicht nur im Allgemeinen auf, sondern wies ihre Richtigkeit in speciellen Fällen oft nach.

Z. B. 1) Properz I, 5, 14. Gallus hatte versucht, die Liebe der Cynthia zu gewinnen. Properz warnt ihn; Cynthia wird ihn schrecklich quälen, ihr Zorn sei furchtbar:

11 non tibi iam somnos, non illa relinquet ocellos:
illa feros animis adligat una viros.
ah mea contemptus quotiens ad limina curres,
cum tibi singultu fortia verba cadent,
et tremulus maestis orietur fletibus horror,
et timor informem ducet in ore notam.

fortia verba] Worte, wie ein Tapferer sie spricht; hier wie oft im Gegensatz zu innerer Schwäche.

cadent] kann man wenigstens nicht im Deutschen, schwerlich in einer andern Sprache so übersetzen, dass die sinnliche Vorstellung des cadere gewahrt bleibt. Fallen kann ja in den verschiedensten metaphorischen Wendungen gebraucht werden, auch im Lateinischen von Manchem, was hinfällt, nicht geachtet wird, auch wirkungslos ist. Auch verba cadunt kann so gebraucht werden, wenn die Worte, die an Einen gerichtet sind, von ihm nicht aufgenommen werden, sondern gleichsam wirkungslos zu Boden fallen. Hier ist es anders: die Worte stocken, können vor Schluchzen nicht ausgesprochen werden. Aehnlich Horaz carm. IV, 1. 35.

sed cur, heu, Ligurine, cur
manat rara meas lacrima per genas?
cur facundo parum decoro
inter verba cadit lingua silentio?

und Lucrez IV, 1182 — meditata diu cadat alte sumpta querella. Das Nichthervorkommen der Klage ist gemeint; cadere also ähnlich, aber nur

ähnlich, wie etwa unser straucheln, lat. ebenso titubare; cadere aber ist noch stärker: „Wenn Schluchzen machen wird, dass du die nicht mehr grossen tapfern Worte aussprechen kannst, die du jetzt im Munde führst.“ Verstehen kann man das wohl und durch analoge Beispiele erklären, aber nicht übersetzen.

2) Prop. I, 6. 31 — — mollis qua tendit Jonia.

Mollis Jonia von den weichlichen Sitten der asiatischen Jonier *(ἁβροί)*.

tendit wird man übersetzen müssen „wohin sich erstreckt“; übersetzen, und für das Gemeinte gut genug. Aber dennoch ist tendit nicht dasselbe; denn es ist der äusserste Unverstand, zu glauben, dass intransitive Verba einen reflexiven Sinn haben. Der reflexive Sinn, die Rückbeziehung der Handlung auf das Subject, wird ausgedrückt entweder durch eine besondere Form, griechisch durch das Medium, oder durch syntaktischen Hinzutritt des Reflexivpronomens. Das Reflexivpronomen kann aber absolut nicht ergänzt werden: es ist kein Begriff, der aus dem Worte selbst, aus etwas anderem sich ergeben kann; es ist ein für sich bestehender. Es ist also das heillose, träumerische Glauben an das Uebersetzen welches diese Thorheit in die Lexica bringt. Tendo, ich strecke; wa bedeutet das intransitivum? Nichts als die reine Handlung ohne Hinzustellung eines Objects, worauf sie sich bezieht; auflösbar stets durch ein allgemeines Verbum des Thuns und ein Substantivum: tendere = tenorem facere. Aehnlich ist unser stürzen ein activum; wenn es intransitiv gebraucht wird, dann ist nicht etwa an einen Reflex zu denken, sondern: einen Sturz thun. — Alles das ist ein neues fabula docet: Dass man nicht auf das Uebersetzen vertrauen darf, wenn man in den Geist der Spracherscheinungen eindringen will. — Ganz dasselbe führte er bei Vers 65 von Aeschylus Persern aus:

τοκέες τ' ἄλοχοί θ' ἡμερολεγδὸν
τείνοντα χρόνον τρομέονται.

3) Prop. I, 5. 27—30.

Non ego tum potero solacia ferre roganti,
cum mihi nulla mei sit medicina mali:
sed pariter miseri socio cogemur amore
alter in alterius mutua flere sina.

In alternus ist der Begriff des in der Zeit Abwechselnden dargestellt, so dass also erst das eine, dann das zweite, dann wieder das erste, dann wieder das zweite kommt. Die abwechselnden Handlungen brauchen dabei gar keine Beziehung auf einander zu haben.

mutuus ist wechselseitig, gegenseitig, so dass die Bewegung ausgeht

einestheils vom Ersten und afficirt den Zweiten, und anderntheils dieselbe Bewegung ausgeht vom Zweiten und afficirt den Ersten.

Der nächste Ausdruck wäre mutuo flere; denn der adverbiale Gebrauch bezeichnet die Modalität der Handlung des Verbums, bei dem das Adverbium steht. Im Griechischen steht nun häufig das Neutrum des Adjectivums statt des Adverbiums, *καλὸν* für *καλῶς*; an und für sich ist dies nicht möglich; denn das Adjectivum drückt die Beschaffenheit einer Substanz aus, kann also nicht die Modalität eines sich bewegenden Begriffes sein. Also ist dulce ridentem nicht gleich dulciter ridentem, es bedeutet nicht „auf eine süsse Weise lachen," sondern dulce ist der Objectsaccusativ = etwas süsses lachen; dies kann man sich verdeutlichen durch Umsetzung in einen substantivischen Begriff im Accusativ. Also dulce ridentem soviel als dulcem risum ridentem. Ebenso griechisch. In dorischer Poesie tritt noch hinzu der Artikel. Der Artikel definirt insofern, als er etwas hervorhebt als entweder schon erwähnt, oder bekannt, worauf man sich beziehen kann.

Also *τὸ καλὸν πεφιλαμένε* in der Meinung von: du, den ich so herzlich liebe. Die Sprachempfindung, mit welcher die Griechen und Römer diesen Gebrauch hörten, haben wir freilich nicht. Denn es bleibt bei der Erlernung einer fremden, zumal todten Sprache immer etwas undefinirbares übrig. Am allerwenigsten kann man so etwas wirklich übersetzen.

4) Catull LXXVI, 2.

Si qua recordanti benefacta priora voluptas
est homini, cum se cogitat esse pium.

Pius, ist stumpfsinnig mit fromm übersetzt. Fromm ist eigentlich tüchtig z. B. ein „frommer helt," jetzt verändert (ob freilich unser jetziges fromm noch 'tüchtig' ist, ist sehr die Frage); pius dagegen eigentlich rein, hängt wahrscheinlich mit purus zusammen; piare = reinigen. hier sittliche Reinheit des Characters.

5) Aesch. Pers. 55.

ναῶν τ' ἐπόχους
τοξουλκῷ λήματι πιστούς.

τοξουλκὸν λῆμα lässt sich nicht übersetzen, wie sehr vieles Aeschyëische. Vis animi artis sagittandi periti Blomfield, nicht unrichtig, aber ganz prosaisch. *τοξουλκὸς αἰχμή* 239. Wir wollen den Aeschylus auch gar nicht übersetzen, sondern nachempfindend verstehen lernen.

6) Aeschyl. Prom. 18. *τῆς ὀρθοβούλου Θέμιδος αἰπυμῆτα παῖ* Versus grandissimis verbis sonorus, quae nec Latine neque Germanice exprimere possumus.

In scherzhafter Weise führte er ein andermal aus: „Das Pathos ist in den verschiedenen Sprachen verschieden. Mit vielem Lobe ist im Deutschen ein mässiges Lob, und das deutschgedachte Examensprädicat multa cum laude kein überschwengliches; aber Catull lässt den Theseus nach dem Kampfe mit dem Minotaurus, der doch schwerer ist, als der mit dem Examinator, weggehen multa cum laude; Horaz lässt Rom nach den schwersten Schicksalsschlägen cum laude siegen. Dieses Pathos ist das schwierigste des lexicalischen Sprachverständnisses und wird nie ganz erreicht, kann auch nicht eigentlich übersetzt, sondern nur nachempfunden werden." (Vgl. auch opp. III. 51: „wir haben das Gewicht der lateinischen oder griechischen Redensarten nicht auf unsrer Wage zu wägen, sondern von den Alten zu lernen").

Es bedarf keines Beweises, dass dieses Uebersetzungsverbot da nicht angebracht sein würde, wo es sich weniger um sprachgeschichtliche Thatsachen, als um die Darlegung des Gedankenzusammenhanges handelt. Wer einen alten Philosophen interpretirt, würde eine Uebersetzung oder Umschreibung des Ganzen ebenso fordern müssen, um sich zu vergewissern, dass die Gedanken des Philosophen verstanden sind, als er sie zurückweisen müsste, wo es sich um die Erklärung etwa eines terminus technicus in seiner Entstehung und Weiterentwicklung handelt. Wer endlich bedenkt, dass dieses Uebersetzungsverbot nichts anderes will, als die positive Fassung: dem geschichtlichen Werden und Wandeln der Anschauungen und Begriffe nachzugehen, in die uns ursprünglich fremde Geisteswelt eines andern Volkes sich einzuleben, dem wird das Wort nicht mehr paradox klingen:

„Man soll nicht übersetzen."

2) Gegen das Abthun der Erklärung mit einem Kunstausdrucke.

Ganz ebenso steht es mit dem zweiten Verbote: 'Man soll keine grammatischen Kunstausdrücke brauchen.' Auch dieses mag zunächst befremdlich klingen; wozu sind denn die grammatischen termini technici erfunden, als dass man sie gebrauchen soll? Und doch war keine Massregel geeigneter, die Studirenden in die Werkstatt der Sprache, in die psychologischen Vorgänge einzuführen, deren Ausdruck die sprachliche Form ist. Auf diesem Gebiete ganz besonders rühmte Haupt seinen Lehrer Gottfried Hermann, der den Augiasstall der früheren Grammatiken von dem wirren Haufen der Ellipsen, Pleonasmen etc. gereinigt habe. Hermann's eigene Worte am Anfang der dissertatio de hyperbole (opp. IV, 284) sind: „Multa sunt in philologorum armamentariis reposita instrumenta, quorum fabricam atque usum qui callent, recte iis et cum

fructu utuntur; qui non callent, nihil proficiunt, nisi ut terreant nonnullos *σὺν σάκει κωδονοκρότῳ παλασταί*. In iis instrumentis non ultimum tenent locum · quae a grammaticis et artis dicendi magistris figurae vocantur, promptissimum omni ulceri emplastrum: quippe nomen silentium facit, ut, enellagen vel *ἓν διὰ δυοῖν* si memores, quaerere quid sit indignum rati, fraudem sibi fieri patiantur. Et tamen vix ullam istarum invenias figurarum, quae, si accuratius consideratur, ita sit explicata, ut, quae sit eius natura, quae vis, qui usus, satis pateat." In dieser Hinsicht kann es in Hermann's Societas Graeca nicht viel anders zugegangen G. Hermann. sein, als im Haupt'schen Seminare. „Ellipse, Pleonasmus, Enallage etc., führte Haupt oft aus, sind Phrasen, welche den Verstand aushöhlen; das Abthun der Erklärung mit solchen Kunstausdrücken ist nur für den, der die Sache nicht ergründet hat. Die Sprache ist ein Lebendiges und hat zu ihrer Basis Vorgänge in der lebendigen Menschenseele; diese zu erfassen, darauf kommt es an; wer sich mit dem Kunstausdrucke begnügt, ist dem zu vergleichen, der nur den Titel eines Buches kennt, ohne es selbst gelesen zu haben; er begnügt sich mit einem Worte, welches ungefähr das Resultat eines psychologischen Vorganges zusammenfasst, und lässt den Vorgang selbst ausser Acht."

An dem Beispiele der Anakoluthie ist schon oben (p. 96) gezeigt worden, wie Haupt solche Spracherscheinungen selbst erklärte und in jedem einzelnen Falle mit besonderer Rücksichtnahme auf das Vorliegende auch von seinen Schülern erklärt wissen wollte. Besonders galt es auch, den Anlass aufzuweisen, der den Schriftsteller absichtlich oder unabsichtlich an jeder Stelle bewog, grade die vorliegende Form des Ausdruckes zu gebrauchen.

Auf Vollständigkeit macht die folgende Aufzählung keinen Anspruch; doch werden die Beispiele das Gesagte erläutern.

1) Zeugma: Man kann durch ein Zeugma nicht ein Wort setzen, das auf den einen Begriff genau passt, auf den andern gar nicht, sondern nur dann ist es möglich, wenn das gesetzte Wort, welches z. B. zu einem Substantivum genau passt, und das Wort, welches zum andern genau passen würde, von einem allgemeinen Begriffe umfasst werden. z. B. Velleius II, 92, 4. Praesentia invidia, praeterita veneratione prosequimur. Diese Stelle kann zeugmatisch erklärt werden. Der allgemeine Begriff ist sequi, während prosequi individuell nur zu veneratione passt und persequi zu invidia gehören würde. Prosequi = Einem nachfolgen, weiterhin verfolgen; dabei kann man Anhänger des Mannes sein, den man prosequitur; man kann ihn ehren, ihm freundlich gesinnt sein; so tritt das prosequi dann überhaupt in diese Bedeutung über.

2) Litotes.

Prop. I, 4. 15. sqq. wird Bassus vom Dichter gewarnt, ihn nicht der Cynthia abwendig machen zu wollen.

Quo magis et nostros contendis solvere amores,
hoc magis accepta fallit uterque fide.
non inpune feres. sciet haec insana puella,
et tibi non tacitis vocibus hostis erit.

Non tacitis] Litotes. Die Litotes ist ein Theil der Figur, welche wir Ironie nennen. Die directe Ironie drückt das Gegentheil von dem Gesagten aus, Litotes ist eine Ausdrucksweise, die an Kraft und Bedeutung der Worte dem Sachverhalte des Gemeinten nicht gleichkommt. Man will damit denjenigen, mit dem man redet, veranlassen, aus seinem eigenen Verstande das Mass zu füllen. Jede Verbindung der Rede hat aber dann höhere Kraft, wenn sie den Hörer oder Leser nöthigt, von seinem eigenen Vermögen Etwas zu dem Gesagten hinzuzuthun. Daher ist die Litotes nur da möglich, wo entweder der thatsächliche Grad des Prädicats allgemein bekannt ist, oder wo er aus dem ganzen Gedanken hervorgeht.

3) Gebrauch de conatu.

In demselben Gedichte heisst es zu Anfang:

Quid mihi tam multas laudando Basse puellas
mutatum domina cogis abire mea?

Cogis steht de conatu. Alle Fälle, in denen ein Verbum de conatu steht, vom Wollen und Versuchen, und nicht vom Erfolg und wirklich durchgeführten Thun, enthalten keine andere logische Vorstellung, als die, dass Einer Etwas so viel an ihm ist, wirklich thut. Denn zu jedem Thun gehört zweierlei: das volle Thun des Handelnden und die Umstände, welche hinzukommen müssen, um den Erfolg herbeizuführen.

4) Ellipse.

Das Neutrum setzt jedes Adjectivum in die allgemeine Sphäre des Dinges; daher kann jedes Adjectivum im Neutrum substantivisch gebraucht werden; Masculinum und Femininum üben nicht diese Function. Darum muss repetundarum eine Ellipse sein; ebenso dextra und sinistra, weil das Femininum nicht erlaubt, den allgemeinen Begriff des Dinges zu denken, sondern ganz bestimmt ein feminines Wort zur Ergänzung fordert, dagegen niemals ein neutraler Ausdruck elliptisch gefasst zu werden braucht.

Verwandt mit der Anakoluthie ist

5) Die Constructio κατὰ σύνεσιν. Die Begriffssphäre bleibt, aber die Wortform, z. B. in genus, numerus etc. ändert sich.

Ich füge hier einen Satz an, der zwar nicht ganz genau unter unsre Forderung fällt, aber doch ganz verwandt ist, und dessen Nichtbeachtung

ganz besonderen Schaden bringt; er gibt nur eine Anwendung des früher ausgeführten Unterschiedes zwischen Bedeutung und Verwendung der Worte: „Wenn in Commentaren zu lesen ist: ein Wort steht für das andere, so ist dies ein Zeichen, dass der Erklärer sich etwas deutliches nicht gedacht hat, denn es ist Thorheit zu sagen, man könne ohne weiteres ein Wort für das andere setzen; es kommt darauf an zu zeigen, wie das Wort, welches für ein anderes stehen soll, in der Nuance verwendet werden kann, die an der betreffenden Stelle anzunehmen nothwendig ist."

Beispiele 1) Velleius I, 2, 4. Ea tempestate et Tyria classis etc.

In tempestas steigert sich der Begriff der Zeit, sodass sich damit verbindet, was in der Zeit geschieht, concreter aufgefasst ist es die Vorstellung einer bestimmten Zeit in ihren Erscheinungen. So heisst der Sturm tempestas, die bange, drohende, gewaltige Zeit, die man auf dem Meere oder sonst wie erleidet. Ebenso die Jahreszeit, die Zeit, die in einer bestimmten Weise sich darstellt, hac tempestate anni, wo die Blumen blühen, oder das Korn reift, oder die Traube gekeltert wird. Eine solche prägnante gewichtige Bedeutung ist hier nicht vorhanden, ebenso allgemein gebraucht kommt tempestas auch bei Cicero vor; aber immer ist es ein gehobener, feiner Ausdruck, das Ethos des Stiles hebend. Wer hier nun einfach sagt tempestas steht für tempus, hat von dem sprachlichen Vorgange nicht die geringste Vorstellung."

2) Aristophanes aves 165 ff. Peisthetairos spricht zum Wiedehopf:

μὴ περιπέτεσθε πανταχῇ κεχηνότες·
ὡς τοῦτ' ἄτιμον τοὔργον ἐστίν . αἰτίκα
ἐκεῖ παρ' ἡμῖν τοὺς πετομένους ἦν ἔρῃ etc.

166. *αἰτίκα* est 'statim'. Potest autem hic et alias sacpissime exprimi Latine 'verbi causa, exempli gratia'. Significat enim statim id, quod in promptu est sufficere ad rem demonstrandam: 'gleich'. Wer hier sich damit begnüge zu sagen, *αἰτίκα* stehe für 'zum Beispiel' verstehe nicht, warum *αἰτίκα* in solcher Bedeutung verwandt werden könne.

Wenn durch diese Auseinandersetzung vom Uebersetzen und vom Gebrauche grammatischer Kunstausdrücke die Ueberzeugung erweckt ist, dass der Philolog logischer und psychologischer Studien nicht entrathen kann, so würde ich glauben, das richtige Bild von Haupt's Erklärungsweise hervorgebracht zu haben. Wie soll Jemand das Wirken logischer und psychologischer Gesetze in der Sprache erkennen, wenn ihm diese Gesetze selbst unbekannt sind?

3) Gegen das logische Meistern.

Die dritte Forderung: „Man soll einen Schriftsteller nicht logisch meistern, sondern psychologisch verstehen," verlangt ein weiteres Ausholen. Sie ist nur eine Nuance des Gebotes, mit historischem Sinne an die Betrachtung fremder, besonders der alten Völker und Individuen heranzugehen; sie lehrt die Bedingungen verschiedener Sprachen, verschiedener Zeiten, verschiedener Individuen verstehen und zu würdigen; wer sich wirklich den Hermann'schen Satz zu eigen gemacht hat, eandem rem a diversis populis diversa ratione cogitari solitam esse, wird davor bewahrt sein, von seinem individuellen, durch allgemeine Ursachen der ganzen Zeitbildung und besondere seiner eigenen Bildung bedingtem Standpunkte ohne Bedenken zu urtheilen; er wird überlegen, dass genau dieselben beiden Bedingungen jedes Erzeugniss geistiger Thätigkeit hervorgebracht und beschränkt haben, welche sein eigenes Ich hervorbrachten und beschränkten. Unser eigenes Sprechen, ja oft auch das Handeln, geht nicht in der graden, vom logischen Gedanken vorgeschriebenen Richtung vorwärts, allerlei fremder Stoff drängt oft von ihr ab. Dasselbe müssen wir bei den Alten voraussetzen. Daraus ergibt sich die Forderung, zunächst zu betrachten, was das Produkt freier Entwicklung ist, und was nur unter Hemmnissen oder durch Hemmnisse zu Stande gekommen ist. Diese Betrachtung macht das Urtheil ganzer Völker wie Einzelner gerecht, gerecht z. B. gegen die römische Poesie im Verhältniss zur Griechischen, gerecht in der Beurtheilung des Horaz etwa im Vergleich mit den griechischen Lyrikern.

Poesie und Prosa.

Bei der Betrachtung nun von Sprachdenkmälern ist die erste Forderung, die Unterschiede zu beobachten, welche durch alle Zeiten hindurchgehen, die Unterschiede der Gattungen der Rede. Wer sich nicht immer lebendig bewusst ist, wie oft dasselbe, was in der einen erlaubt ist, von der andern verboten wird, wer nach einem Masstabe misst, was in seiner Verschiedenheit betrachtet sein will, wird in den Fehler logischen Meisterns verfallen. Vor allem ist zu achten auf den Unterschied poetischer und prosaischer Rede [1]).

Leider liegen uns nur andeutende Aeusserungen Haupt's vor, aber auch so von hohem Werthe. Ein unterscheidendes Merkmal, das man

[1]) Ueber Poesie und Prosa ist nachzulesen ein Aufsatz von Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie VI, 285—352.

zwischen diese beiden Gattungen etwa wie einen trennenden Strich ziehen könnte, hielt auch er für nicht vorhanden, nur gewisse Hauptabsichten erschienen ihm entscheidend. Leider lag, obwohl er viele metrische Einzelbeobachtungen gemacht hat, ein so wichtiges Merkmal, wie Rhythmus und Metrum ist, seinen Interessen fern, und darum hat er auch nie erschöpfend in seinen Vorträgen darüber gesprochen; desto lebhafter traten andere Gesichtspunkte in den Vordergrund, Gesichtspunkte von weiterem Horizonte, als ihn die Beobachtung des Metrums eröffnet; denn nicht das Metrum allein macht den Dichter.

Poesie der Sprache.

Der Grundunterschied ist nach ihm, dass die Poesie ihren Quell in der Empfindung, der Leidenschaft hat und in ihrem Ausdrucke auf die Anschauung wirken will; die Prosa dem reflectirenden Verstande entspringt und darum vor allem das logisch Nothwendige gibt. Darum ist die Poesie, wie die Sprache ein ursprüngliches Gemeingut der Völker; es gibt einen Zustand, in welchem die Reflexion noch ganz von der Empfindung überwogen wird, wo die Sprache an sich schon Poesie ist. „Die Poesie (opp. III. 139) ist ein Gemeingut der Völker; sie ist dem Menschen von Anfang mitgegeben, von Anfang an in ihm thätig gewesen. Gestellt in die sinnliche Welt, ihren mächtigen Eindrücken hingegeben, ihr verwandt und zugehörig, findet er für das, was nur in seinen Wirkungen in die Sinne fällt, im Sinnlichen für das Unbewegte und Leblose ein Gleichniss. Das ist die unbewusste Poesie, die sich regt und die Rede der Menschen durchdringt, ehe die Dichtung, ein Gleichniss in höherem Sinne, in zusammenhängenden Formen sich gestaltet, die Poesie der Sprache, die immer mehr erblasst, und immer weniger gefühlt wird, je mehr das geistige Leben sich entwickelt und die ursprünglich lebendig empfundenen farbigen Bilder nur noch als herkömmliche Formeln und Zeichen für Begriffe braucht.

Die Dichtkunst weckt diese Sprache wieder auf, und in wie verschiedenen Tönen sie auch erklingen mag, sie dringt nicht gebunden an Zeit und Raum in die Gemüter der Menschen, weil sie aus der allgemein-menschlichen Empfindung hervorgeht. Weil sie in ihrem innersten Wesen auf das allgemein Menschliche gegründet ist, lebt die Dichtung durch alle Wandlung der Zeiten hindurch als ein dauerndes Gemeingut der Menschheit, und das ist niemals ein Gedicht gewesen, das es nicht immer und zu allen Zeiten bleibt.“ Siebenundzwanzig Jahre früher schon finden sich diese Gedanken in einer Recension der Rückert'schen Uebertragung des Schi-king: „Das Gewahren des Gleichartigen in der Poesie fremder Völker weist auf die ewigen Gesetze hin, nach denen die Natur fest und eins in beweglicher Mannigfaltigkeit aus dem Erdboden Gras

und Blumen, und aus dem Gemüte der Menschen Worte und Lieder hervorgehen lässt."

Hier ist besonders wichtig der Satz: „Die Dichtkunst weckt diese Sprache wieder auf." Somit ist dichterisch, was ähnlich wie die Sprache in ihren Anfängen, in sinnlicher Anschaulichkeit des Ausdruckes sich an die Phantasie wendet. Ein echter Dichter steht den Dingen mit ähnlicher Auffassungskraft gegenüber, wie die Menschheit bei dem Werden der Sprache, und weiss diese unmittelbare Anschauung auch in seinen Hörern zu erwecken, wie man andrerseits die Sprachschöpfung eine kühne Dichtung genannt hat.

Dichterische Gleichnisse.

Ich erinnere mich, dass er diesen Gedanken in einer Richtung ausführte, in Hinsicht auf die Gleichnisse der dichterischen Sprache. „Bei Erklärung eines dichterischen Ausdrucks kommt alles darauf an, das tertium comparationis zu finden, aus dem der Ausdruck geflossen ist. Niemals wird ein gesundes Gleichniss anders zu verstehen oder wenigstens nachzuempfinden sein, als durch Auflösung der Analogie der Erscheinung, die in dem Gleichnisse sich ausspricht. So sind Gleichnisse immer, wenn es entstandene sind, nicht gemachte. Die Göthe'schen Gleichnisse erwecken stets gleichsam eine Erinnerung, so dass man die Anschauung unmittelbar nachempfindet. Das scheinbar Aeusserlichste geht bei ihm aus lebendigster Anschauung und reinster Empfindung hervor; keinen Gedanken gibt es bei ihm, der erst nachträglich zum Gleichniss, kein Gleichniss, das erst nachträglich zum Gedanken hinzuerfunden wäre." So citirte er gern die Verse:

Göthe.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniss aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Oder die Schilderung aus der Zueignung:

Und wie ich stieg, zog von dem Fluss der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfliessen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blick's sollt' ich nicht mehr geniessen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Besonders das erste lässt die Wahrheit von Haupt's Wort empfinden: „Der Dichter, der ein Gleichniss braucht, wird im Innersten getroffen von der Analogie einer sinnlichen Erscheinung."

Das folgende Beispiel kann ich ohne kritische Zuthat nicht geben, die zwar das Gesagte nicht direct erläutert, aber doch zeigt, in welcher Weise Haupt's Anschauungen von dichterischer Sprache auf seine Kritik von Einfluss waren. In der Elegie an Manius Allius, dem Gedichte voll tiefer und schmerzlicher Empfindung, dankt es Catull dem Freunde, dass er ihn gerettet habe, als sein Herz in Liebesleid versunken war. Er schildert seinen Schmerz (LXVIII, 53 sqq.): Catull.

Cum tantum arderem quantum Trinacria rupes
lymphaque in Oetaeis Malia Thermopylis,
maesta neque adsiduo tabescere lumina fletu
cessarent tristique imbre madere genae,
qualis in aërii perlucens vertice montis
rivus muscoso prosilit e lapide,
qui cum de prona praeceps est valle volutus,
per medium sensim transit iter populi,
dulce viatori lasso in sudore levamen,
cum gravis exustos aestus hiulcat agros.

„Es zeigt sich an dieser Stelle die doppelte Wesenheit des Catullus: künstliche Nachahmung der gelehrten Alexandriner in der Heranziehung der warmen Oetäischen Gewässer, und in dem darauf folgenden prachtvollen Gleichnisse ein wahrhaft grosses Dichtergenie.

mons aërius] natürlich hoch in die Luft ragend.

de prona valle] eine abgeschmackte Conjectur ist de prono colle: „Wenn ein Quell auf einem hohen Berge entspringt, und nachdem er von dem Hügel herabgeflossen ist"; de prona valle bedeutet: durch eine abschüssige Bergschlucht.

sensim — populi] überliefert statt sensim ist densi; ohne Frage ver-

derbt, densus populus kann nie etwas anderes sein, als 'dicht zusammengedrängtes Volk'; wenn man densi populi iter erklärt 'ein Weg, auf dem viele Menschen gehen, ein belebter Weg', so ist das Bild schwächer als densi verlangt. Und selbst diese schwächere Erklärung, wäre sie der Wortbedeutung gemäss, würde dem Sinn der ganzen Stelle widerstreiten. Der Bach, der von dem Berge durch eine Schlucht hinabstürzt, soll sein 'dulce viatori lasso in sudore lemamen, cum gravis exustos aestus hiulcat agros'. Nicht dem Buchstaben, aber unwidersprechlich der Sache nach ist es für jedes richtige Gefühl und poetische Urtheil, dass der Dichter unmöglich an einen Wanderer auf belebter Strasse (um densi populi so auszudrücken) gedacht hat, sondern an einen einsamen Wanderer. Densi populi zerstört Zusammenhang und Schönheit des Bildes. Wo dicht gedrängtes Volk geht, und selbst wo eine belebte Strasse ist, da sind Wohnungen der Menschen nicht weit, und dadurch würde die Bedeutung des Baches als ersehnte Labung für den Wanderer geschwächt. Von allen Kritikern hat allein Huschke gesehen, dass die Stelle verderbt ist. Allein sein scopuli ist verfehlt. Er verbindet per medium densi scopuli und transit iter, ganz hart. Jeder wird medium iter verbinden. — scopuli iter zu nehmen für iter scopulosum ist gegen Catulls Sprache. — Iter, als Nominativus, mit verändertem Subjecte: auch das ist hart und uncatullisch — und, man mag es nehmen, wie man will, scopuli stört den Fortschritt des Bildes. Was sollen Klippen und Felsen, wenn der Bach schon durch eine Thalschlucht herabgekommen ist? Vielmehr wird Fortschritt des Gleichnisses verlangt. Ich beharre[1]) bei sensim (Quaest. Cat. 87 ff. = opp. I, 63). Sensim heisst 'so dass man es merkt'; daher oft = 'allmählich, nach und nach', allein zuweilen auch blos 'langsam'. Plautus Cas. 4, 4, 1, sensim super attolle limen pede, nova nupta. Phaedrus 4, 17, 9, parce gaudere oportet et sensim queri. Plinius paneg. 23, gratius tamen quod sensim et placide et quantum respectantium turba pateretur, incederes. Hierin liegt nun eine deutliche Bezeichnung der Ebene. Der Quell springt auf hohem Bergesgipfel hervor, stürzt sich in eine Thalschlucht herab und fliesst beruhigt und langsam, und durchschneidet einen Weg, der iter populi bedeutsam heisst; denn auf Bergen sind calles und semitae, Pfade, kein iter; nun passt der Wanderer, dem der Bach süsse Labung gewährt, und der Vers 'cum gravis exustos aestus

---

[1]) Die äusserliche Wahrscheinlichkeit der Emendation weist er in den quaestiones also nach (opp. I, 65): „sensi et densi vocabulorum eo facilior erat permutatio, quo saepius viderant librarii adiectivum, quod ad substantivum nomen in fine pentametri positum pertineret, in medio versu aequabili verborum structura veluti e regione collocatum esse."

hiulcat agros' bezeichnet nicht blos die Zeit, sondern zugleich die Scene und gehört zum vollständigen Bilde. Der Punkt der Vergleichung liegt nur im Anfang des Gleichnisses; von cum an Ausführung des Bildes, ablenkend von dem, was eigentlich hier die Hauptsache ist, Catull's Leid und Kummer. Hierdurch unterscheiden sich die Gleichnisse eines Gedichtes von den auch in prosaischer Rede zur Verdeutlichung angebrachten. Prosaische Gleichnisse. Diese begnügen sich dem Zwecke gemäss damit, dass sie den Vergleichungspunkt angeben; ein poetisches Gleichniss kann abschweifen, fortschreiten. Und darin liegt eine grosse Schönheit. Bilder werden dem Geiste vorgeführt, wie in einem Spiele. Eine solch' abweichende Form ist natürlich auch nicht die ursprüngliche, volksmässige. In den Nibelungen sind sie kurz, z. B. sam der liehte mâne vor den sternen stât; ebenso bei Walther und Wolfram. Nur ein mittelalterlicher Dichter macht davon eine Ausnahme, Dante, aus Nachahmung des Virgil, den er aber übertrifft. Die Römer haben die ausgeführten Gleichnisse aus der ionischen Epik, aber auch hier kommen sie häufig nur in den späteren Liedern vor. Ionische Epik. Im ersten, früheren Liede gibt es nur drei ganz kurze Gleichnisse; dagegen im zweiten eine ganze Zahl der wundervollsten ausgeführten [1]). Es zeigt sich darin eine unschuldige Freude an den Dingen, die selten etwas nennt, ohne ihm eine schöne Seite abzugewinnen. Die Griechen, welche die ausgeführten Gleichnisse lieben, hatten Lust am Sinnlichen, an der Erscheinung und am Geschehen."

In unserem Falle würde der den Dichter logisch meistern, der ihm diese Abschweifung zum Vorwurfe machte.

Ganz in dieser Gedankenrichtung liegt eine andere Ausführung über Gleichnisse. Properz I, 3, 1 sqq. heisst es:

Qualis Thesea iacuit cedente carina
languida desertis Gnosia litoribus,
qualis et accubuit primo Cepheia somno
libera iam duris cotibus Andromede,
nec minus adsiduis Edonis fessa choreis
qualis in herboso concidit Apidano,
talis visa mihi mollem spirare quietem
Cynthia non certis nixa caput manibus.

[1]) In den Zusätzen zu Lachmann's Betrachtungen über die Ilias (p. 103) spricht Haupt diesen Unterschied schon aus: „Wenn auch der Dichter [des zweiten Liedes] hier am Ende seines Liedes sicherlich des Ueberflusses an Bildern zum Theil zu entledigen ist, an ausgeführten Gleichnissen hat er seine Freude (87. 147. 209. 393.), und dies unterscheidet ihn wesentlich von dem Dichter des ersten Liedes, der in ungefähr gleicher Verszahl nur zwei kurze unausgeführte Vergleichungen hat."

Geographische Namen.

Zur Erklärung, warum gerade der Apidanus in dem Gleichnisse von der Bacchantin gesagt wird, führte Haupt aus: „Mit geographischen Namen in Gleichnissen der Dichter wird ein Schmuck bezweckt; sie haben eine Bedeutung in der Poesie, indem sie den Schein der Wahrheit erregen. Jede poetische Gewohnheit, alles, was in der Poesie Herkommen und Sitte ist, hat ursprünglich nothwendige Anlässe. Wenn ein Dichter irgendwelchen geographischen Namen nennt, der bei ähnlicher Gelegenheit in ähnlichem Gleichnisse oder ähnlicher Schilderung herkömmlich ist, so thut er es in überkommenem Stile. Aber der Sänger, der es zuerst that, hatte einen bestimmten Anlass. Ilias B, wo bei der Schilderung des Hinzuströmens der Achaeer zur Versammlung die Gleichnisse sich drängen, werden unter Anderem die wimmelnden Schaaren der Griechen mit den Vogelschaaren verglichen, die sich um den Kaystros drängen, auf der Asischen Aue. Der Sänger, welcher dieses Gleichniss zuerst machte, hatte eine Anschauung von diesem Vögelgewimmel auf der Asischen Aue am Kaystros und setzte bei seinen Zuhörern eine Anschauung voraus; er war Heimatsgenosse und dichtete für Heimatsgenossen. Das sind immer die ersten Verwendungen der geographischen Gleichnisse, unmittelbar aus der Anschauung geschöpft und unmittelbar auf Anschauende wirkend. Ob der Sänger des Liedes, welches wir jetzt in der Ilias haben, es schon überkommen hat, wissen wir nicht. Dass aber Virgil, der diese Stelle nachahmt, sie aus dem Homer hat, dass wissen wir. Der grössere Eindruck auf uns macht die bestimmte Vorstellung, wiewohl wir nie am Kaystros gewesen sind, das Gleichniss also, welches die Namen nennt. Man empfindet, indem man diese Namen hört, dass dies doch etwas ganz besonderes sein muss."

Lucretius.

Ward im vorletzten Beispiele der Unterschied zwischen Poesie und Prosa in Bezug auf einen bestimmten Punkt schon hervorgehoben, so geht das folgende auf diesen Unterschied noch genauer ein. Lucrez I, 928 sqq. heisst es:

— — iuvatque novos decerpere flores
insignemque meo capiti petere inde coronam,
unde prius nulli velarint tempora musae:
primum quod magnis doceo de rebus et artis
religionum animum nodis exsolvere pergo,
deinde quod obscura de re tam lucida pango
carmina, musaeo contingens cuncta lepore.

„primum, deinde, sagte Haupt im Seminar, ist nicht poetisch. In der Poesie kommt es niemals darauf an, durch Aufzählung der Vollständigkeit oder die Ordnung der Gedanken zu documentiren, sondern Vorstellungen zu erregen soviel als möglich. Sie zählt also nicht, obwohl

sie grosse Zahlen liebt, nicht um mathematische Begriffe festzustellen, sondern um den Eindruck der grossen Zahlen zu machen; so reden wir von tausend Sternen, tausend Grüssen. Lucrez aber ist zu entschuldigen: er steht 1) am Vorabende der classischen Ausbildung des poetischen Stiles der Römer; 2) schreibt er ein didaktisches Lehrgedicht, wo solche Aufzählungen bisweilen nothwendig sind; dies wirkt dann auch zurück auf Stellen, wo er es besser nicht gethan hätte.

930—950 bildet eine einzige Periode. Auch dies nicht poetisch: Die römische Poesie verdankt ihre Ausbildung der genaueren Richtung auf das was der poetischen Rede ziemt, während die alte Poesie bis zum Ausgange der Republik schwankt zwischen Poesie und Prosa. Solche lange Perioden wie 930—950 sind aber der Prosa angemessen, nicht der Poesie. Noch Catull hat am Anfange des Gedichtes auf das Haar der Berenike eine vollständig rhetorisch gegliederte, lange Periode."

Die weitere Ausführung unsres leitenden Gedankens wird fruchtbarer werden, wenn sie an die concreten Fälle sich anschliesst, als wenn sie in allgemeinen Betrachtungen sich ergeht. Haupt's Vorlesungen wurden alle von der historischen Betrachtungsweise beherrscht und geleitet, und hatten zum Ziel auch in den Zuhörern den historischen Sinn zu wecken und zu bilden. Ein feines aesthetisches Gefühl, besonders für sprachliche Darstellung war ihm von Natur eigenthümlich und ward von ihm zu bewussten Grundsätzen ausgebildet und angewandt. Sein freier Standpunkt und sein weiter Blick wird sich bei dieser Betrachtung am deutlichsten zeigen.

Zuerst gilt es bei der Erklärung einer Dichtung (oder allgemein eines sprachlichen Kunstwerkes) die allgemeinen Bedingungen kennen zu lernen; damit ist in der Regel schon die Dichtungsart mit gegeben; dazu, und hierin lag Haupt's ganz besondere Virtuosität, muss die Erkenntniss der Individualität der Dichter kommen.

Beide Factoren, die allgemeinen Bedingungen der Zeit, und ihre Wirkung auf ein besonderes Dichtergemüt, geben zusammen die historische Erkenntniss. Dies gilt vom Inhalt der Dichtung ebenso wie von ihrer sprachlichen Form. Dasselbe Gesetz gilt für die Erklärung der verschiedenen Dichtungen eines Dichters: es kommen in Betracht die Dichtereigenthümlichkeit im allgemeinen, die speciellen Veranlassungen und Stimmungen, welche die einzelnen Dichtungen hervorbrachten.

Kritik und Exegese.

Wir blicken am Schlusse dieses Abschnittes noch einmal auf den Anfang zurück, um es noch einmal auszusprechen, dass Kritik und Exegese unzertrennlich verbunden sind; dass das Verständniss eines Schriftstellers die Bedingung ist, wahre Kritik an ihm zu üben; dass andererseits erst

die methodisch geübte Kritik die Wege zu dem vollen [1]) Verständniss eröffnet. Wer Kritik üben wollte, ohne sich in die Individualität seines Autors eingelebt zu haben, würde Anstoss nehmen, wo er es nicht sollte, und wo er einhalten müsste, ohne Anstoss vorübereilen; wer erklären wollte ohne Kritik, würde die Entstellungen der Zeit für das Echte halten, keiner von beiden würde das Ziel des vollen Verständnisses erreichen: „Ita enim, sind Gottfried Hermann's Worte (praef. ad acta Soc. Graec. XXI), coniunctum est critici atque interpretis officium, ut qui non utroque aeque valeat, non magis possit recte procedere quam qui altero pede claudicans alterum quoque aegre promovet."

[1]) Ueber das volle Verständniss im Gegensatz zum ungefähren vgl. Hermann's auf p. 76 in der Note angeführte Worte.

III. Anwendung der Methode auf einzelne Gebiete der Philologie.

A. Griechische Dichtung.

1) Volkspoesie.

Haupt's Jugend fiel in eine Zeit, da viele der Ideen, deren Ausbau uns noch heute beschäftigt und noch lange beschäftigen wird, zum Theil erst auftauchten, zum Theil doch erst eine deutlichere Gestalt erhielten; die Entstehung der Sprache, der Unterschied von Volks- und Kunstpoesie, speciell die Entstehung des Epos waren Gegenstand lebhafter Discussionen, und Haupt vertiefte sich mit der vollen Lebhaftigkeit jugendlicher Begeisterung in dieses letztere Problem. Eindringende und ausgedehnte Sprachstudien setzten ihn in den Stand, durch die Vergleichung verschiedener Völker allgemeine Normen sich zu bilden.

Vergleichende Betrachtung.

Unter den Recensionen der frühesten Zeit finden sich Besprechungen slawischer, schwedischer, spanischer Lieder und schon damals gelangte er zu den Grundsätzen, die er sein ganzes Leben lang festhielt: Fast alle Völker von einiger Culturentwicklung haben eine Periode, in welcher bei ihnen ein Epos[1]) entsteht. Darum ist diese Periode nicht gesondert bei einem einzelnen Volke zu behandeln; der Naturforscher betrachtet eine Species nicht blos in ihrem Sonderauftreten in einem einzigen Lande:

[1]) „Epischer Gesang, sprach er bei Gelegenheit von Tac. Germ. 2 (celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuistonem etc.), ist nicht blos bei den Deutschen die älteste Art geschichtlicher Ueberlieferung. Wie die Sage der strengen Geschichte vorhergeht, so ist epischer Gesang überall der Anfang der Erzählung und der Poesie."

ebenso soll der Philolog, der sich mit dem Epos beschäftigt, sich nicht auf das Vorkommen desselben bei einem einzigen Volke beschränken, sondern die Erscheinung beobachten, wo auch immer sie auftritt, um aus der zusammenstellenden Vergleichung [1]) Wesen und Gesetze der ganzen Gattung zu erkennen: „Das Epos muss in seinem Sein und Werden nach Naturforscherweise behandelt werden. Die analogen Fälle müssen gesammelt, und aus ihnen die allgemeinen Gesetze abgeleitet werden." So dachte er schon im Jahre 1835. In einer Besprechung der Rückert'schen Uebertragung des Schi-king aus diesem Jahre heisst es: „Fühlen wir uns durch das Fremdartige der Erscheinung angezogen, so erhöht sich unsere Theilnahme durch die entgegengesetzte Wahrnehmung einzelner Berührungen und Uebereinstimmungen mit längst gekanntem und geliebtem Eigenthume, und indem vertraute Erinnerungen unser Verständniss vermitteln, weist uns das Gewahrwerden des Gleichartigen auf die ewigen Gesetze hin, nach denen die Natur fest und eins in beweglicher Mannigfaltigkeit aus dem Erdboden Gras und Blumen, und aus dem Gemüte der Menschen Worte und Lieder hervorgehen lässt. Sowie die Sprachforschung zu der Tiefe, in der sie sicheren Grund findet und feste Wurzel schlägt, nur durch Sprachvergleichung hinabdringt, so bildet sich das vollere Verständniss der mit der Sprache nahe verwandten Erscheinungen des Mythus und der Poesie nur aus Vergleichung [2]) reichlichen Materials hervor."

---

[1]) Eine solche Vergleichung hat in Hinsicht auf die Zeit, da epische Dichtung entsteht, skizzirt Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde I, 9—11): „Ueberall, wo es eine Heldensage und epische Dichtung gibt, haftet sie an der grössten und entschiedensten Epoche im Leben eines Volkes." Dieser Gedanke wird durchgeführt bei den Finnen, den Südgermanen, den Franzosen, den Spaniern, den Russen, den Serben, den Kelten in Irland und Britannien, den Ostiraniern, den Griechen. Auch sonst bietet das Buch viele Vergleiche griechischen und deutschen Alterthums, z. B. wird p. 58 die Wanderung der Odysseussage mit der Wanderung der Nibelungensage verglichen, p. 32—46 behandelt 'den Odysseusmythus in Deutschland'. Ueber das volksthümliche Epos der Franzosen handelt Tobler in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft IV, 139—210, vgl. auch das grössere Werk von Gautier, les épopées Françaises; das finnische Epos Kalewala hat Lönnrot 1832 aus Einzelliedern zusammengestellt, leider ohne genaue Rechenschaft seines Verfahrens, über das russische Volksepos handelt Bistrom Ztschrft. V, 180—205 und VI, 132—162. Eine Theorie des Epos, nach vergleichender Methode, stellt Steinthal auf in der Zeitschrift V, 1—57, mit vielen Verweisen auf verwandte Erscheinungen.

[2]) Eine praktische Anwendung dieses Grundsatzes hat er schon 1834 gemacht, ausgehend vom französischen Epos, wenn auch auf falscher Fährte. „Sehr merkwürdig auch für die classischen Philologen, zumal die, welche sich mit den Homerischen Gedichten beschäftigen und sich nachgerade nicht *mehr in* ihrem Gebiete werden einhegen können, ist es, dass nicht nur die

Schon damals aber war er ein zu guter Philolog, als dass er nicht gleichzeitig vor der oberflächlichen Vergleichung hätte warnen sollen: „Schnell und leicht dringen freilich diejenigen zu ihrem Ziele, die in einigen Abstractionen den Schlüssel aller Geheimnisse zu finden glauben; aber vor solchen kahlen Dürftigkeiten flieht die Fülle des Concreten."

Besonderen Werth legte Haupt auf die Vergleichung mit dem deutschen Epos: „Das deutsche Alterthum, sprach er in seiner academischen Antrittsrede (opp. II, 2), lässt durch Gegensätze und durch Analogien die Welt der Griechen und Römer deutlicher und lebendiger erkennen. Ich habe vornehmlich durch Betrachtung analoger Erscheinungen das Wesen und die Geschichte des Epos, die sich vor dem einseitigen Blicke verschliessen, zu deuten gesucht, mehr freilich in mündlicher Lehre als in Schrift." Er hat zu wiederholten Malen nach und nebeneinander über die Ilias und die Nibelungen, und in andrer Zusammenstellung über Wolframs Parzival und die Ilias gelesen. Es lässt sich ermessen, wie reich an Analogien das erste, wie reich an instructiven Gegensätzen das zweite Vorlesungspaar gewesen sein wird; in dem mir vorliegenden Heft über die Ilias hat er nur an einigen Stellen [Nibelungen] in Klammern hinzugefügt, die Ausführung dem mündlichen Vortrage überlassen.

In dieser vergleichenden Behandlung des Epos zeigt sich Haupt seinem Freunde Lachmann besonders verwandt. Wer freilich nur dessen Betrachtungen über die Ilias liest, wird wenig davon merken, weil sich Lachmann hier mit Absicht auf das griechische Epos beschränkt; schon die Abhandlung aber über die Nibelungen, und noch mehr die Briefe an Lehrs und an Wilhelm Grimm zeigen[1]), wie ihn vom Anfang an der Gedanke leitete, dass die Frage nicht über ein einzelnes Epos Lachmann.

---

beiden von Hrn. Monin benutzten Handschriften des „Roman de Ronceveaux" häufig von einander bedeutend abweichen, sondern dass sogar eine und dieselbe Handschrift eine Situation oft mehrmals hintereinander wiederholt, besonders an Stellen, wo ein kräftiges poetisches Moment eintritt. Diese Erscheinung, die sich in den homerischen Gedichten bei den Gleichnissen oftmals findet, führt nothwendig auf Hrn. Monin's Ansicht, der diese Ueberfülle der Darstellung aus der Zusammenhäufung einzelner, einander oft paralleler Lieder zu einem Ganzen erklärt." Es lässt sich hiernach denken, mit welcher Freude er drei Jahre später in Lachmann's Betrachtungen über die Ilias seine Forderung erfüllt gesehen haben wird. Gegen die gezogene Folgerung spricht sich Tobler aus l. l. 167, 168.

[1]) Die Briefe an Lehrs stehen bei Friedländer, die homerische Kritik von Wolf bis Grote (Berlin 1853) in der Einleitung, und ausführlicher noch bei Kammer, die Einheit der Odyssee etc., der sehr wichtige Briefwechsel mit Wilhelm Grimm in Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie II, 193 f. 343 f. 515 f.

zu stellen sei, sondern zuletzt auf ein Allgemeines, die Geschichte des Epos überhaupt sich richten müsse.

Was eine noch zukünftige Geschichte des griechischen Epos würde darstellen müssen, hat Lachmann selbst auf der ersten Seite der Betrachtungen über die Ilias hingestellt: den Ursprung und die Ausbildung der troischen Sagen, die Entstehung von Liedern über die troischen Begebenheiten und die Entstehung der beiden homerischen Gedichte. Für eine solche Geschichte hielt er aber die Zeit noch nicht für gekommen; Vorarbeiten schienen ihm unerlässlich, und mit dem ihm eigenen, unvergleichlich klaren Blicke für das methodisch zunächst Nothwendige ging er unverweilt selbst an die Arbeit, indem er die Aufgabe zerlegte und von dem πρότερον πρὸς ἡμᾶς, den Epen in der vorliegenden Gestalt begann. Er untersuchte nur das eine, in welchem Verhältnisse die erkennbaren Theile der Ilias zu einander stehen (p. 86).

Haupt hat in der Rede auf Lachmann (vgl. oben p. 43) selbst dessen Methode geschildert: „Homericorum carminum originem atque vicissitudines cum egregius vir Fridericus Augustus Wolfius summatim disputatione conplexus esset admirabili, nemo ante Lachmannum inventus est qui quaestionem a Wolfio quadam laboris inpatientia derelictam ita ut fieri par erat repeteret et monstratam ab eo viam recte persequeretur: sed extiterunt qui rei novitate capti difficillimam rem opinando perfici posse existimarent temereque coniciendo et alucinando ingeniosi sibi esse viderentur: alii dum Homerum scilicet suum, id est fallacem eius imaginem quam pueri mente conceperant, superstititione venerantur et ineptissima quaeque aut non sentiunt aut excusare conantur, nihil amplius effecerunt quam ut ridiculi fierent: alii, prudentiores homines ac doctiores, sed nimis subtiles et paene anxii, indagandam carminum Homericorum interpolationem nescio quot molimentis praeparaverunt: pauci partes quasdam quaestionis et animo ab opinationibus libero et accurata diligentia tractaverunt, inter quos praecipue Godofredus Hermannus commemorandus est: sed nemo ante Lachmannum id fecit quod ante omnia faciendum erat, ut constanti studio per totam Iliadem ea quae inter se conspirarent et cohaererent indagaret atque a diversis et disparilibus distingueret. In qua re versatus ille est acumine singulari, eorum quae apta aut inepta, similia inter se aut dissimilia ac repugnantia essent sensu atque intellegentia admirabili, tum illius rarissimae artis, qua ab necessariorum [1]) disputatione arcere solebat quod alienum esset aut simplicem argumentationem turbare posse videretur, exemplum numquam dedit luculentius. Itaque cum similium carminum conparatione quae de Iliade exposuit confirmare posset (diuturno

[1]) Vgl. p. 121.

enim studio vetustam populorum poesin epicam exploraverat), intra artissimos disputandi fines se continuit, multa aliis disceptanda reservans, sed necessaria et a quibus tandem aliquando ordiendum erat breviter et perspicue declarans. Ita factum est ut, quantum equidem intellego et totam quaestionem prudenti consilio ad capita rerum referret et summam veritatis adsequeretur ac demonstraret, in singularum autem rerum disputatione partim inveniret aut recta aut probabilia (nam de singulis quoque rebus multa mihi disputasse videtur verissime), partim viam monstraret qua certe pergendum esset: neque enim sperare licet umquam futurum esse ut in his antiquissimis carminibus omnia liquido explorentur."

Beschränkung.

Wie nun Haupt mit dem Freunde übereinstimmte in dem Grundsatze von der Nothwendigkeit vergleichender Methode, hielt er er doch ebenso eine solche Vergleichung nur für rathsam, wenn zuvor oder dabei die einzelnen Epen der verschiedenen Völker aufs Genaueste im Einzelnen untersucht würden, damit nicht oberflächliche Aehnlichkeit mit falschem Schimmer irre führe. Je freieren Blick der Forscher über ein weites Gebiet verwandter Erscheinungen hat, desto fruchtbarer wird seine Arbeit werden, wenn er sie einem speciellen Theile des grossen Feldes zuwendet. Allgemeine Betrachtungen allein aber sind fruchtlos[1]), oft schädlich. Sind doch die bewegenden Kräfte nur aus der Fülle des Concreten, in dem sie walten, erkennbar, nicht umgekehrt die Fülle der Concreten aus vorausgesetzten allgemeinen Kräften. Wie richtig diese Beschränkung ist, zeigen z. B. Kirchhoff's Untersuchungen über die Odyssee[2]); denn sie

---

[1]) 1835 in einer Recension von Lachmann's Ausgabe des Wolfram sprach er mit Entschiedenheit gegen solche Einseitigkeit hinsichtlich des deutschen Alterthums: „Endlich müssen wir der Litterarhistoriker gedenken, die in neuerer Zeit der altdeutschen Litteratur eine sogenannte philosophische Behandlung haben angedeihen lassen. Die Rechte der Philosophie bleiben ungekränkt, wenn wir uns gegen diese anspruchsvollen Versuche, die im Grunde ebensowenig philosophisch als historisch sind, unumwunden erklären. Jene philosophischen Historiker, trotz aller der scharfen Accente, die sie auf die Geltung des Concreten legen, in Abstractionen befangen, raffen die durch den ernsten Fleiss Anderer bisher gewonnene Kenntniss mit flüchtigem Dank für geleistete Dienste eilfertig zusammen, um sie nach ihrer Weise zurecht zu stellen; die Lücken dieser Kenntniss ahnen sie nicht oder füllen sie durch eigene Zuthat erfindsam aus."

[2]) Nach Kirchhoff ist die Odyssee „in der Gestalt, in der sie uns überliefert vorliegt, weder die einheitliche, etwa nur durch Interpolationen hin und wieder entstellte Schöpfung eines einzigen Dichters, noch eine Sammlung ursprünglich selbständiger Lieder verschiedener Zeiten und Verfasser, welche mechanisch auf einen chronologischen Faden gereiht wären, sondern vielmehr die in verhältnissmässig später Zeit entstandene planmässig erweiternde Bearbeitung eines älteren und ursprünglich einfacheren Kerns."

geben eine ganz andere Entstehungsgeschichte, als die blosse Liedertheorie sie bieten würde.

Die allgemeinen Voraussetzungen, mit denen Haupt selbst an die Betrachtung der Ilias und der Nibelungen heranging, hat er in mancher Recension und in der schon oft citirten Rede von 1848 entwickelt.

Volkspoesie und Kunstpoesie.

Volkspoesie. Ueber die Volkspoesie im Allgemeinen heisst es 1831 in der Recension einer Uebersetzung slawischer Volkslieder von Wenzig: „Wir finden wohl, dass Flüsse nach ihrer Vereinigung noch eine Strecke lang sich durch die Farbe ihrer Gewässer unterscheiden; endlich vermischen sich des Wellen und die Wasser vieler Bäche fliessen als ein mächtiger Strom dahin; er erfüllt uns mit Bewunderung; aber wir sehnen uns zu den friedlichen Bächen abgeschiedener Thäler zurück. Dieses Gefühl ist es, welches in diesen Zeiten, wo die allgemeine europäische Bildung ihre gleichmachende Wirkung mehr und mehr verbreitet, den Reiz des Heimischen und des Eigenthümlichen erhöht und den Volksliedern das lebendigste Interesse gewonnen hat. Volkslieder zu übersetzen ist vielleicht die schwierigste Aufgabe der Uebersetzungskunst. Denn während die Kunstpoesie selbst in ihren schwierigsten Formen und künstlichsten Spielen einem Uebersetzer dadurch erreichbar ist, dass er sich in schlimmen Fällen die Vertauschung oder Hinweglassung eines Beiwortes, ja eine vorsichtige Tonänderung des Gedankens oder des Bildes erlauben darf — ein Recht, dessen sich treue Gewissenhaftigkeit nicht leichtsinnig bedienen wird: so ist diese Vergünstigung bei Volksliedern immer bedenklich und zweifelhaft. Die Beiwörter sind meist stehende, die ganze Sprache bewegt sich in einem bestimmten Kreise, der nicht überschritten werden darf, ohne einen misstönigen Eindruck hervorzubringen; nicht weniger halten sich die Bilder in der Grenze, die ihnen eine lebendige und tiefe Betrachtung der Natur angewiesen hat; die Gedanken in ihrer duftigsten Zartheit, in ihrer erhabensten Pracht wurzeln alle in dem Boden eines einigen Volkslebens. Muss nun gleich der Uebersetzer überhaupt, um die Volkslieder in ihrem Wesen wiederzugeben, sich seiner conventionellen Cultur möglichst entledigen, sich ganz in die Einfachheit natürlicher Sitten und Zustände vertiefen, so leuchtet es doch ein, wie schwer es ist, in dieser Entäusserung und Anempfindung es so weit zu bringen, um in einzelnen Fällen, wo z. B. Reim oder Assonanz weder durch strenge Treue erreicht, noch ohne Zerstörung des gleichmässigen Eindruckes aufgegeben werden kann, eine leise Aenderung des Ursprünglichen wagen zu dürfen. Und dennoch, da wir einmal im Leben der Surrogate nicht entbehren können, wie denn eine Uebersetzung selbst ein Surrogat ist, und ein

Surrogat eine Uebersetzung des Wünschenswerthen in das Mögliche, so werden wir den Uebersetzer von Volksliedern von dieser Hülfe nicht ausschliessen, wohl aber ihm die höchste Vorsicht anempfehlen und im Falle des Gelingens ein bedeutendes Lob spenden müssen. —

Darin zeigt sich eben das Wesen der Volkspoesie, dass in dem Liederstrome, in welchem sich das Volksleben ergiesst, die Individualität des Einzelnen untergeht. Der Begriff eines Dichters (als Erfinders) gehört überall der Zeit an, wo eine Kunstpoesie entstanden ist, die frühere kennt nur ἀοιδούς, nicht ποιητάς. Wenn daher gegen Niebuhrs Annahme altrömischer poetischer Lieder eingewendet worden ist; die lateinische Sprache habe ja nicht einmal ein Wort für den Begriff eines Poeten, da vates ursprünglich ein Wahrsager sei, so zerfällt dieser Einwand mit manchen andern in nichts."

Ueber das Volksepos im besondern heisst es opp. I, 245: „Das echte Epos beruht auf einer Stufe der Bildung, von der unsere Zeit weit entfernt ist, und es hat lange gedauert, ehe man sich in das eigenthümlichste Wesen des alten volksmässigen Epos, ja ehe man das eigenthümlichste als solches überhaupt wahrnahm. Frühe hat diese Entfremdung begonnen, im Alterthume selbst sobald an die Stelle der alten einfachen und allgemeinen geistigen Zustände die Mannigfaltigkeit individueller Bildung getreten war. Wie die Alexandriner sich mit epischer Poesie Mühe gaben, in äusserlicher Nachahmung der homerischen Gesänge und ohne Erkenntniss der Kluft, durch welche Volkspoesie von der Dichtkunst eines gelehrten Zeitalters, in dem das Individuelle vorherrscht, geschieden ist, ebenso glaubte Virgil durch seine Aeneis die homerischen Lieder seiner Landesgenossen als durch etwas Gleichartiges zu ersetzen. Und wirklich hat die Aeneis viele Jahrhunderte hindurch dafür gegolten. Es ist noch nicht lange her, dass man das virgilische Epos nicht nur seinem Wesen und seiner Geltung nach dem homerischen gleichstellte; man stellte es wohl höher, eben weil der Sinn für das Volksmässige nicht geweckt war. Es hat zwar niemals an Männern gefehlt, die wie Lessing es fühlten und zeigten, wie sehr die homerischen Gedichte an natürlicher Frische und ursprünglicher Schönheit den Nachahmungen späterer Zeiten überlegen seien: dass beide Arten des Epos nicht blos durch den Grad der Schönheit und Vollendung, sondern durch den verschiedenen Boden, aus dem sie hervorgingen, durch die Weise der Entstehung und durch ihr eigenthümlichstes Wesen von einander getrennt sind, das ist erst spät und allmählich zu Tage gekommen, ja diese Erkenntniss ist in der That erst von der neuesten Zeit gewonnen worden, und sie ist zu grossem Theile das Ergebniss der Betrachtung mannigfaltiger Analogien, durch die endlich die Augen für die volksmässige erzählende Dichtung aufgethan wurden. Volksepos.

Analogien. Schon Wolf's Ansicht von der homerischen Poesie lässt einigen Einfluss der Betrachtung solcher Analogien erkennen, die freilich erst seitdem in reicher Fülle zu Tage gefördert worden sind. Aber wie er es verschmäht hat, seine Ansicht in genauerer Untersuchung des Einzelnen, die seiner Unlust unthunlich schien, durchzuführen, so hat er es auch nicht geahnt, in welchem Grade eine Kritik der homerischen Gesänge durch die, von ihm eben unwillkürlich mitangeregte Betrachtung verwandter Erscheinungen im Ganzen Bestätigung und in der Anwendung auf das Einzelne Erleichterung finden würde. An den verwandten Erscheinungen gehen noch heute viele, die sich mit den homerischen Gedichten und den Wolfischen Ansichten grosse Mühe geben, gelassen vorüber. Ihre Mühe bringt daher auch keine rechte Frucht. Sie heften ihren Blick auf die einzelne Gestalt der homerischen Poesie, während sie rechts und links Ergänzung und Erklärung in Menge finden könnten. So wird mit grosser Anstrengung und grossem Aufwande beschönigender Entschuldigungen Einheit des Planes der Ilias nachgewiesen und daraus wird der Schluss gezogen auf einen Dichter, der diesen Plan ersonnen und ausgeführt habe und dessen Werk höchtens durch grössere Zusätze entstellt sei. Oder man sträubt sich die homerische Poesie als reine Volksdichtung gelten zu lassen, weil sie durch ausgebildete Feinheit und gleichmässige Schönheit der Formen weit absteht von dem, was gewöhnlich Volkslied genannt wird.

Altdeutsches Epos. Gegen diese Nachzügler der Wissenschaft ist kein ernster Kampf mehr nöthig. Die unbefangene Forschung ist ihnen weit vorangeeilt, auf Wegen, die vor Allem die Untersuchung der altdeutschen epischen Poesie gebahnt hat. Denn diese Poesie stellt uns Gedichte dar, die unwiderlegbar aus einzelnen Liedern verschiedener Volkssänger bestehen und die nur durch eine Einheit des Planes (wenn wir denn diesen Ausdruck gebrauchen sollen) zusammengehalten werden wie die Ilias. Wir sind zur Erkenntniss geführt, dass die Einheit volksmässiger epischer Gedichte nicht nothwendig auf der Einheit eines von einem Dichter mit freier Thätigkeit gebildeten Planes beruht, dass sie vielmehr zum grössten

Einheit der Sage. Theile nichts anderes ist als die Einheit der Sage, von der in wichtigen Dingen mit individueller Willkür abzuweichen in den Zeiten des epischen Volksgesanges unmöglich war. Aus der bekannten Sage, dem Eigenthume des Volkes, nahmen die Dichter (die richtiger Sänger heissen, wie die älteste griechische Poesie den Namen Dichter nicht kennt), Einzelnes heraus und gaben es dem Volke geschmückt und verklärt durch ihre Kunst zurück, willigen Hörern, die das einzelne Lied aus dem Zusammenhange ihrer Sagenerinnerungen verstanden und in die Sage an rechter Stelle einreihten. Die Dichter aber waren nicht sowohl Erfinder als Träger der Poesie, und selbst die Formen, in denen sie sich bewegten,

waren gemeinsame. Dies Zurücktreten der Individualität lässt es leicht begreifen, dass die alten epischen Gedichte der Völker namenlos sind oder Dichtern zugeschrieben werden, deren Namen keine geschichtliche Persönlichkeit bezeichnen, sondern nur die Dichtung selbst mythisch personificiren. Erst wenn das epische Zeitalter von einem andern, von anderer Bildung und Sitte verdrängt wird, die Sagen und Lieder sich verdunkeln und in ihrem innern Zusammenhange dem Gedächtnisse des Volkes zu entschwinden anfangen, erst dann regt sich das Bedürfniss, die gesungenen einzelnen Lieder zusammenzufassen und durch schriftliche Aufzeichnung zu bewahren; erst dann entstehen aus der Mannigfaltigkeit kürzerer einzelner Lieder die grossen Gedichte, durch Anordnung, Auslassungen und Zusätze zu einer Einheit gebracht, die dem unschuldig geniessenden Sinne, zumal wenn ein mythischer, aber geschichtlich gefasster Dichtername sie zu verbürgen scheint, lange genügt, bis die scharf einschneidende Kritik Verschiedenheiten und Widersprüche bloslegt. Dies ist die Geschichte nicht nur der homerischen Poesie, sondern aller epischen Volksdichtung, wenigstens überall wo uns solche bei den Völkern des indogermanischen Stammes erscheint. Und diesen Gang der Poesie in seiner Naturnothwendigkeit zu erkennen, ist vornehmlich durch die Ergründung der altdeutschen epischen Lieder und Liedersammlungen möglich gewesen. Nicht weniger berichtigt sich durch die Betrachtung der altdeutschen Poesie die verkehrte Ansicht von der Volksdichtung als einer rohen und ungebildeten im Gegensatze einer feinen und zierlichen Kuntpoesie. Diese Entgegenstellung, diese Bezeichnung der Volkspoesie ist auf die ältesten Zeiten der Völker durchaus unanwendbar. Richtig unterscheiden wir vielmehr eine Poesie, die aus gemeinsamem geistigen Vermögen des Volkes hervorgeht, und dabei in sehr reiner und ausgebildeter, aber hergebrachter Form erscheint, von einer späteren, einer Poesie der Individuen, in Zeiten, wo der Zustand eines Volkes aus der alten Gleichheit[1]) in Verschiedenheit und Trennung, aus Einfachheit in künstlichere Bildung übergegangen ist, wo mit einem Worte die Individualität des Einzelnen waltet."

Zurücktreten der Individualität.

Da es immerhin schwierig ist, sich in concreto eine Dichtung vorzustellen, bei deren Hervorbringung die Individualität des Dichters ganz zurücktritt, so wird eine nicht allgemein bekannte Analogie aus der

[1]) Eine ganz verkehrte Auffassung, der Meinung Lachmann's und Haupt's entgegen, wäre es, zu glauben, dass überhaupt keine Unterschiede der Menschen hinsichtlich des Characters, des Talents etc. in der geschilderten Epoche existirt hätten: nur die Bildung ist fast gleichartig und vor allem tritt die Individualität des Dichters zurück; nicht seine besonderen Gedanken, seine Empfindungen will er geben, sondern nur die Sage erzählen, die nicht er geschaffen hat.

Volksdichtung der Neugriechen.

nächsten Vergangenheit nicht unwillkommen sein. Sie ist sicherlich noch auf die heutigen Zustände zutreffend. Der feinsinnig beobachtende Ulrichs giebt in einem Buche, welches hauptsächlich topographischen Untersuchungen gewidmet ist, aber einen Blick auf der Gegenwart lebendiges Leben nicht verschmäht, in den 'Reisen und Forschungen in Griechenland' (1840, I, p. 130) folgende Schilderung der Volksdichtung unter den Neugriechen:

„Arachoba [in der Nähe von Delphi] ist ein Ort, wo das Leben des griechischen Landvolkes mit seinen schönern Eigenthümlichkeiten hervortritt. Unabhängig und wohlhabend, mit rüstiger Gesundheit ausgestattet, leben die Arachobaten den Sommer über bald in den luftigen Hochthälern, ihre Aecker bestellend und ihre Heerden weidend, bald an den Abhängen des Parnass ihre Weingärten pflegend. Im Winter, vom Schnee umstöbert und von nordischer Kälte umweht, zieht sich jeder an den gemütlichen Herd zurück. Häufige Festvereinigungen und die lebhafte öffentliche Feier von Hochzeiten, und anderen sonst häuslichen Festen, besonders aber die uralte Sitte, in grossen Chören zu tanzen und den Takt mit Gesang zu begleiten, machen die Poesie zum Bedürfniss. Unzählige dichterische Produkte keimen wie Frühlingspflanzen auf und gehen wieder unter, während einzelne ausgezeichnete Lieder sich länger erhalten und weiter verbreiten, ohne dass man sich je um den Namen dessen bekümmert, der sie zuerst sang. Wem ein guter Gedanke, eine treffende Wendung einfällt, setzt sie singend hinzu, und so wächst oft ein Gedicht im Munde des Volkes an und erhält eine gegründete und vollendete Form, von der es vielleicht bei der ersten Improvisation weit entfernt war. Wie von den homerischen Gedichten, kann man von den neugriechischen sagen, dass ein ganzes Volk an ihnen mit arbeitet und sie zu wahren Volksliedern stempelt, nur fehlt den letzteren ein grosses Thema, welches die Verknüpfung möglich machen könnte. Wenn ich an Festtagen einen Reigen sehe, in dessen Mitte ein alter Musikant sitzt, der zu einer einfachen Cither Lieder singt, in die der tanzende Chor einstimmt, so fallen mir unwillkürlich Homers Worte ein:

Der göttliche Sänger
hielt die geglättete Cither zur Hand und allen erregt er
sehnliche Lust zu süssem Gesang und untadligem Tanze."

Der Antheil dessen, der das Lied zuerst sang und der Antheil des dichtenden Volkes ist hier gut geschildert. Der Ton und die sprachliche Form der Darstellung sind gegeben, doch können die Lieder dem Inhalte nach leise individuell gefärbt sein, wie dies bei den

Liedern der Ilias der Fall ist. In derjenigen Epoche der Dichtung, welche der Ilias unmittelbar vorhergeht, ist nach Lachmann nicht mehr das ganze Volk Träger des Gesanges, sondern einzelne Sänger. Inwieweit freilich die Lieder, wie sie in der Ilias vorliegen, noch eigentliche Volkslieder sind, ist eine von Lachmann nicht aufgeworfene Frage.

Mythenforschung.

Wer eine Geschichte des Epos ab ovo geben will, muss mit der Entstehung der Sagen beginnen. Hier sind nun mythologische Forschungen unerlässlich. Lachmann selbst wiess die Mythenforschung nicht ab; im Gegentheil, er stellte sie über die anderen Untersuchungen, aber mit vollstem Bewusstsein des zunächst Nothwendigen forderte er zuvor andere Arbeit: „Untersuchungen über die Fabel selbst, schreibt er 1820 an W. Grimm (Zacher l. l. 205), weise ich nicht von mir ab: ich stelle sie viel höher als die anderen. Aber ich möchte gern vorsichtig darin sein und mir nichts weiss machen. Ihr Herr Bruder sagt ganz recht, die Sagen müssen historisch zusammengestellt werden, wie die Sprachformen. Tragen wir aber mit Creuzer gleich Philosophemata hinein, so ist der alte Heynische Spuk wieder da, die mythologischen Briefe sind umsonst geschrieben, und die verständigere Nachwelt wirft unser Geschmier über Träume unwillig ins Feuer, mit Recht zürnend, dass die ganze Arbeit noch einmal von vorn beginnen muss. — — Ist alles historisch zusammengestellt, so können wir dann sehen, wie weit wir zurückblicken können: mit der deutschen Fabellehre allein ist nichts anzufangen. Es thut nichts, wenn die Sammlungen auch anfangs leblos aussehen: das Studium ist nicht todt, wenn es der Mensch nicht ist. Ich glaube auch dass der Grund der Nibelungen mythisch ist, oder vielmehr Lebensansicht und Geschichte zugleich aus einer Zeit wo beides nicht getrennt ist, dass aber der Sinn längst verloren ist und die Erzählung sich immer an neue und neue Historien angefügt hat. Siegfried ist ohne Zweifel der dermalige Anfangspunkt der Sage: darum gelingt es auch nicht, ihn historisch nachzuweisen. — Ich habe übrigens einen beständigen Mahner bei mir, der mich warnt vor Ansichten (so nennt er's) in mythologischen Sachen. Das ist Lobeck. — — Ich weise die Deutung der Mythen von mir ab, weil ich recht gut weiss, dass ich sie nicht studirt habe. Bunsen, der mich zuletzt förmlich verachtet hat, weil ich immer im Kleinen treu zu sein bemüht war, setzte immer seinen hohen Verstand oben an; geistreich und scharfsinnig, wie er war, hatte er's immer gleich weg, Mythen, Geschichte und Sprache: griff man zaudernd und zweifelnd ein Ende an, so zeigte sich alles unhaltbar und seicht.“ Welch prächtige Schilderung des geistreichen Dilettanten!

Lachmann.

Für die Nibelungen hat Lachmann die geforderte Arbeit selbst begonnen in der 'Kritik der Sage von den Nibelungen' (geschrieben Mai 1829, ursprünglich im rheinischen Museum, wiederabgedruckt als Anhang zu den Anmerkungen zu den Nibelungen); für die Ilias und die Odyssee hat Müllenhoff[1]) in der deutschen Alterthumskunde I, 11—58 eine ähnliche Aufgabe zu lösen unternommen.

Haupt stimmte in den Grundsätzen über die Mythenforschung ganz mit Lachmann überein; inwieweit er glaubte, dass der Sage ein mythischer Kern zu Grunde liege, weiss ich nicht; dass aber die Griechen in der Zeit der homerischen Lieder noch hinter den Gestalten des Achilleus und des Odysseus etwas anders gesehen hätten, als Helden des trojanischen Krieges, glaubte er ebensowenig wie Lachmann. Er hielt es für ein ganz unwissenschaftliches und schädliches Treiben, wenn in unserer Ilias Frühling, Sommer, Herbst und Winter, oceanische Entdeckungsreisen oder dergleichen von hellsehenden Gelehrten gesucht wurden, und gab seinem Aerger dann unverhüllten Ausdruck. Z. B. sprach er bei Il. A, 50: „Die Deutung des pestsendenden Apollon als der Sonne, welche die Erde erhitzt habe, ist falsch; denn der homerische Apollon ist kein Sonnengott (*Ἥλιος*). Es kommt hier gar nicht auf die neueren Entdeckungen der Mythologen an, die zu der alten Ansicht zurückgekehrt sind, dass Apollon ursprünglich ein Gott des Lichtes und der Sonne sei: in der homerischen Poesie ist er entschieden kein solcher. War er es ursprünglich, so ist in der homerischen Poesie kein Bewusstsein[2]) davon."

---

[1]) Ueber den mythischen Kern der Odysseussage vgl. auch Steinthal l. l. VII, 81—88. — Lachmann's Abhandlung über die Nibelungensage ergänzt Müllenhoff. Vgl. von Muth, Einleitung in das Nibelungenlied, 6. Für die Geschichte der Sage vgl. auch Curtius griechische Geschichte I, 113 ff.

[2]) Meinem Freunde Bruchmann verdanke ich folgende Notiz zu dieser Stelle: „Dass der Dichter dieser Stelle bei den tödtlichen Pfeilschüssen des Apollon die mythologische Erinnerung hatte, nach welcher die Sonnenstrahlen als Pfeile aufgefasst wurden, ist allerdings weder wahrscheinlich noch irgendwie beweisbar; völlig sicher aber ist der Mythologie, dass die Sonnenstrahlen einmal als Pfeile aufgefasst worden sind, und dass Apollon nur deswegen Pfeile zum Attribut hat, weil er ein Sonnengott ist. Diese Vorstellung von der Sonne als pfeilschiessendem Jäger ist auch bei den Semiten nachgewiesen."

Otto Jahn hat in der Einleitung zu den archäologischen Beiträgen (1847, p. XIV f.), einer Einleitung, welche für die Methode archäologischer Untersuchungen ungemein lehrreich ist, denselben Gedanken so formulirt: „Ich habe das Kunstwerk immer als Kunstwerk zu erklären gesucht, und zunächst aus und im Verhältniss zu andern Kunstwerken. Dabei ist die ästhetische Auffassung und Würdigung der künstlerischen Form ein wesentlicher und wichtiger Gesichtspunkt, aber nicht der einzige. Auch der Inhalt kommt

Einzellieder.

Die Form des epischen Gesanges ist zunächst das Einzellied. Haupt gab eine Probe der vergleichenden Untersuchung in der Einleitung zur Ilias: „Vor der Sammlung wurden einzelne Stücke der homerischen Poesie vereinzelt gesungen. Was zunächst gesungen ward, brauchte nicht das zu sein, was im Zusammenhange der Begebenheiten zunächst folgte. Dies ist überall die älteste Weise des Vortrages epischer Lieder. Die einzelnen Stücke konnten nicht unverständlich sein. Die Sagen, die das Epos erzählte, waren dem Volke bekannt, es kannte die Personen, die in den einzelnen Liedern auftraten, es verstand die Beziehungen auf andere Lieder, die Bedingungen der Begebenheiten durch vorhergehende; es reihte das Einzelne in den allgemeinen Zusammenhang der Sage ein. Auch muss man sich denken, dass ein Sänger wohl auch seinen Gesang vorher mit einigen Worten ankündigte. — Beispiele Hildebrandslied. Saxo Grammaticus (12. Jahrh.) erzählt, dass (um das J. 1132) König Magnus einen sächsischen Sänger an den Herzog Kanut sandte, ihn zu einer Zusammenkunft zu laden, bei der er ihn ermorden wollte. Der Sänger weiss von der Absicht des Königs, hat aber Verschwiegenheit geloben müssen. Da singt er, um den Herzog Kanut zu warnen, Kriemhilds Verrat ihrer Brüder, offenbar ein kurzes Lied, im Zusammenhange der Sage verständlich: W. Grimm in der Heldensage p. 48; andere Beispiele einzelner Lieder aus der deutschen Heldensage (162, 173, 259). — In dem altfranzösischen Gedichte Gerard von Viane verkleidet sich Gerard als Spielmann, um unerkannt in seiner Grafschaft, aus der er verdrängt ist, auftreten zu können; er kommt auf das Schloss seines Feindes, des Herzogs von Metz, und fängt an zu singen, 'Gross war der Hof im Saale von Laon; auf den Tischen standen Vögel und Wildbret; der eine ass Fleisch, der andere Fisch: aber Wilhelm berührte nichts; er ass nur Brot und trank nur Wasser' etc. Dies ist ein Stück (eine branche) aus

---

nicht minder in Betracht, allein dieser wiederum nur insofern, als er ein vom Künstler gewählter, von ihm künstlerisch gestalteter ist. Daher sind nach meiner Ansicht auch bei dem mythologischen Gegenstand des Kunstwerkes eigentlich mythologische Untersuchungen, d. h. auf die ursprüngliche Bedeutung des Mythos gerichtete, von der archäologischen Erklärung ausgeschlossen. Denn ich habe die Ueberzeugung, dass die physische Bedeutung des Mythos, so gewiss diese in den meisten Fällen die ursprüngliche ist, dem Künstler bei der Gestaltung seines Kunstwerkes in den seltensten Fällen bewusst und klar war, dass vielmehr dieser wie der Dichter durchgehends die anthropomorphische Einkleidung des Mythos und die darin ausgesprochenen ethischen Motive als das Wesenhafte betrachtete und ausbildete."

der Geschichte, den Liedern von Wilhelm von Orange, wie er Hilfe gegen die Saracenen suchend zu seinem Schwager König Ludwig kommt; abgerissen, aber der Zusammenhang war bekannt. Die Kalmücken haben grosse Heldengesänge; daraus wird Einzelnes gesungen (Bergmann, nomadische Streifereien Bd. 2).

Auf diese Weise müssen wir uns auch die alte epische Poesie der Griechen vorgetragen denken. Ja, die homerischen Gedichte legen selbst davon Zeugniss ab. Od. 1, 325 Phemios singt den Freiern ὁ δ' Ἀχαιῶν νόστον ἄειδεν, λυγρόν, ὃν ἐκ Τροίης ἐπετείλατο Παλλὰς Ἀθήνη. Od. 8, 75 Demodokos singt νεῖκος Ὀδυσσῆος καὶ Πηλεΐδεω Ἀχιλῆος, wie sie sich einst, zur Freude Agamemnons, beim Festmahl gestritten; 8, 499 vom troischen Pferde. Heldenlieder, κλέα ἀνδρῶν, singt Achilleus zur Phorminx Il. 9, 189*).

Der homerischen Poesie also geht eine lange Kunstübung voraus, die allmählich den gleichen, homerisch genannten Ton erzeugt: sprachliche und metrische Beobachtungen, welche die Spuren dieser Vorgeschichte anzeigen, lehren dies zur Evidenz.

Einheit der Sage

Erst wer diese Betrachtungsweise sich zu eigen gemacht hat, für den werden die Lachmann'schen Untersuchungen wirklich überzeugend sein, denn die Widersprüche und Ungleichheiten der dichterischen Behandlung allein sind noch nicht absolut zwingend für den, der von den Voraussetzungen unserer Zeit mit ihren planmässig angelegten Dichtungen ausgeht, lassen sich doch Widersprüche, wenn auch weniger an Zahl, auch in solchen nachweisen. Eine Frage bleibt aber auch bei diesen Voraussetzungen offen. Aristoteles stellt mit richtigem Gefühle die homerische Poesie besonders deshalb als Muster den ihm sonst bekannten Epen gegenüber, weil beide Gedichte nicht nur eine Reihe von Ereignissen besingen, die allein durch die Person des Helden vereinigt sind, sondern weil jedes eine in sich abgeschlossene, einheitliche Handlung enthält, die mit richtigem Takte aus der Geschichte des ganzen troischen Krieges herausgegriffen ist. Dies Argument, welches besonders für die Annahme eines Dichters sprechen würde, wird aber dann entkräftet, wenn eine vergleichende Betrachtung

*) [illegible] der Abhandlung [illegible] eines Dichters [illegible] Beschränkung [illegible] das Versammeln [illegible] der Homerischen Poesie [illegible] Vor Lachmann [illegible] interpolationibus [illegible] apud Homerum [illegible]

zeigt, um wieviel auch in der Wahl des eigentlich Poetischen aus einer reichen Fülle des Stoffes der Volksgeist dem Einzeldichter überlegen ist.

Wie solche epische Einheiten entstehen, führt Lachmann in einem Briefe an Lehrs aus (bei Friedländer p. VIII): „Solche epische Einheiten zu wählen (wie der Zorn des Achilleus und die Heimkehr des Odysseus) wenn es ein einzelner thut, zeigt einen Kunstverstand der völlig ausgebildeten Poesie, wie ihn die Cykliker nicht hatten, wie er freilich in jeder Zeit nur einzelnen zukommen mag, im 13. Jahrhundert eigentlich nur Wolfram von Eschenbach, aber diesem in einer Zeit völlig ausgebildeter Kunstpoesie. In einfacherer epischer Zeit macht solche Einheiten nicht der einzelne Poet, sondern die Sage[1]), das gemeinsame Dichten (ohne Form und ohne Lied) des Geistes aller, welchen die Einzelheiten überliefert sind, die sich dann, und oft auch ganz fremdartige unter die unwillkürlich entstandene Einheit fügen. Diese Sagenbildung ist unleugbar wie wenig es auch von den einzelnen Arten Zeugnisse geben kann, gerade wie von der Sprachbildung."

Zusammenfassung.

Es gibt also, wennn ich Lachmann und Haupt richtig verstanden habe, im Leben des griechischen Volkes eine Epoche, da an verblassenden Mythus sagenhaft gestaltete Geschichten von historischen Ereignissen sich anschliessen; die Form der Ueberlieferung ist epischer Gesang; mit ihm und durch ihn bildet sich die Sage weiter. Einzelne Sagenkreise werden unter dem Eindruck gewaltiger Ereignisse am meisten ausgebildet und in ihnen wieder treten besonders poetische Episoden hervor: innerhalb des grösseren Kreises schliessen sich kleinere Einheiten zusammen; die Gesänge, welche diesen engeren Kreisen angehören, werden am liebsten gehört; so vertheilt sich der ganze Stoff unter verschiedene Lieder: Der Hauptträger dieser Poesie ist der göttliche Sänger. Es folgt eine Zeit, wo die Sage und mit ihr die epischen Gesänge eine abgeschlossene Form[2]) ge-

---

[1]) An diese Aeusserung knüpft Steinthal an in seiner schon citirten Abhandlung über das Epos (Zeitschrift für Völkerpsychologie V, 1—57). Er unterscheidet drei Arten des Epos: 1) die isolirende, in lauter vereinzelten Liedern sich ausprägend, deren jedes eine abgeschlossene That verherrlicht. Beispiele die heidnischen Tataren, die Serben, die Lieder der Edda, die Kelten. 2) agglutinirende Epik; hier reihen sich viele Lieder aneinander, welche die Thaten ein und desselben Helden besingen. Beispiel die Cidromanzen. 3) die organische Epik; wo der Gesammtgeist einen grossen organischen Kreis epischen Gesanges bildet. Beispiele das Kalewala der Finnen, Homer, das Nibelungenlied, das französische Rolandslied."

[2]) Gegen diese Annahme spricht sich Steinthal in dem erwähnten Aufsatze über das Epos p. 56 mit Entschiedenheit aus. Weder die Nibelungen noch

winnen. Die Stufen, welche von der ersten Improvisation bis zu dieser festen Form zurückgelegt sind, nachzuweisen, ist nicht mehr möglich; wohl aber lässt sich 'die Farbe der Gewässer', welche zusammenflossen, noch eine Zeit in dem nunmehrigen Flusse unterscheiden. So schliesst man z. B. aus Resten aeolischer Formen in den homerischen Gedichten auf einen untergegangenen epischen Gesang der Aeoler.

Soweit reicht die eigentlich productive Zeit. Die nunmehr vorhandenen Lieder mögen im Einzelnen immerhin noch Varianten aufzeigen, im Ganzen sind sie unabänderlich. An Stelle des producirenden Sängers tritt der memorirende Rhapsode auf. Die vorhandenen Liedergruppen behandeln zwar eine abgeschlossene Sageneinheit, aber doch nur in den Hauptscenen, sie beziehen sich auf einander, aber schliessen nicht immer direct aneinander an. Von demselben Ereignisse kann es auch zwei oder mehrere Lieder geben. Die geschilderten Situationen müssen zwar im Ganzen der Sage entsprechen, im Einzelnen dürfen Differenzen zwischen den Liedern vorhanden sein. Es zeigt sich nunmehr das Bestreben, die vorhandenen Lücken aus-

---

die homerischen Epen seien jemals in festbegrenzten Liedern gesungen worden. Darum könne bei ihnen von echt und unecht nicht die Rede sein; diese Ansicht lässt recht deutlich empfinden, was bei Lachmann unklar bleibt: wieviel von den Nachdichtungen und Interpolationen vor Pisistratus entstand, und wieweit die Lieder der Ilias noch echter Volksdichtung angehören, oder nicht; gegen die Bezeichnungen älter und jünger statt echt und unecht wird Steinthal selbst nichts einzuwenden haben. Es ist aber eben genauer auszumachen, welche Partien im Homer echte Volksdichtung sind, welche nachgeahmte, also unechte Volksdichtung. Jacob Grimm schon hat sich ähnlich wie Steinthal ausgesprochen: „Es hält schwer, epische Schichten, die alle berechtigt sein können, von kunstfertigeren Einschiebseln zu unterscheiden." (Rede auf Lachmann kl. Schrift I, 156). Sicherlich hält es schwer, aber diese Schwierigkeit erhöht nur den Ruhm dessen, der es verstand. Schwer greifbare Gestalten sind Diaskeuasten, und Sänger, wie sie Bergk in der griechischen Litteraturgeschichte und Kammer in dem Buche: die Einheit der Odyssee etc. schildert: Sie verfahren unglaublich willkürlich mit den Liedern, die sie vortragen sollen, und sind mit eben so grossem Talente zur Improvisation begabt, wie sie Lust an ihr empfinden. Den griechischen Zuhörern würden solche Veränderungen liebgewonnener Lieder nicht lieb gewesen sein. Gegen sie ist als Schutzmittel der oben (p. 131) entwickelte Satz über die Annahme von Interpolationen anzuwenden. Die Körperlosigkeit des Diaskeuasten, welcher dem Bergk'schen Homer sein niedergeschriebenes Gedicht verunstaltete, hat Bonitz vortrefflich nachgewiesen in den Anmerkungen zu dem Vortrage über den Ursprung der homerischen Gedichte. (4. Aufl. p. 50—57); ebenderselbe hat Kammers wunderbare Sänger mit ihrem unstäten Treiben geschildert ibid. p. 91—94.

zufüllen, die vorhandenen Widersprüche auszugleichen; denn nicht mehr ist das treibende Motiv die naive Freude an der einzelnen Situation, sondern der Wunsch, ein grosses, abgeschlossenes Kunstwerk hervorzubringen. Es ist die Uebergangszeit vom Volksgesange zur kunstmässigen Epopoee. Die Geschichte und das Resultat dieses Ueberganges kann bei gleichem Anfange doch bei den verschiedenen Völkern verschieden [1]) sein

---

[1]) Lachmann selbst hat in einem Briefe an Lehrs (vom 30. August 1825, veröffentlicht im Auszuge bei Friedländer l. l. und ausführlicher bei Kammer p. 20) drei Arten dieses Ueberganges unterschieden. Er schreibt: „Bei den epischen Gedichten, mit denen ich zu thun gehabt habe, sind mir folgende verschiedene Fälle vorgekommen und ich glaube, Modificationen abgerechnet, sind es die einzig möglichen.

1) In den Nibelungen sind einzelne Lieder verschiedener Dichter, gewiss meistens aus einer Gegend und selten mehr als 20 Jahre in der Zeit auseinander, zusammengefügt, die Fabel in einem Sinne auffassend, sich beziehend aufeinander oder auf Lieder ähnlichen Inhaltes, interpolirt im Volksgesang und bei der Aufzeichnung, die ohne sonderliche Kritik geschah, zwei vorn verkürzt, damit sie einigermassen hineinpassen. Ich meinte, es wäre zu versuchen, ob vielleicht den Liedern über den Zorn und O. Heimkehr auch nicht mehr Leid geschehen wäre und sich die einzelnen erkennen und sondern liessen.

2) Die französischen Romane von Karl d. Gr. verrathen eine ähnliche Entstehung. Dass einzelne Stücke daraus gesungen wurden, ist klar überliefert. Es sind lange Reihen zehn- oder zwölfsilbiger Verse, funfzig und mehr, zuweilen nur acht oder zehn, auf Einen Reim oder Assonanz. Ist solch ein Abschnitt zu Ende, so folgt oft dasselbe noch einmahl mit einem andern Endreim, mit kleinen Abweichungen im Inhalt, es folgt oft noch einmahl wieder anders zum dritten ja zum vierten Mahl. Das Ganze bewegt sich in hergebrachten festen epischen Formeln: wo die Sage noch so schön ist, ist die Kunst des Dichters gering und durchaus nicht individuell. So ist der Ursprung aus verschiedenen Darstellungen sichtbar: aber es ist unmöglich zu sagen, wieviel ein einzelner Dichter gemacht habe . . . . . Dass es so schlimm mit den homerischen Gedichten steht, fürchte ich nicht. Aehnlich ist's mit der Klage, der Fortsetzung der Nibelungen. Es sind kurze Verse, aber, glaub ich, umgedichtet aus einem strophischen Gedichte aus einzelnen Liedern des zwölften Jahrhunderts, deren Grenzen sich noch zum Theil angeben lassen, aber nicht alle; geschweige die etwaigen Interpolationen.

3) Glätter im Zusammenhang als die französischen ist dieses und sind alle deutschen Gedichte. Aber unter diesen sind die meisten roh, die gebildeten aber so eben dass sie keine Entscheidung zulassen ob die Dichter vorhandene Lieder so sehr geschickt zusammengearbeitet oder ob sie die bekannte Sage ganz neu in eine freie Form gebracht haben. Zuweilen haben sie wohl Uebergänge wie sie einzelnen Liedern zukommen würden: Dies ist dann Nachahmung der Volkspoesie. Aber die Einheiten der Sagen, sofern diese vorhanden sind, haben sie auf keinen Fall erfunden. So, glaubte ich, sähen Sie die homerischen Gedichte an; dachte aber, die Nachahmung der Volkspoesie in den Uebergängen würden Sie hier nicht statuieren sondern auf

und ist bei jedem besonders zu studiren. Ist der Verlauf doch wahrscheinlich nicht einmal bei Ilias und Odyssee genau derselbe.

Lachmann. Bei den Griechen lässt Lachmann solche 'Nachdichter' zwar vielfach schon vor Pisistratus dichten, aber er unternimmt es nicht, chronologisch die einzelnen Stufen der Ergänzung und Erweiterung zu scheiden. Die Hauptarbeit thun nach ihm Pisistratus und seine Gefährten; Lachmann kommt es hauptsächlich darauf an, aus der Ilias selbst zu zeigen, dass sie nicht eines Dichters Werk sein könne, die Darlegung der Chronologie der Lieder vor Pisistratus überlässt er seinen Nachfolgern.

Kirchhoff. Kirchhoff[1]) hat es unternommen, diese Aufgabe für die Odyssee zu lösen; er hat eine Entstehungsgeschichte dargelegt, welche die blosse Liedertheore für die Odyssee als unzureichend erweist. Nach seinen Untersuchungen ist der Gedanke an die Redaction des Pisistratus in dem Wolf-Lachmann'schen Sinne, als hätte Pisistratus unmittelbar aus Einzelliedern die beiden Epen zusammengestellt, definitiv aufzugeben. Im kleinasiatischen Mutterlande war die Ilias in ihrer jetzigen Gestalt schon den Kyklikern, also vor Pisistratus bekannt. Haupt kannte zwar diese Untersuchungen sehr wohl, hielt aber für die Ilias daran fest, dass erst Pisistratus aus einzelnen Liedern die vorliegende Epopoee geschaffen habe.

Lachmann beobachtet nun unter diesen Voraussetzungen, was sich bei dem im allgemeinen gleichen Tone noch Individuelles in der Ilias unterscheiden lässt. Widersprüche im einzelnen und in der Anordnung grösserer Partien (z. B. der Ereignisse an einem Kampfestage) gelten als besonders deutliche Anzeichen verschiedener Lieder. Haupt, der Geistesart des Freundes in feiner Beobachtung und Unterscheidung des Individuellen ganz besonders verwandt, schloss sich aus vollster Ueberzeugung den Resultaten Lachmanns an; beide beschränkten sich auf die Betrachtung des innern Zusammenhanges des Gedichtes; sprachliche und metrische Beobachtungen stehen in zweiter Linie.

---

irgend eine Art wegräumen. Ihre Ansicht ist die, welche glaub ich auch Voss hatte, Homer habe (so hat es Körte boshaft ausgedrückt) die Luise so gedichtet wie Voss Ilias und Odyssee, d. h. mit fortdauernder weiterer Ausbildung der einzelnen Theile. Dies scheint mir aber ein durchaus gelehrtes Verfahren, wie es nur schreibseligen Zeiten zukommt."

[1]) Kirchhoff, „die homerische Odyssee und ihre Entstehung" 1859. — „Die Composition der Odyssee, gesammelte Aufsätze von Kirchhoff" 1869. Bonitz hat eine bequeme Uebersicht über beide Bücher gegeben in den Anmerkungen zu seinem Vortrage über den Ursprung der homerischen Gedichte. 4. Aufl. 1875, p. 81—85. Dass in den *Κύπρια* des Stasinus Bezug genommen wird auf die Ilias in der uns vorliegenden Gestalt, zeigt Kirchhoff in der Abhandlung: Quaestionum Homericarum particula. Berol. 1845.

Die Ilias.

Nach der aufgestellten Forderung: durch Vergleichung das Wesen des Epos kennen zu lernen, könnte man erwarten, dass Haupt in zusammenhängender Darstellung über Wesen und Geschichte des Epos gehandelt haben würde. Doch war er kein Freund allgemeiner Darstellungen, hielt es wenigstens für besser, dass man zuerst an einem Epos die Methode solcher Untersuchung lerne; setzte er doch voraus, dass seine Zuhörer nicht auf das griechische Epos sich beschränken, sondern auch das deutsche studiren würden.

Lachmann selbst verlangte als einzige Bedingung für das Verständniss seiner Untersuchungen, dass man den Homer wirklich dabei lese (vgl. ob. p. 31). Denselben Grundsatz theilte Haupt. In allen seinen Vorlesungen suchte er möglichst viel von dem Schriftsteller, den er gerade behandelte, durchzunehmen; alle allgemeine Auseinandersetzungen hülfen ohne eingehende Lectüre nichts. „Bei meinen Vorträgen über die Ilias, sprach er am Eingange der Vorlesung, habe ich nicht die Absicht, die Erklärung nach allen den Seiten und auf alle die Punkte zu richten, welche zur Auslegung und zur Kritik auffordern. Meine Absicht ist wesentlich, die ursprüngliche Gestalt und allmähliche Umbildung dieses Epos zur Anschauung zu bringen. Um dies einigermassen zu erreichen, muss ich bei der Erklärung vieles einzelne Wissenswürdige unbeachtet lassen oder kann es nur kurz berühren. Ein allzulangsames, bei jedem Schritt verweilendes Vordringen würde die allgemeine Auffassung durch Zerstreuung hindern und viel zu wenig lesen lassen: es ist nöthig, mit rascherem Ueberblicke die Erscheinungen kennen zu lernen, auf deren Betrachtung es ankommt, Exegese und Wortkritik im Einzelnen werde ich also nur in der ersten Zeit üben, ausführlicher, wo sich für die allgemeine Ansicht Erhebliches gewinnen lässt. Später werden sich unsere Betrachtungen vorzugsweise der höheren Kritik zuwenden". Methode.

Darauf gab er nach einer kurzen Einleitung die Erklärung der ersten zwei Bücher, und dann im genauen Anschluss an Lachmann, ergänzend, weiter ausführend, sehr selten polemisirend, die Betrachtung der Ilias als einer Zusammensetzung einzelner Lieder.

Proben der Erklärung.

Die Vorlesung begann mit einer allgemeinen Charakteristik: „Die homerischen Gedichte kann man die leichtesten unter den Denkmälern der griechischen Poesie nennen und die schwersten: denn die schlichte Erzählung trägt ihre Erklärung in sich selbst, die objective Haltung, Charakteristik.

der durchsichtige, breite Fluss der Darstellung, die einfache Sprache frei von künstlicher Verschlingung und rhetorischer Berechnung erleichtert Auffassung und Genuss. Die schwersten: denn mitten in dieser durchsichtigen, einfachen Rede sind viele einzelne Wörter schwer zu erklären, so schwer, dass es bei manchen wohl gelungen ist und gelingen wird, durch Sprachvergleichung Stamm und Verwandtschaft aufzudecken, nicht aber die bestimmte homerische Bedeutung. Namentlich bei den Beiwörtern müssen wir uns oft begnügen, im allgemeinen die Sphäre des Begriffs zu begrenzen, die das Wort enthält. Schon als die alexandrinischen Grammatiker die homerische Sprache durchforschten, ja noch weit früher, war Vieles dunkel. Dies lehren nicht nur die verschiedenen Deutungen, sondern auch der offenbar ersonnene und erweislich falsche Gebrauch, den namentlich die alexandrinischen Dichter von manchen homerischen Beiwörtern machen. Dass ferner ein so alter Text sich nicht unverfälscht erhalten konnte, selbst wenn ein Verfasser ihn aufgeschrieben hätte, versteht sich von selbst; hier kommt aber noch hinzu, dass diese Gedichte lange Zeit nur gesungen oder gesagt, nicht gelesen wurden: sie sind nicht von einem Verfasser aufgeschrieben, und lange Zeit hat die Schrift ihre Ueberlieferung nicht gesichert. Ferner, die Natur des alten Epos selbst hat sich uns lange Jahrhunderte hindurch verborgen."

Aristarch. Aus der kurzen Einleitung gebe ich zunächst die Bemerkung über Aristarch: „Aristarchos war der Gipfel antiker Kritik. Scharfblickend, sorgfältig, voll Gefühles für den Sprachgeist, vorurtheilsfreie diplomatische Kritik. In den Athetesen ging er zu weit und ward dabei von dem Geschmacke seiner Zeit berührt. Seine Herrschaft dauerte. Wenig vermochte die pergamenische Schule (Krates und seine Anhänger) gegen ihn. Die meisten Grammatiker bis auf Nikanor im 2. Jahrhundert nach Christi waren Archistarcheer. Den reinen aristarchischen Text des Homer darzustellen ist die nächste Aufgabe der homerischen Kritik, nicht die einzige." Aehnlich nennt er es opp. III, 247 einen Aberglauben, zu meinen, das einzige zu erstrebende und einzig erreichbare Ziel homerischer Kritik sei die Darstellung des aristarchischen Textes: „Mit freierem Sinne ging Bekker aus von unbefangener und allseitiger Betrachtung der Analogie der homerischen Sprache."

J. Bekker. So hoch er aber Bekker verehrte, und so eng er sich bei der Interpretation Bekker's Texte anschloss, war er doch nicht blind gegen seine Mängel: „Bekker hatte schon als Jüngling den Homer eifrig studirt und in seinem langen Leben nie aus der Hand gelegt, von welcher Beschäftigung namentlich seine zweite Ausgabe (Bonn 1858) glänzendes Zeugniss ablegt: Sein unbefangener Blick, seine Einsicht und wahre Empfindung führen

ihn zu einer Reihe klarer und unzweifelhafter Conjecturen, zudem ist er Meister in der Interpunction; er interpungirt nicht nach einem Princip, sondern lässt sich von der Eigenthümlichkeit jeder Zeit und jedes Schriftstellers leiten. Zu weit geht er manchmal 1) in der Athetese, wo es scheint, als könnte er von dem Gedanken der Einheit sich manchmal nicht ganz frei machen. 2) In einer zu abstracten Gleichmässigkeit, namentlich in Bezug auf das Digamma. Diese Consequenz ist nicht durchführbar, da der Text nicht von einem Verfasser, und dabei interpolirt ist; und wäre er auch von einem Verfasser, so lässt sich nicht beweisen, dass das Ganze zu einer Zeit gedichtet ist, wo im Digamma kein Schwanken stattgefunden hätte. Die Sprache entwickelt sich allmählich. Denn zwischen der alten Zeit des herrschenden Digamma und der späteren, wo es sich nur dialektisch hält, ist es natürlich, eine Zeit des Schwankens anzunehmen, auch in einem Munde und nach Bedürfniss. Falsch also ist die Consequenz im Digamma, wenn die Ilias von mehreren, falsch auch, wenn sie von einem Dichter stammend gedacht wird." Digamma.

Vom Digamma handelte Haupt auch sonst, u. a. bei A. 33. ἔδδεισεν. „δεῖσαι (mit Ausnahme der reduplicirten Formen wie δεδίασι, δεδισκόμενος), δέος, und ihre Ableitungen δεινός, δειλός, δεῖμος, ausserdem das Adv. δήν lange, das Adj. δηρός langdauernd produciren häufig vorhergehenden kurzen Vocal. Dawes misc. crit. 165, 168 schloss daraus mit Recht auf ursprüngliches Digamma hinter dem δ. Lakonisch δοάν = δι̯ήν. Pott. etym. Forsch. 1, 95 ff. — Das doppelte δ drückt die alte Aussprache nicht aus, und Aristarch hat es gewiss nicht gesetzt, da er, wir wissen, Θ 423 ἀδεές, O 123 περιδείσασα, Ψ 417 ὑποδείσαντες schrieb. Auch lässt es sich im Anlaute nicht setzen. Vom Digamma hatten die alexandrinischen Grammatiker in den homerischen Gedichten keine Ahnung".

Bei der Erklärung einzelner Stellen ging Haupt stets von der Kritik der Alexandriner aus, wobei er oft auf Lehrs' epochemachendes Verdienst um deren Kenntniss hinwies. Sie urtheilten und verurtheilten meistens von den Anschauungen ihrer Zeit aus, oft engherzig meisternd; ihnen gegenüber machte er dann die historische Betrachtungsweise geltend. Dabei fielen bedeutende Winke über Eigenthümlichkeit volksmässigen Gesanges; sprachliche und sachliche Bemerkungen kamen je nach Bedürfniss. Ich greife einige Beispiele heraus.

1) Botenreden. Das Epos erzählt schlicht und rein, frei von rhetorischer Verschlingung. Die Wiederholung derselben Wendungen, Verse, Versreihen in den Botenreden hängt mit dem Charakter des volksmässigen Epos, also einer beruhigten Dichtung, ohne Leidenschaftlichkeit zusammen. Botenreden.

Formelhaftes. 2) Die Reden werden bei Homer immer mit stehenden Versen eingeleitet; diese Verse sind formelhaft. Das gesunde Volksgefühl legte auf diese Verse kein Gewicht, sie sind nur das Gefüge, die Bänder der Rede; die Volkspoesie kommt immer in Gleichem auf Gleiches. Ebenso althochdeutsch. cf. Hildebrandslied. Dies sind Naturgesetze[1]) des Epos.

3) Wesen der Formel ist das Haften fester Bedeutung; darum ist unklar und unhomerisch im Ausdruck B, 73. ἦ θέμις ἐστίν . Agamemnon will das Heer belügen πρῶτα δ' ἐγὼν ἔπεσιν πειρήσομαι, ἦ θέμις ἐστὶν, Καὶ φεύγειν σὺν νηυσὶ πολυκλήϊσι κελεύσω. Die Formel bedeutet sonst: wie es Rechtens ist, Sitte, hier ist sie nur ein Flickausdruck. Wenn Faesi sagt: was man sich wohl erlauben kann, so ist dies thöricht. Das Lügen ist den Griechen nie schwer geworden, sie hatten ganz andere Tugenden. Eine solche Prüfung kann keine θέμις sein. Beispiel einer Formel ist 4) A. 74. Ὦ Ἀχιλεῦ, κέλεαί με, διίφιλε, μυθήσασθαι. Das Wort διίφιλος hat nicht die volle Bedeutung, die es getrennt hat, es ist formelhaft, ein ehrendes Wort; ähnlich θεῖος, θεσπέσιος.

Alexandriner. Besondere Rücksicht nahm Haupt stets auf Aristarch, der obwohl auch zuweilen in den Anschauungen seiner Zeit befangen, in seiner Bedeutung doch besonders klar wird durch die Vergleichung mit anderen alten Kritikern.

5) A. 138. Agamemnon spricht:

εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι
ἢ τεὸν ἢ Αἴαντος ἰὼν γέρας, ἢ Ὀδυσῆος
ἄξω ἑλών.

An die homerischen Gedichte knüpft sich die grammatische Gelehrsamkeit der Griechen, nicht blos die gesunde und echtwissenschaftliche, die ihren Gipfel in Aristarch und seiner Schule erreichte, sondern auch die spitzfindige, verkehrte, in unnütze Klügelei sich verirrende, Schwierigkeiten aufsuchende und thörichte Fragen aufwerfende und sich in künstlicher und zuweilen aberwitziger Lösung und Beantwortung gefallende. Lehrs Ar. 200—229 de grammaticis, qui ἐνστατικοί et λυτικοί dicti sunt. Von solcher unfruchtbaren Spitzfindelei enthalten hier die Scholien ein Beispiel: ἄλογον τὸ καὶ τούτους συνεβρίζειν τοὺς μηδὲν ἀδικήσαντας ἢ πλημμελήσαντας . ἡ λύσις ἐκ τοῦ προσώπου · ὑποκεῖνται γὰρ Ἀχιλλέως φίλοι ἀμφότεροι. Gesunder Sinn erkennt, dass Agamemnon nur übermütig ist, und dass er das Beste will, und dass er, wenn die Griechen sein Verlangen nicht erfüllen, sich natürlich an irgend einem der Vornehmsten rächen und seines Schadens Ersatz holen wird. Denn die werden ja Schuld sein.

[1]) Es ist schade, dass in dem anregenden Buche von Schneidewin: Die homerische Naivetät, Hameln 1878, die vergleichende Betrachtung nicht angewandt ist.

6) Ein häufig wiederkehrender Fehler der alten Kritiker war, das zu tilgen, was ihnen überflüssig erschien.

A. 117. *ἀλλὰ καὶ ὣς ἐθέλω δόμεναι πάλιν, εἰ τό γ' ἄμεινον ·*
βούλομ' ἐγὼ λαὸν σῶν ἔμμεναι ἢ ἀπολέσθαι.

ὅτι Ζηνόδοτος αὐτὸν ἠθέτηκεν, ὡς τῆς διανοίας εὐήθους οὔσης · οὐ δεῖ δὲ αὐτὸν ἰδίᾳ προφέρεσθαι, ἀλλὰ συνάπτειν τοῖς ἄνω · ἐν ἤθει γὰρ λέγεται. Aristarch also, der den Vers festhielt, bemerkte, er sei keineswegs albern, wenn man ihn nur nicht dem Gedanken nach und durch grössere Pause von dem vorhergehenden sondere; vollkommen richtig. Denn für sich genommen und von dem vorhergehenden aus dem Zusammenhange gelöst, ist der Vers allerdings albern, weil er sagt, was sich von selbst versteht, also nichts als leere Worte enthält. Er steht aber mit dem vorhergehenden in einem causalen Zusammenhange: 'aber auch so will ich sie wiedergeben, wenn dies besser ist: (denn) ich will vielmehr, dass das Heer wohlbehalten sei, als dass es verderbe.' Entbehrlich ist dieser Gedanke auch so: aber das allenfalls Entbehrliche zu tilgen ist nirgend weniger erlaubt, als im alten Epos. — *ἐν ἤθει* so dass es zum Charakter stimmt und die Empfindung und Gesinnung ausdrückt. — Selbst Aristarch beging aber Fehler:

7) A. 26 sqq. Agamemnon spricht zu Chryses.

Μή σε, γέρον, κοίλῃσιν ἐγὼ παρὰ νηυσὶ κιχείω
ἢ νῦν δηθύνοντ' ἢ ὕστερον αὖτις ἰόντα,
μή νύ τοι οὐ χραίσμῃ σκῆπτρον καὶ στέμμα θεοῖο.
τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω · πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν
30. *ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ, ἐν Ἄργεϊ, τηλόθι πάτρης,*
ἱστὸν ἐποιχομένην καὶ ἐμὸν λέχος ἀντιόωσαν.
ἀλλ' ἴθι, μή μ' ἐρέθιζε, σαώτερος ὥς κε νέηαι.

29, 30 und 31 athetirte Aristarch, weil die Verse (nach Andronikus) die Kraft der Drohung schwächen; Chryses würde sich beruhigt haben bei dem Gedanken, dass seine Tochter dem König dienen könnte. Ausserdem sei es unschicklich, wenn Agamemnon sagte *καὶ ἐμὸν λέχος ἀντιόωσαν.* Im ersten Grunde ist die servile Verworfenheit einer verderbten Zeit auf die homerische übertragen, der zweite fällt in Betracht der naiven homerischen Anschauung über Geschlechtsverhältnisse. Der epische Stil ist ausführlich, und es ist nichts zu streichen.

Höhere Kritik.

Die Aufgabe der höheren Kritik präcisirte Haupt also: „Uns darf die Ansicht des Alterthums, das von der Entstehung der homerischen Gedichte nichts wusste, sondern Sagen und Meinungen folgte, nicht abhalten von selbstständiger und freier Prüfung. Durch scharfe und von

Aufgabe.

keiner Mannigfaltigkeit der Fragen gestörte Betrachtung der Ilias müssen wir versuchen zu erforschen, ob die Ilias ein ursprüngliches Ganzes ist, kunstmässig von einem Dichter auf Einheit berechnet und vielleicht nur durch einzelne Einschaltungen und Erweiterungen vermehrt, oder ob sie eine Vereinigung einzelner Lieder eines Dichters oder mehrerer Dichter ist. Zu dieser Untersuchung bedarf es nicht des Voraussendens allgemeiner Regeln [1]); die Sache selbst, das vorliegende Gedicht soll allmählich Beobachtungen und Grundsätze geben."

In der Ausführung schloss er er sich eng an Lachmann an. Nach der Besprechung des zweiten Liedes sagte er: „Ich bin in der Untersuchung des zweiten Liedes wesentlich Lachmann gefolgt. Lange und oft wiederholte Beschäftigung mit der Ilias hat mich hier und in den meisten Büchern der Ilias immer auf's Neue überzeugt, dass Lachmann das Rechte getroffen hat, und ich habe hier allerhand hinzufügen können, was seine Entwicklung bestätigte oder weiterführte. Die rechte Probe des Ganzen ist nun, wenn man nach den einzelnen Betrachtungen das zweite Lied, wie wir es aus den mancherlei Zuthaten herausgeschält haben, als ein Lied abgeschlossen liest.

n des liedes.

Diese Probe besteht nicht, was nach Lachmann über das zweite Buch der Ilias vorgebracht worden ist zur Entschuldigung seiner Widersprüche und Wunderlichkeiten, oder auch als Versuch anderer Entwirrung. Fäsi hat sich durch das Bestreben, die Einheit der Ilias festzuhalten, an mehreren Stellen zu absurden Beschönigungen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten ohne Wahrheit verleiten lassen; die fast geflissentlich beschränkte Ansicht mag zum Theil durch die Furcht, in einem Schulbuche an Hergebrachtem zu rütteln, veranlasst oder doch verstärkt sein: und gewiss ist es schwierig für Anfänger in diesen Dingen das richtige Mass zu treffen; aber das Festhalten an Unhaltbarem ist doch gewiss auch pädagogisch verkehrt [2]). Auf andere Weise und in bestimmter Polemik

---

[1]) Dies ist nicht so zu verstehen, als ob allgemeine Voraussetzungen überhaupt nicht nothwendig wären. Im Gegentheile: ohne Wolf's Prolegomena, ohne die Betrachtung über das Wesen der Volkspoesie wäre wohl Lachmann nie zu seiner Methode und zu seinen Resultaten gelangt. Richtig ist nur, dass die Epen in ihrer vorliegenden Gestalt die Wahrheit der gemachten Voraussetzungen beweisen müssen; und ein Lehrer wird am besten diesen umgekehrten Weg einschlagen.

[2]) Bonitz hat diesen Satz zwingend entwickelt in der Vorrede zur dritten Auflage seines Vortrages über den Ursprung der Homerischen Gedichte. (4. Aufl. p. V.) Er kommt zu dem Resultate: „Es bleibt nur übrig die vorhandenen Widersprüche, insoweit sie sich einem aufmerksamen Schüler darbieten müssen, unverholen anzuerkenen. Um dies ohne Beeinträchtigung der

hat Lachmann's Ansicht über das erste und zweite Buch der Ilias Nägelsbach bekämpft; nach meiner Ueberzeugung mit unglückseliger Spitzfindelei, die nur Anfänger durch den Schein des Scharfsinnes täuschen kann. Rechtfertigung nirgend, nur Beschönigung. Anders, auch zum Theil weniger befangen, haben nicht wenige sich bemüht, den Lachmann'schen Ansichten Besseres entgegenzusetzen, z. B. Hoffmann im Philologus 1848. Vieles davon hat gut widerlegt Köchly in einem Züricher Programm vom J. 1850 (wieder in Köchly's opuscula academica. tom. 1. Leipzig 1853). Köchly selbst geht von gesunden und vorurtheilsfreien Ansichten aus und steht wesentlich auf dem Boden der Lachmann'schen Kritik. Sein eigener Versuch, das zweite Buch zu entwirren, anders als Lachmann, ist scharfsinnig, aber misslungen, und mit dem Schein strenger Methode doch sehr viel willkürlicher als Lachmann's scheinbare Kühnheit. Lachmann hatte, als Köchly's Programm erschienen war, im Sinne, das zweite Buch, wie es Köchly zerlegt und scheidet, einmal drucken[1]) zu lassen, um die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit solcher Lieder dadurch ganz einfach darzulegen.

Auf Köchly's Ansichten gehe ich nicht ein, noch auch auf die anderer. Ihre Darlegung und Widerlegung würde viele Zeit kosten, die wir fruchtbarer verwenden können; es ist auch durchaus nothwendig, wenn diese Vorlesungen das leisten sollen, was ich hoffe und mir vorgesetzt habe, dass wir uns ungestört durch Polemik und immer mit möglichst scharfer aber auch möglichst einfacher Betrachtung des Gegebenen durchdringen lassen von Lachmann's Ansichten. Eigenem Studium muss der Versuch einzelner Berichtigung und Weiterführung überlassen bleiben. 'Sein Urtheil befreit nur wer sich willig ergibt' — und bisher ist gegen Lachmann's consequente, auf schärfste Beobachtung gegründete, vom feinsten Gefühl belebte, durch genauste Kenntniss des volksmässigen Epos der

---

Achtung vor den Dichtungen thun zu können, ist es nöthig, als Ergebniss von Untersuchungen, die über den Bereich der Schule hinausliegen, einige kurze Bemerkungen über die wahrscheinliche Entstehung dieser beiden Dichtungen der Lectüre vorauszuschicken oder an geeigneter Stelle einzufügen. Ob diese auf das Nothwendigste beschränkten Bemerkungen je nach der Ueberzeugung des Lehrers sich näher an die Richtung von Lachmann oder von Nitzsch anschliessen, ist für den vorliegenden Zweck nicht von Bedeutung."

[1]) Lachmann schreibt am 23. Novbr. 1850 an Haupt: „Köchly hat mir seine Einrichtung von Ilias B. geschickt. Ich denke seine zwei Lieder im nächsten Prooemium drucken zu lassen, worin die Widerlegung liegt. Oder meinst Du es lohne nicht?" Bekanntlich hat Köchly diese Kritik an sich selbst geübt in den Iliadis carmina XVI. 1861.

Deutschen und anderer Völker gestützte Kritik wenig [1]) Gutes vorgebracht worden".

Erstes und zweites Lied.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie Haupt Lachmann's Ansichten ausführte. I. Die Ausführung Haupt's über das Verhältniss des zweiten Liedes zum ersten ist hinsichtlich der klaren Darlegung der Methode besonders wichtig.

„Der Ton des ersten und zweiten Liedes ist im Ganzen derselbe; das alte Volksepos, eben weil es nicht aus Individualitäten hervorgeht, sondern aus volksmässiger Gemeinsamkeit, hat bei jedem Volke lange Zeit hindurch denselben Stil; selbst bei Stammestrennung. Noch mehr in derselben Mundart (Nibelungen, Gudrun, die chansons de geste). Daraus also, dass der Stil derselbe ist, lässt sich weder bei der Ilias, noch bei der Odyssee, noch sonst bei einem volksmässigen alten Epos das mindeste folgern für Einheit des Dichters.[2]) Vielmehr sind neben der allgemeinen Uebereinstimmung gerade die einzelnen Unterschiede und Abweichungen in Wortgebrauch und Darstellungsweise wichtig, wenn sie auch an sich zum Theil nicht sehr erheblich scheinen können.

Zwischen dem ersten und zweiten Liede findet in der Sprache kein auffälliger Unterschied statt; einzelne ἅπαξ εἰρημένα hat jedes Buch der Ilias, nur wo sie sich häufen, oder durch ihre Art auffallen, können sie etwas zur Entscheidung beitragen. In der Darstellung aber ist zweierlei für das zweite Lied charakteristisch und abweichend von der Art des ersten Liedes.

1) Die alterthümliche, durch das ganze Lied sich gleichbleibende

---

[1]) Dieselbe Schätzung hatte er von Lachmann's Behandlung des Nibelungenliedes. Bald nach Lachmann's Tode schrieb er energischen Tones eine Anzeige von Lachmann's Ausgabe im litterarischen Centralblatte (1851 No. 15): „Der Herausgeber hat es nicht mehr erlebt, die 3. Ausgabe eines seiner Meisterwerke im Druck vollendet zu sehen. Geändert ist an der 2. Ausgabe nur durch kleine Nachbesserungen und durch die Aufnahme einiger früher übersehener Verse der Münchener Hs. in der Klage. Auch lässt sich, wenn nicht eine neue Hs. des Münchener Textes gefunden wird, an Lachmann's Ausgabe nichts Wesentliches ändern. Der Naseweisheit, die sich an der Texteskritik oder gar in Athetesen versuchen möchte, empfehlen wir, dass sie an diesem Vermächtnisse des grossen Kritikers Bescheidenheit lerne".

[2]) Vgl. Lachmann's Recension von Hagen's Nibelungen (1820) (Kl. Schr. z. d. Ph. 211): „Kein Wunder, dass H. noch immer in den Nibelungen das göttliche Gemüth eines einigen, unergründlichen Dichters erkennt. Wir geben das willig zu, wenn man mit diesem Dichter das Volk meint, dessen unergründlicher Geist sich freilich in dem Ganzen, wie fast überall in den geringsten Theile des Werkes abbildete."

Weise mit der die Erfolge plötzlich hervortreten, die inneren Ansichten, Gedanken, Entschlüsse verschwiegen oder nur flüchtig angedeutet werden:

a) Zeus will den Achaeern schaden. Er heisst den Agamemnon den Kampf rüsten. Aber dass dieser Kampf den Achaeern verderblich werden solle, wird in dem Auftrage an den Traum nicht gesagt, auch vorher nicht deutlich: man muss aus 4 und 5 ahnen; denn die Annahme mancher alter Grammatiker, dass *οἶλον* verderblich bedeute, ist zu verwerfen, und bedeutete es dies, so wäre die Andeutung nur wenig stärker.

b) Agamemnon thut zunächst nicht nach dem Geheisse, das ihm der Traumgott von Zeus bringt, sondern er regt die Achaeer auf zu dem Entschlusse, heimzukehren, durch eine klagende Rede (die alberne *βουλὴ γερόντων* ist auszuscheiden). Misstraut er dem Traume? Nein, er vertraut ihm, was aber 37 ganz kurz angedeutet ist.

c) Warum aber treibt er zur Flucht oder Heimkehr? Um die Achaeer zu prüfen. Das soll geahnt werden aus 37. Etwas mehr zu Tage kommt es allein 192 ff., aber nicht in der bestimmten Erzählung des Dichters, sondern als Erkenntniss des klugen Odysseus, der es erräth.

In dieser Weise, die Absichten und Meinungen der handelnden Personen erst durch die Erfolge deutlich werden zu lassen, bleibt sich das ganze zweite Lied gleich (eben deshalb ward es so stark interpolirt). Dies aber ist etwas individuelles neben dem sonst gleichen allgemein epischen Stile. Nicht so das erste Lied, wo die Motive der Handlungen in den Gesprächen gerade sehr ausführlich dargelegt werden.

2) Die Gleichnisse. Die Gleichnisse des ersten Liedes, deren nur zwei sind, sind ganz kurz und unausgeführt — 47 *ὅ δ' ἦλθε νυκτὶ ἐοικώς*, 104 *ὅσσε δέ οἱ πυρὶ λαμπετόωντι ἐίκτην* und hier sieht man, dass diese Weise auf die Fortsetzer eingewirkt hat. In der ersten Fortsetzung steht gar kein Gleichniss, in der zweiten nur 359 *καρπαλίμως δ' ἀνέδυ πολιῆς ἁλὸς ἠύτ' ὀμίχλη*. — Im zweiten Liede fand zwar ursprünglich nicht die Menge von Gleichnissen statt, die wir jetzt darin erblicken, aber doch Gleichnisse genug, und alle ausgeführt, so dass man sieht, der Dichter dieses Liedes hatte seine Freude daran, und diese Manier war ihm geläufig.

1) 87 ff. Das Drängen des Volkes zur Versammlung wird mit Bienenschwärmen verglichen, 7 Zeilen.

2) 147 ff. Die Bewegung der Versammlung wird mit einem Saatfelde, das vom Winde bewegt wird, verglichen. 4 Zeilen.

3) 206 ff. Das tosende Zurückströmen des Volkes zur Versammlung wird mit dem Getöse des Meeres am Ufer verglichen. 3 Zeilen.

4) 394 ff. Das Zujauchzen des Volkes wird mit dem Wogenschalle der Brandung verglichen. 4 Zeilen.

5) 455 ff. Der Waffenglanz der zum Kampf ziehenden Achaeer wird mit einem Waldbrande verglichen. 4 Zeilen.

6) 469 ff. Die zahllose Menge der Achaeer wird mit zahllosen Fliegenschwärmen verglichen. 5 Zeilen.

7) 480 ff. Der aus den Führern hervorragende Agamemnon wird mit einem Stier verglichen, der aus der Herde ragt. 4 Zeilen.

Das Lied schliesst sich mit den drei Gleichnissen ebenso absichtlich ab, wie sich das erste abschliesst mit der Erzählung des Erfolges der vielen Gespräche.

Beide Lieder, das erste und das zweite, sind sich an Umfang fast gleich, ungefähr 350 Verse (das zweite etwas kürzer). Im ersten zwei unausgeführte kurze Gleichnisse, im zweiten sieben ausgeführte. Diese Verschiedenheit des poetischen Stils muss für jedes einfache Gefühl die Verschiedenheit der Dichter bestätigen.

Ergebniss.

1) Das zweite Lied ist ein Lied, das zu denen vom Zorn des Achilleus gehört. — 2) Sein Inhalt folgt auf den Inhalt des ersten Liedes. — 3) Es schliesst sich nicht genau an das erste Lied an. — 4) Es enthält eine Anspielung, die im ersten Lied keine Beziehung findet. — 5) Es ist abweichend in der Form der poetischen Darstellung. — 6) Es ist von einem andern Dichter.

II. Im 7. Liede Θ 475 f. ist in Zeus Worten ἦματι τῷ κτλ der Tag, an welchem Achilleus, um den Patroklos zu rächen, wieder im Kampf auftreten werde, offenbar als einer fernen Zukunft erwähnt; und der Ort, wo um Patroklos gestritten werden soll, ist ἐπὶ πρύμνῃσιν, στείνει ἐν αἰνοτάτῳ, in schrecklicher Enge, an den Hintertheilen der an's Land gezogenen Schiffe. Aber so geschieht es nicht im Verlaufe unserer Ilias: am nächsten Tage, vor dem Sonnenuntergange (Σ 240) kämpft Achilleus um den Leichnam des Patroklos, und der Ort des Kampfes ist theils in der Ebene, theils am Graben, nicht ἐπὶ πρύμνῃσιν, sondern ausserhalb des Schiffslagers. Aristarch sah den Widerspruch sehr wohl ein: er tilgte Θ 475, 476; nach seiner, dem Alterthume gemeinsamen Ansicht mit Fug. Aber es ist ganz unglaublich, dass Jemand diese dem Verlaufe widersprechenden Verse in die ganze, fertig zusammengereihte Ilias sollte eingeschoben haben. Aus welchem Grunde könnte er es denn gethan haben? Dagegen begreift sich sehr wohl, und ist durch andere Beispiele in Menge bewiesen, dass ein Zeitalter, das sich ohne Kritik an der Poesie ergötzte und sich mit ungefährem Zusammenhange ohne strengere Kritik begnügte, den Widerspruch bei der Zusammenstellung übersah. Aber

was Hörern und Lesern zugetraut werden muss, ist der Klarheit und Besonnenheit eines Dichters[1]) nicht zuzutrauen.

Euphorbos.

III. Gegen Lachmann richtet sich die folgende Ausführung:

„In der wunderherrlichen Erzählung von Patroklos' Tode findet Lachmann anstössig *Π*, 850. Er sagt: „Wenn der Sterbende zu Hektor sagt: 'Deiner Zwanzig hätte ich überwunden, *ἀλλά με μοῖρ' ὀλοὴ καὶ Λητοῦς ἔκτανεν υἱός*' was soll da der Zusatz (850) *ἀνδρῶν δ' Εὔφορβος· σὺ δέ με τρίτος ἐξεναρίζεις*, als nur Euphorbos ganz ohne Grund und Verdienst über Hektor zu erhöhen? Dass der Name die übrigen drei Male viersilbig sein kann, mag bei genauerer Untersuchung bedeutend werden; aber auszugehen von kleinen Sprachbemerkungen ist bei der Beurtheilung so veränderlicher Poesie Thorheit". Schon die Alten stutzten hier; nach *μοῖρα*, *Λητοῦς υἱός*, *Εὔφορβος* sei Hektor nicht der dritte, sondern der vierte. Aber Aristarch bemerkte richtig, die *μοῖρα* werde nicht gerechnet: sie ist nicht den andern coordinirt. Ich gebe zu, dass dies ein Zusatz sein kann, für sicher halte ich es nicht, nicht einmal für wahrscheinlich. Denn Lachmann's 'ganz ohne Grund' ist nicht richtig. Hektors Ruhm wird ja dadurch herabgesetzt, gemäss dem Charakter, den die beiden Kämpfer in diesem Liede haben".

Glaukos und Diomedes.

IV. Von allgemeinem Interesse ist:

Z, 234—236. Glaukos' und Diomedes' Waffentausch:

ἔνθ' αὖτε Γλαύκῳ Κρονίδης φρένας ἐξέλετο Ζεύς,
ὃς πρὸς Τυδείδην Διομήδεα τεύχε' ἄμειβεν
χρύσεα χαλκείων, ἑκατόμβοι' ἐννεαβοίων.

Schiller in seiner vortrefflichen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung (1795) sieht in dieser Stelle einen Beweis der naiven Dichtung. Naiv ist hier nicht das unschuldige Dichten, sondern die Unbefangenheit, mit der der Dichter es kundgibt, dass ihm die Seelengrösse seiner Helden nicht passt. Heyne wollte die drei Zeilen 234—236 tilgen. Davor werden wir uns hüten. Wir erblicken hier ein sicheres Zeichen überlieferter Sage: der Dichter steht hier unter seinem Volke.

V. Ein Beispiel der Art, wie Haupt Lachmann's Forschungen ergänzte, ist das folgende:

---

[1]) Vgl. Lachmann in einem Briefe an Lehrs bei Friedländer VI: „Das kann ich nicht zugeben, dass in einer Volkspoesie, die nicht verwildert und unredsam ist wie unsre des 16. Jahrhunderts, Widersprüche und Unebenheiten vorkommen können, welche zeigen, dass der Dichter sich die Umstände nicht klar gemacht hat, wie die Theophanie in Il. A. trotz der Abwesenheit der Götter".

Ergänzung zu Lachmann.

„Mit *H* 313 beginnt ein Stück von etwas über 400 Versen, das ungeschickt und unklar eine Menge von Dingen zusammendrängt. Schon Hermann hat in der Vorrede zu den Hymnen p. VII bemerkt, dass hier nicht ursprüngliche und gute Poesie, sondern missrathene Arbeit eines Nachahmers vor uns liegt. Hermann redet vom Anfange des achten Buches (*Θ*), aber was er sagt, gilt offenbar schon vom Schlusse des 7. Buches (*H* 313 ff.)". Hierauf gab Haupt die genaue Inhaltsübersicht des Stückes, machte auf die Ueberfülle der Begebenheiten aufmerksam und erörterte dann die von Lachmann hervorgehobenen Schwierigkeiten im Einzelnen ausführlicher. Von eigenthümlichem Werthe sind die folgenden ausgewählten Punkte:

H 313 sqq.

1) ist bei Haupt die grosse Hast in der Zeitrechnung.

2) lautet: „*H* 433 ist höchst merkwürdig. Der hier beginnende Tag dauert bis *H* 465. An diesem Tage bauen die Achaeer ihren Grabhügel und ihre Mauern. Was thun denn die Troer? Davon erfahren wir kein Wort; sie thun eben gar nichts. Und doch ist der Waffenstillstand nur für das Verbrennen der Todten bestimmt, *H* 395 f. 408 f. Sind die Troer nicht ganz und gar thöricht, über die Zeit der geschlossenen Waffenruhe hinaus gelassen und ruhig die Achaeer ihre Mauer bauen zu lassen?

3) Von dem Bau der Mauer ist *H* 436—441 erzählt. Sie wird an dem *H* 433 beginnenden und *H* 465 endenden Tage gebaut. Und nicht etwa nur begonnen wird die Mauer, sondern vollendet, *H* 449 und ganz deutlich 465. Die Mauer aber hat hohe Thürme, wohlgefügte Thore, einen breiten und tiefen Graben mit Schanzpfählen. *H*, 437 ff. — Dennoch ist sie gebaut an einem Tage von Morgen bis Abend! Und die Erzählung ist nicht etwa wunderbarlich und märchenhaft gehalten: offenbar soll Alles ganz natürlich zugehen. Und wir haben ein Epos vor uns, nicht ein Drama, das die Zeit in energischer Unmittelbarkeit zusammendrängt. — Dieses unverständige und unepische Uebermass von Leistungen eines Tages sieht auf ein Haar ähnlich einem späteren Hinzudichter, der in grosser Geschwindigkeit abthut, was ihm anzubringen nöthig deuchte".

4) tadelte er das viermalige Essen in diesem einen Stück,

5) das viermalige Blitzen und Donnern: „Zeus ist wie ein Theatermaschinist; zugleich ist *H* 477 ff. unklar im Ausdrucke, und Zeus weiss nicht recht was er will.

6) „Lachmann merkt mit Recht an, dass dreimal in denselben engen Grenzen Etwas beinahe geschieht. Damit muss die Poesie nothwendig sparsam sein. Man darf aber nur, was Lachmann nicht erst der Mühe werth gehalten hat, diese drei Stellen vergleichen, um die dürftigste Aermlichkeit auch in der Darstellung zu erkennen. *Θ*. 90. Nestor hätte beinahe

sein Leben verloren, Θ 130 die Achaeer wären beinahe in Ilion eingesperrt worden, wie Lämmer, Θ 217 Hektor hätte beinahe die Schiffe der Achaeer angezündet.

Zu diesen einzelnen starken Ungebührlichkeiten der Erzählung kommt nun noch, dass das ganze Stück nirgend Ordnung, Ruhe, Klarheit hat. Was Hermann vorlängst ausgesprochen hatte, dieses Stück sei ein Beispiel elendes Nachahmerstiles (womit sich wohl verträgt, dass Einzelnes ganz hübsch ist und der Ton der Sprache der allgemein epische), das ist ganz unzweifelhaft. Durch Lachmann's zusammenhängende Untersuchung musste nun aber auch erkannt werden, wodurch denn das Zusammenpfuschen und Einschalten veranlasst ward. Dieses Stück reicht bis Θ 252; gleich mit dem folgenden Verse wird Alles licht und schön und zusammenhängend (ἔνθ' οὔτις πρότερον Δαναῶν κτλ.). Mit dieser Zeile beginnt das siebente Lied (denn *H* 313 — Θ 252 lässt sich gar nicht ein Lied nennen). Aber dieses schöne siebente Lied entbehrt des Anfanges. Dieser fehlende Anfang ist in dem verwerflichen Stücke hinzugedichtet.

In diesem verwerflichen Stücke ist die Beziehung auf das Vorhergehende sehr gering:

1) auf das sechste Lied, den Zweikampf des Aiax mit dem Hektor wird *H* 321, 322 zurückgedeutet, wo Aias beim Nachtmahl in Agamemnons Zelt mit dem Rückenstücke des Stieres geehrt wird. Aber diese Andeutung ist oberflächlich und es fragt sich, ob diese beiden Zeilen nicht später eingeschaltet sind: sie lassen sich herausnehmen.

2) *H* 351 wird auf den Bruch der ὅρκια angespielt, ganz im Vorbeigehen.

Siebentes Lied.

Verhältniss dieses Stückes zu dem siebenten, mit Θ 253 beginnenden Liede. An sich liess es sich wohl denken, dass vom siebenten Liede schon in früher Zeit vor der Vereinigung der Ilias sich der Anfang verloren hatte und von einem wenig begabten Sänger ergänzt wurde. Allein viel wahrscheinlicher ist es, dass erst bei der Zusammenfügung der einzelnen Lieder zu unsrer Ilias oder wenigstens erst vor der vielleicht schon früher eingetretenen Vereinigung mehrerer Lieder dieses Stück hinzukam. In diesem verwerflichen Stücke wird, freilich mit abenteuerlicher Uebertreibung der Schnelligkeit, von dem Mauerbau der Achaeer erzählt. Im siebenten Liede aber kommt gar keine Mauer vor, sondern nur ein Graben (und dies ist ein neuer Beweis gegen das Alter des verworfenen Stückes); aber später (in *M*) wird die Mauer wichtig. Damit nun diese vorher gar nicht erwähnte Mauer, deren plötzliche Erwähnung dort im einzelnen Liede nicht auffallen darf, nicht auf einmal erscheinen möchte, ward sie von einem Nachdichter hier aufgebaut, lächerlich genug an einem Tage ohne Hilfe der Götter. Also bei der Vereinigung ergänzte man mit

ungeschickter Hand den fehlenden Anfang des siebenten Liedes; oder auch, um den Mauerbau anzuknüpfen, ward der echte Anfang des siebenten Liedes verdrängt. Er braucht nicht lang gewesen zu sein.

Als Anfang des siebenten Liedes ist das verworfene Stück augenscheinlich gedichtet. Im siebenten Liede, Θ 255 rücken die Achaeer über den Graben aus: deshalb ist (Θ 213) erzählt, dass sie über den Graben zurückgedrängt sind. Im siebenten Liede (Θ 397) sitzt Zeus auf dem Ida: dorthin hat ihn der Nachdichter (Θ 47) sich begeben lassen. Dennoch, wie dieser Nachdichter überhaupt im Ungeschick das Mögliche leistet, so hat er auch hier höchst gedankenlos sich benommen, gerade wie die Interpolatoren der Nibelunge, die oft Einzelnes in den verschiedenen Liedern in Einklang setzen, dabei aber die erheblichsten Widersprüche auszugleichen vergessen. So ist hier Zeus von dem Nachdichter zwar glücklich auf den Ida gebracht worden, aber ein starker Widerspruch ist von ihm hinzugethan. Θ 5—27 lässt der Nachdichter den Zeus den Göttern mit den härtesten Drohungen es verbieten, den Troern oder den Achaeern zu helfen, besonders 10 ff. Athene verspricht Gehorsam 31 ff. in Versen, die aus Θ 462 ff. gestohlen sind; im siebenten Liede aber fahren die Göttinnen ganz offen den Achaeern zu Hilfe, und von dem drohenden Verbote des Zeus ist mit keinem Worte die Rede, 350—396. Zeus zürnt zwar 397 ff., aber auf sein Verbot ist auch da keine Anspielung. Auch nicht, wo Here sich entschuldigt Θ 462 ff. vgl. Hermann opp. 5, 63".

Erklärende Kritik.

In dieser Ausführung hat Haupt seine eigene Forderung durchgeführt, dass man bei der Annahme von Interpolationen ihren Anlass nachweisen müsse (vgl. oben 130 f.). Haupt hat unternommen, was Lachmann nur angedeutet hatte: die Genesis der anstössigen Stelle zu zeigen. Kirchhoff hat die Aufgabe des Kritikers für solchen Fall geschildert (Comp. d. Od. 20): „Wenn eine besonnene Kritik demnach darauf verzichten muss, die nachgewiesenen Schwierigkeiten mit den gewöhnlichen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu beseitigen, so kann ihre Aufgabe nur noch sein sie zu erklären. Diese Aufgabe wird sie freilich nicht so lösen können, dass sie sich mit dem Nachweise abquält, dasjenige, was gesunder Menschenverstand als ungereimt erkannt hat und erkennen muss, reime sich dennoch — es würde das eine vergebliche und ihrer unwürdige Bemühung sein — sondern so, dass sie aufzeigt, wie dergleichen Ungereimtheiten, die nicht abzuleugnen, entstehen konnten, unter gewissen Umständen sogar nothwendig entstehen mussten, kurz, indem sie die Genesis der anstössigen Auffassung und Darstellung darlegt". Wenn Haupt versucht, die Zeit zu bestimmen, in der das beanstandete Stück gedichtet wurde, so ist damit die schon angedeutete Aufgabe ausgesprochen: Lachmann's Untersuchungen

müssen in der Weise ergänzt werden, dass unternommen wird, die Entstehungsgeschichte der Ilias in ihrem Verlaufe darzustellen.

VI. Einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe liefert die Betrachtung des achten Liedes: „Wo das achte Lied angeht, ist schwer zu sagen; ich denke, Θ 485—488 sind Einschaltung und das Lied beginnt 489. Es reicht bis zum Schlusse des I. Achtes Lied.

Inhalt:

Die Troer halten Wacht vor dem achaeischen Lager und zünden, Angriff oder Abfahrt zu vereiteln, viele Wachtfeuer an. Agamemnon beruft die Volksältesten und schlägt ihnen heimliche Flucht vor. Diomedes und Nestor halten ihn davon ab. Nach dem Nachtmahle willigt Agamemnon ein, die von ihm unberührte Brisëis dem Achilleus zurückzugeben und Geschenke dazu, ihn zu versöhnen. Phoinix, der Erzieher des Achilleus, Aiax, Telamons Sohn, Odysseus, zwei Herolde gehen zu Achilleus. Er nimmt sie freundlich auf, verschmäht aber Agamemnons Anerbieten. Den Phoinix behält er bei sich und droht heimzukehren. Aiax und Odysseus bringen die Nachricht zurück, die grosse Bestürzung erregt. Diomedes ermuthigt und mahnt zur Ausdauer. Schluss des I.

In diesem achten Liede ermahnt Agamemnon die Führer der Achaeer zur Flucht und Heimkehr mit denselben Worten, mit denen er in *B* dasselbe gethan hat. I 17—25 = *B* 111—118.

I 26—28 = *B* 139—141.

Ausscheiden lässt sich nichts: Elf Verse hintereinander, aus einer Stelle des *B* so zusammengesetzt, wie in *E* die Wagenschirrung der Here und die Rüstung der Pallas (*E* 733 ff. = Θ 384 ff.). Eine solche Wiederholung ist bei einem Dichter völlig unbegreiflich. Nicht blos wegen der Armut, die sich selbst lange Versreihen abborgt, sondern wegen der Armseligkeit der Erfindung. Mag Agamemnon im 9. Buche versuchend, oder wie es vielmehr scheint, da er weint, ernsthaft die Griechen zur Flucht auffordern, so hätte doch ein Dichter der Ilias nichts unsinnigeres thun können, als ihn genau die Worte der Versuchung in *B* gebrauchen zu lassen. Dadurch wird Agamemnon geradezu lächerlich. Die also für das Schattenbild eines Homer ihre stumpfen Waffen führen, sollten doch bedenken, dass hier (wie freilich sehr oft) ihre Verehrung der Ueberlieferung, d. h. des ungeprüften Glaubens des Alterthums, zum Frevel an dem gesunden Menschenverstande wird, und dass sie sich einen Dichter träumen, der bald zu den höchsten und herrlichsten aller Zeiten gehört, bald geradewegs kindisch ist. Fassen wir aber das achte Lied als ein einzelnes, dessen Sänger sein Lied weder in Beziehung zu dem zweiten Liede setzte, noch bei seinen Hörern bestimmte Erinnerung daran voraussetzte, so hat seine Entlehnung nichts

anstössiges. Nur führt sie auf die Vermutung, dass wir hier überhaupt ein späteres Stück vor uns haben.

Und diese Vermutung wird durch den Stil und die Darstellung bestätigt. — Beziehung auf Δ 370 (ἐπιπώλησις Ἀγαμέμνονος) findet sich I, 34 in den Worten des Diomedes. Diese Anspielung ist aber nicht sehr schicklich. Ein Nachtragen, das wenig heldenhaft ist und sehr absticht von Diomedes heldenhaftem Benehmen in Δ. — Das Lied ist, wie Lachmann sehr richtig bemerkt hat, gedichtet schon mit dem Bestreben, die Erzählung in einer stätigen Folge zusammenzureihen. Wie wir jenes schlechte Stück zwischen dem 6. und siebenten Liede (*H* 313 — Θ 252) erkannten als eingeschoben, um die später wichtige Mauer erbauen zu lassen, so ist hier I 349 die Mauer eben erst erbaut, in beiläufiger Rede des Achilleus (in der τειχομαχία *M* dachte sich der Dichter die Mauer nicht als ein neues Werk). Ich glaube aber keineswegs, dass der Dichter des achten Liedes gerade jenes vielfach abgeschmackte Stück vor Augen hatte: aber auch er erwähnte, was später wichtig ward. Vielleicht hat aus dieser Stelle des I. der Verfasser jenes Stückes seinen Grundstoff genommen; vergl. I 350 = *H* 441. Die Abenteuerlichkeiten und Thorheiten der Erzählung hat er selbst hinzugethan".

Tabelle über Δ — O.

Viel weiter als bis zum vierzehnten Liede kam Haupt wohl selten; er dictirte dann zum Schlusse der Vorlesung folgende Tabelle über die Bücher Δ — O, mit welcher auch diese Darstellung endigen soll.

Δ.	1— 71.	Zehntes Lied.
	72— 83.	Interpolation.
	84—192.	Zehntes Lied.
	193—194.	Interpolation aus *P* 454. 455.
	195—207.	Zehntes Lied.
	208—209.	Interpolation.
	210—496.	Zehntes Lied.
	497—520.	Vierzehntes Lied: 497 Anknüpfung statt des verlorenen Anfanges.
	521—539.	Zehntes Lied.
	540—543.	Interpolation.
	544—557.	Zehntes Lied (Lachmann: nach mir 544—547. 558—565. Zehntes Lied. 548—557. 566—664. Vierzehntes Lied).
	558—664.	Vierzehntes Lied.
	665—762.	Nestors Erzählung.
	763—766.	Vierzehntes Lied.
	767—785.	Interpolation.

786—793. Vierzehntes Lied.
794—803. Interpolation aus *Π.* 36—45.
804—847. Vierzehntes Lied.

M. 1— 3. Interpolation, statt des fehlenden Anfanges des elften Liedes.
3—118. (ἀριστερά —) elftes Lied.
118. τῆπερ — 124 ἔχε. Interpolation.
124. τοὶ — 126. Elftes Lied.
127—136. Interpolation.
137—140. Elftes Lied.
141—153. Interpolation.
154—161. Elftes Lied.
162—174. Interpolation.
175—181. Interpolation an der Stelle verlorener Verse des elften Liedes.

N. 1— 91. Zwölftes Lied.
92— 93. Interpolation.
94—155. Zwölftes Lied.
156—169. Interpolation.
170—344. Zwölftes Lied.
345—360. Dreizehntes Lied.
361—835. Zwölftes Lied.

Ξ. 1— 26. Interpolation.
27—152. Interpolation.
153—369. Dreizehntes Lied.
370—388. Interpolation.
389—401. Dreizehntes Lied.
402—425. Zehntes Lied.
426. Interpolation.
427—429. Zehntes Lied.
430—431. Interpolation aus *N.* 536. 537.
432—507. Zehntes Lied.
508—522. Dreizehntes Lied.

O. 1—235. (56—77. 212—217 vielleicht Interpolation)? Dreizehntes Lied.
232—257. Zehntes Lied.
258—261. Vielleicht vierzehntes Lied.
262—269. Zehntes Lied.
270. Vielleicht vierzehntes Lied.
271—280. Zehntes Lied.
281—305. Vierzehntes Lied.

306—327. Zehntes Lied.
328—366. Vierzehntes Lied.
367—380. Interpolation.
381—514. Vierzehntes Lied.
515—591. Zehntes Lied.

Gerade diese Liste lässt den Wunsch lebhafter rege werden, etwas genauer zu erfahren, wie es bei der vorausgesetzten Zerreissung und Wiederzusammenfügung der fünf Lieder zugegangen sein mag, wenn anders wir an ihre Möglichkeit glauben sollen.

Haupt und Lachmann.

Es zeigte sich schon, dass Haupt mit Lachmann's Forschungen die Untersuchung im Wesentlichen als abgeschlossen betrachtete, wenigstens für ihn selbst. Ein Fortschritt sei zwar möglich, aber nur auf dem von Lachmann eingeschlagenen Wege [1]). Er selbst hat sich in den Streit der Meinungen, den Lachmann's Betrachtungen erregten, nicht gemischt, in der Ueberzeugung, dass die einfach dargestellte Wahrheit am Ende doch durchdringen müsse [2]); warum er sich nicht irre machen lasse, hat er hinsichtlich der Nibelungenfrage in der Antikritik im 11. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum (Zu des Minnesangs Frühling. p. 587) im Jahre 1859 ausgesprochen: „Nach allem, was in den letzten Jahren über die Nibelungen verhandelt worden ist und nach allem Siegesgeschrei hat jede neue Prüfung mir Lachmann's Ansichten bestätigt. Ich ertrage es ruhig, wenn

[1]) Er zeigte im litterarischen Centralblatte von 1851, No. 1, p. 13 eine Schrift von Ed. Cauer an: Ueber die Urform einiger Rhapsodien der Ilias (Berlin, 1850), und schrieb in einer sehr erregten Zeit (vergl. oben p. 41, p. 53) in starken Ausdrücken: „Nachdem in der letzten Zeit sich neben einigen löblichen Versuchen bald zähe Unbehülflichkeit, bald geistlose Kleinlichkeit, bald platte Naseweisheit an die höhere Kritik der Ilias gewagt hat, bringt uns diese kleine Schrift eine willkommene Erholung. Der Verfasser erkennt den Weg, den Lachmann in seinen Betrachtungen über die Ilias betreten hat, als den einzigen an, auf dem ein wissenschaftlicher Fortschritt möglich ist. Einen solchen Fortschritt versucht er, indem er die sechs Bücher vom 11. bis zum 16. einer Zergliederung unterwirft. Dabei gewinnt er zwei Reihen von je drei Liedern, die Lieder ungefähr vom Umfange der jetzigen Bücher. In das Einzelne folgen können wir an diesem Orte dem Verf. nicht, und wir müssen uns deshalb enthalten anzugeben, inwieweit uns seine Ansichten triftig erscheinen; aber aufmerksam machen wollen wir auf diese Schrift, die sich nicht nur durch Scharfblick, Sinnigkeit und lichtvolle Darstellung auszeichnet, sondern auch durch das Masshalten im Vermuten und durch strenges Fernhalten alles nicht unerlässlich zur Sache Gehörigen an Lachmann's Methode erinnert."

[2]) „Den Streit der Meinungen überdauert die ernst gesuchte und prunklos dargestellte Wahrheit". Lachmann's Worte am Schluss der Vorrede zu den philologischen Abhandlungen seines Freundes Klenze 1839. Bei Hertz, Biogr. Lachmanns am Anfang des Vorworts.

der eine mich störrig schilt, andere über mein Schweigen als über ein Zeichen der Schwäche frohlocken. Ich würde nicht schweigen, wenn sich meine Ueberzeugung in irgend einem Punkte geändert hätte, sondern erkannter Wahrheit die Ehre geben; wer mir dies nicht zutraut, an dessen Meinung ist mir nichts gelegen. Aber in den Streit mich zu mischen, habe ich keine Pflicht und keine Lust; nicht mit jedem Gegner reizt der Kampf, und nach den bisherigen Erfahrungen wäre davon kein Erfolg zu erwarten. Es könnte nichts helfen Gegner zu bestreiten, die in Allem, was Sprachkenntniss, Erklärung, Kritik, Geschichte der Litteratur, Verständniss der Poesie anlangt, sich in anderer Weise bewegen als die ist, die ich nicht nur im Altdeutschen und nicht nur oder zuerst von Lachmann gelernt und gewiss nicht überall richtig geübt, aber als die richtige erkannt habe."

Bedingung des Fortschrittes.

Lachmann selbst hielt den Theil der Untersuchung, welchen er bearbeitet hatte, im Wesentlichen für abgeschlossen, Ergänzungen, selbst Aenderungen im Einzelnen aber für möglich; in der Einleitung der Betrachtungen z. B. p. 3 heisst es: „Ich bin selbst bei dem Späteren oft zur Betrachtung des Früheren zurückgekehrt: es wird mich daher nicht wundern oder verdriessen, wenn bei fortgesetzter und umfassenderer Forschung Manches genauer und Einiges anders bestimmt wird." Eines aber wünschte Lachmann; dass seine Untersuchungen nunmehr für die noch übrigen Theile der gestellten Aufgabe (vgl. oben 166) benutzt würden. Diesen Sinn haben wohl die Worte, in denen er genau praecisirt, was er habe erreichen wollen, am Schlusse p. 86: „In welchem Verhältnisse die mir erkennbaren Theile der Ilias gegen einander stehen, habe ich so kurz und bestimmt als ich es vermochte, gesagt, und ich kann nur wünschen, aber nichts dazu thun, dass die Geschichte der ältesten griechischen Poesie diese Untersuchungen in ihren Nutzen verwende." Die Bedingung des Fortschrittes ist freilich 'umfassendere' Forschung. Damit wird gemeint sein, wenn sich die Forschung auch auf die Odyssee richtet und zu dem, was das Epos selbst erzählt, noch alle erreichbaren historischen Daten zur Ergänzung hinzunimmt, eine Forschung, wie sie für die Odyssee Kirchhoff [1]) unter-

[1]) Lachmann's Methode und den Fortschritt, welchen Kirchhoff bezeichnet, hat Steinthal gut geschildert in der Zeitschrift für Völkerpsychologie VII, 3—12, und 50—56 in dem Aufsatze über Homer und insbesondere die Odyssee. Dem, was St. über den mythischen Kern der Odyssee sagt, kann ich bei dem Stande meiner Kenntnisse nicht folgen. Er sucht diesen Kern in dem Mythus vom Sommergotte, der während des Winters in der Ferne ist und im Frühjahr in die Heimath zurückkehrt. „In seiner (sieben Jahre dauernden) Abwesenheit hat sich ein Bösewicht seines Thrones bemächtigt, der auch

nommen hat. Eine Polemik aber, welche weder von Volkspoesie etwas weiss, noch von Vergleichung mit anderer Völker Epen, noch von umfassenderen historischen Gesichtspunkten ausgeht, verbat sich Lachmann (l. l. 3): „Ein rein negatives und polemisches Verfahren sähe ich meinen Beobachtungen nicht gern entgegengestellt, weil dies in kritischen Dingen immer nur zu abenteuerlichen Uebertreibungen führt." An solchen aber fehlt es nicht. — Mit Hans Karl Benicken in epischer Breite Lachmanns Ansichten wie Glaubensartikel zu wiederholen würde uns freilich der von Lachmann gesuchten Wahrheit nicht näher bringen: wer auch immer aber gegen Lachmann polemisiren, oder über ihn hinausgehen zu müssen glaubt, der wird es im eigenen [1]) Interesse mit Respect thun.

2. Kunstpoesie.

a) Die Tragiker. Aeschylus.

Derjenige griechische Dichter, welcher neben Homer Haupt am meisten anzog, war Aeschylus. Das Grosse, Kühne, Gewaltige seiner Gestalten und seiner Sprache sagte Haupts Geistesanlage ganz besonders zu. Wer dafür nicht Sinn habe, der solle von Aeschylus sich fern halten. Das Muster eines Aeschyluserklärers und -Kritikers war ihm darum Gottfried Hermann; denn sein Geist war dem Aeschylus 'congenial'. Schon 1793 [2])

Gottfried Hermann.

---

um sein theures Weib freit. Da kehrt er zurück, verwildert und zerlumpt, als Bettler und Greis. Er überwindet seinen falschen Stellvertreter und gibt sich der Gattin zu erkennen." Gegen die Kritik, welche Steinthal Kirchhoff gegenüber übt, spricht Hartel in der Anzeige von Müllenhoff's deutscher Alterthumskunde (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 1871. 161 ff.).

[1]) Kammer's Buch über die Odyssee (vgl. oben p. 131. nota.) zeichnet sich nicht eben vortheilhaft durch den Mangel dieses Respectes vor bedeutenden Gegnern aus. Es kostet darum auch dem Freunde freier Meinungsäusserung einige Ueberwindung, dieses *μέγα βιβλίον* zu lesen, welches ganz abgesehen von dem problematischen Inhalte, die unerfreulichsten persönlichen Angriffe enthält. Eine treffende Kritik, welche auch das Gute des Buches anerkennt, findet sich in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 11. März 1874. St. 10. p. 289 ff.

[2]) Vgl. Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens etc , nebst einer Auswahl aus seinem litterarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. Halle 1834, B. I, p. 171. Das Buch ist nur Briefsammlung und als solche bei den vielfachen Beziehungen des Helden für die Gelehrtengeschichte vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis in die dreissiger Jahre von grosser Wichtigkeit. (Schütz redigirte die Zeitung fast 50 Jahre lang und starb 1832). Ich bin durch Ameis' Schrift über G. Hermann's pädagogischen Einfluss auf das Buch aufmerksam geworden.

hatte er, damals einundzwanzig Jahre alt, an den Herausgeber der Halle'schen allgemeinen Litteraturzeitung, Christian Gottfried Schütz, welcher damals gerade den Aeschylus herausgab, geschrieben: „Das Studium des Aeschylus ist meine liebste Beschäftigung geworden. Dieser gewaltige Mensch hat mich ganz gefesselt und entflammt. Seine Gesänge klingen mir wie ein Schlachtruf aus dem Marathonischen Felde, und in der Begeisterung glaube ich manchmal den tiefen Sinn seiner Worte zu enträthseln. Daher geht es mir, als wäre ich selbst ein Dichter; was ich gefunden habe kann ich nicht bei mir behalten". An einer andern [1]) Stelle (1832) gibt er Zeugniss von seiner hohen Begeisterung für den Dichter und von seiner Kritik aus dem Geiste des Schriftstellers heraus: „Die Kunst der Kritik besteht darin, dass man sich so in den Geist und in die Stimmung des Dichters zu versetzen wisse, dass sich das, was er nothwendig sagen müsste, von selbst aufdrängt [2]). Bei dem Aeschylus ist das gewissermassen weniger schwer als bei den schwächeren Dichtern, weil der eiserne Tritt des Gewaltigen nicht klingt wie anderes Gepolter. Die Schwierigkeit besteht nur darin, dass man nicht, wenn das *Ἑλληνικὸν νόμισμα θυτάδος βοῆς* [3]) sich nicht gleich vernehmen lassen will, einstweilen ein Surrogat dafür nehme. Und dergleichen Surrogate geben bis jetzt alle Bearbeitungen des Dichters". Wenn hier Hermann sagt, die Kritik habe es bei Aeschylus 'gewissermassen' leichter als bei schwächeren Dichtern, so liegt in dieser Beschränkung der Unterschied zwischen Hermann und schwächern Kritikern; denn die stumpferen Geister merken den Unterschied nicht, der seinem feineren Ohre vernehmlich war. Wir sehen aber auch, warum Hermann seinen Aeschylus nicht selbst vollendete; er mochte nicht ein 'Surrogat' geben, wo er das Echte noch nicht gefunden hatte.

Aehnlich wie für Haupt in der Behandlung der Ilias Lachmann der Leitstern war, so war es bei Aeschylus Hermann; „Erat enim, sprach er, G. H. ad intellegendas restituendasque Aeschyli tragoedias prae ceteris a natura conparatus. Nam cum adcuratissima Graeci sermonis artisque metricae scientia, cum iudicandi subtilitate admirabili, cum egregia veri inveniendi sollertia ac sagacitate ingenium coniunxit poeticum et, ut in praefatione Aeschyli dixi, animo erat excelso, qui humilia omnia contemneret, Aeschyleaeque poesis magnificentiam cogitando felicissime adsequeretur. Non mirandum est Aeschylearum fabularum depravatione emendandi negotium Hermanno non utique pariter successisse, sed alia

[1]) In Jahn's u. Klotz' Jahrbb. 1832. VI, 44 (bei Ameis. l. l. 82).
[2]) Vgl. Haupt's und Bernays' Worte p. 124.
[3]) Aesch. Sept. adv. Theb. 25.

eum praeteriisse, in aliis audiaciorem fuisse, nodumque secuisse potius quam solvisse: sed illud nisi qui aut invidia occaecati sunt, aut recte iudicare omnino nesciunt, fatebuntur omnes, vix unquam quicquam eum protulisse quin dignum esset Aeschylo".

Den Unterschied zwischen Hermann und Lachmann, der schon oben (p. 119) angedeutet wurde, hob trotz dieser hohen Bewunderung Haupt also hervor: „Die consequente Methode diplomatischer Kritik, die sich erst ausbildete, als Hermann schon ein berühmter Mann war, hat dieser nie völlig erfasst und streng geübt. Im Aeschylus erkannte er zwar die Vorzüglichkeit des Codex Medicaeus [1]) an, aber mit strenger Folgerichtigkeit hat er ihn doch seiner Gestaltung des Textes nicht zu Grunde ge-

Codex Medicaeus.

---

[1]) Nach einer genauen Beschreibung des Codex M. und der verschiedenen Hände, die ihn geschrieben, schloss Haupt: „Das Geschäft des Kritikers hat zwei Stufen. Zuerst hat er zu recensiren, d. h. zu untersuchen, was die älteste Ueberlieferung ist, und diese herzustellen; sodann hat er zu emendiren. Das Recensiren hat im Aesch. sehr feste Regel. Für Ueberlieferung darf nur gelten, was in M. von erster Hand steht. Was dann beigeschrieben worden ist, kann wahr sein und ist oft wahr, aber die Vermutungen können von dem aus einer Hs. Geschöpften nur da mit Sicherheit unterschieden werden, wo jenes *οἶμαι* steht. (Eine dritte Hand hat viele Aenderungen des Textes hinzugeschrieben: theils mit einem *οἶμαι*, das die Vermutung als solche bezeichnet, theils ohne dieses *οἶμαι*. Sie hat auch im Texte ausgelassene Verse nachgetragen, wahrscheinlich aus der Vorlage von M., möglicherweise aus einer ganz ähnlichen Hs. Aber es ist unzweifelhaft, dass nicht alle beigeschriebenen Lesarten, bei denen das *οἶμαι* fehlt, aus dieser Hs. hergenommen sind; unzweifelhaft ist auch von diesen vieles nur Vermutung. Endlich haben im 14. und 15. Jahrhundert andere Hände am Texte geändert; diese haben gar keine Auctorität.) Diese Regel ist abstract und entspricht nicht völlig der Wahrheit. Aber die Gefahr, hierin zu irren, ist unerheblich gegen die weit grössere Gefahr, eine Menge blosser Vermutungen für Ueberlieferung zu halten, wenn man allem ohne *οἶμαι* Beigeschriebenem vertraute. Was andere Hss. von M. Abweichendes haben, kann richtig sein und ist nicht selten richtig, hat aber ebenfalls keine geschichtliche Auctorität. Also beruht die ganze Recension auf dem ursprünglichen Texte von M. Ganz fest steht, dass Ag. Choeph. Eum. Suppl. allein durch M. erhalten sind. Sollten einige Hss. des Prom. der Sieben vor Th. und der Perser von M. unabhängig sein (wofür genügender Beweis fehlt, so war die Hs. doch M. ganz ähnlich. Nun sind zur Ermittelung der Ueberlieferung noch zwei Hilfen vorhanden, die Citate und die Scholien." Zuerst habe die einzige Geltung von M. ausgesprochen G. Burges in seiner Ausgabe der Schutzflehenden des Aesch. 1811; dasselbe hat später am entschiedensten behauptet Dindorf in einer Abhandlung des Philol. 18. und in der Vorrede seiner Leipziger Ausgabe des Aeschylus. Genaue Rechenschaft über den Codex und die verschiedenen Hände wird gegeben in der Praefatio zu Ritschl's Ausgabe der Sieben vor Theben. 2. Aufl. 1876. Haupt hat in der Vorrede z. G. Hermann's Aeschylus anders über M. geurtheilt, als in der angeführten, später geschriebenen Stelle.

legt". Doch konnte er Hermann gegen diejenigen in Schutz nehmen, welche ihm aus diesem Mangel einen grossen Vorwurf machten; und es scheint mir, dass er grösseren Werth auf die vorhandenen Vorzüge Hermann's legte, als auf die sorgfältigste diplomatische Kritik: Hermann's Congenialität, seine genaue, selbsterworbene Kenntniss der Sprache und der Metrik, sein feines poëtisches Gefühl lagen in der anderen Wagschale: „Grossen Schaden hat es nicht gebracht, dass er, ohne vorher streng zu recensiren, sogleich emendirte. G. Hermann's Verdienst bleibt gross und unvergänglich; manche von denen, die ihn jetzt durch Einfälle zu überbieten wetteifern, sind nicht werth, ihm die Schuhriemen zu lösen". Wer Hermann nicht studire, der schade sich selbst. Dindorf, dessen Bedeutung Haupt sonst anerkannte, habe sich z. B. durch seine Missachtung Hermann's sehr geschadet. Auch tadelte er an ihm, dass er mit arger Willkür ändere und mit noch ärgerer streiche.

Chr. G. Schütz.

Aus der Uebersicht über die Leistungen der Philologen hebe ich noch zwei Urtheile aus, interessant als Gegenstücke:

Laude dignus est Chr. G. Schützius, qui Aeschyli dramata recensuit et commentariis iulustravit quinque voluminibus, quae primum Halae inde ab a. 1792 prodierunt; altera editio ibidem inde ab a. 1799, tertia inde ab a. 1809 prodiit. Erat Schützius homo ingeniosus, sed minime liber a quadam tumultuaria levitate. Ita factum est ut multa proferret non satis cogitate, multa mutationibus attemptaret temerariis. Sed alia neque pauca numero primus recte diiudicavit, non nulla bene emendavit et quae praecipua est laus, sensu et intellegentia Aeschyleae poesis indolem adsecutus est. Dieses Lob lässt sich dem Schüler Porsons [1]), Blomfield nicht spenden: Profuit Porsonianae disciplinae alumnus Blomfieldus, qui Prom. Pers. Sept. ad Th. Ag. Choeph. quinque singulis voluminibus Cantabr. inde ab. a. 1810 edidit (quae Lipsiae repetita sunt). Nonnulla recte emendavit, plerumque autem Aeschyli ingenium non satis adsequitur, sed cum poeta sublimi volatu feratur, Blomfieldum videmus exili animo fere humi repere. Interpretationem adiuvit commentariis, in quibus singula vocabula exemplis

Blomfield.

[1]) Porson nannte Haupt den grössten englischen Philologen nach Bentley. „Er gibt in seinem Aeschylus (2. Aufl. 1806) nur den Text, hier und da verbessert, öfter als verderbt bezeichnet. Ein Theil der Verbesserungen ist, wie sich von Porson erwarten lässt, vortrefflich. Er hatte die griechische und besonders die attische Sprache durch die feinste Beobachtung ergründet, und er besass ein unvergleichliches kritisches Talent. Aber er hatte sich, wie es scheint, mit dem Aeschylus nicht anhaltend genug beschäftigt, und von den melischen Stellen hielt er sich fast durchgängig fern. Er hatte die Gesetze der iambischen, trochaeischen und anapästischen Versmasse mit grosser Mühe erforscht, von den übrigen Versmassen verstand er wenig mehr als alle andern vor Gottfried Hermann". Porson.

non indiligenter conquisitis explicat, quo explicationis genere partem tantum interpretationis contineri patet. Prometheus Blomfieldi repetitus est Lipsiae a. 1822: addita est e diario Edinensi censura, quam homo Blomfieldo et doctior et ingeniosior, Petrus Elmsleius scripsit."

Wenn hier gesagt wird, dass in der Worterklärung nur ein Theil der Interpretation enthalten sei, so ist damit gemeint, was Haupt öfter aussprach: „Die erste Pflicht eines Erklärers ist, dass er den Zusammenhang der Gedanken darlege".

Die Persertrilogie.

Haupt las über zwei Tragödien des Aeschylus, über den Prometheus in lateinischer, über die Perser in deutscher Sprache. Die Einleitung zum Prometheus war sehr kurz, handelte nur von der handschriftlichen Ueberlieferung und den bedeutendsten Ausgaben; in der Einleitung zu den Persern gab er ausser diesem noch mehr; Ausführung über Methoden, welche schon benutzt sind (vergl. 135, 139); darauf wies er die Ansicht zurück, als hätte Aeschylus seinen Trilogien immer einen Zusammenhang des Inhaltes gegeben:

Die Trilogienfrage.

„Es ist rathsam, ja Pflicht, sich auf das Erkennbare und Sichere zu beschränken und unempfindlich zu sein gegen den Reiz sogenannter geistreicher Combinationen. Hypothesis der Perser ist: *ἐπὶ Μένωνος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεΐ, Πέρσαις, Γλαύκῳ, Προμηθεῖ.* Ol. 76,4, in des Aeschylus 52ten Jahre (geb. Ol. 63,4), im achten Jahre nach der Schlacht bei Salamis, in der er mit gekämpft hatte und auf der der Inhalt der Perser beruht, im siebenten Jahre nach der Schlacht von Plataeae; auch in dieser hatte der Dichter gefochten.

Den Gang und Zusammenhang der Trilogie Phineus, Perser, Glaukos (Prometheus) zu ermitteln, hat zuerst Welcker versucht, dann andere in zum Theil abweichender Weise, alle ungewarnt durch die nüchterne und besonnene Abhandlung von Gottfried Hermann, de compositione tetralogiarum 1819 (op. 2). Jene Versuche haben, wenn man schärfer zusieht, in den Bruchstücken der drei verlorenen Dramen keinen Anhalt; ebensowenig in den Persern selbst, die in sich abgeschlossen sind, weder eine vorhergehende Tragödie voraussetzen, noch auf eine nachfolgende hindeuten. Die Versuche sind einzig und allein hervorgegangen aus dem Verlangen, den erfundenen Satz durchzuführen, dass Aeschylus in seinen

[1]) Ueber die Perser des Aeschylus hat Haupt in der berliner Academie im Jahre 1870 gelesen, den Vortrag aber zurückgezogen. Die hier gegebene Ausführung hat auch neben Weils Einleitung zur Ausgabe ihren Werth.

tragischen Trilogien immer dieselbe Fabel oder denselben Inhalt habe fortschreiten lassen, und dass er auch das vierte Drama, das Satyrspiel, aus demselben Bereiche genommen, allen vier Stücken also einen Zusammenhang des Inhalts gegeben habe. Welcker zuerst hat dies durchzuführen gesucht; scharfsinnig und geistreich, aber mit allzuviel Phantasie und allzuwenig Kritik.

Kein altes Zeugniss berichtet, dass Aeschylus seinen tragischen Trilogien immer einen Zusammenhang und Fortschritt des Inhalts gegeben habe und auch dem Satyrspiele immer eine Beziehung zu dem Inhalte der tragischen Trilogie. Kein altes Zeugniss berichtet, dass er es niemals gethan habe. Nun gibt es allerdings in der Alterthumswissenschaft, wie in aller geschichtlichen Wissenschaft, nicht Weniges, was zwar nicht ausdrücklich bezeugt, aber doch mit grosser Wahrscheinlichkeit geschlossen worden ist; z. B. die genaue Uebereinstimmung aeschyleischer Strophen und Antistrophen bis in die einzelnen Silben der Versfüsse ist durch kein altes Zeugniss beurkundet, aber der uns überlieferte Text zeigt uns diese Uebereinstimmung in so überwiegendem Masse, dass sie für die meisten Versmasse als Regel anzunehmen ist, und wo die Regel verletzt ist, finden sich meist Spuren der Verderbniss. Aber wenn Aeschylus seine Tetralogien immer in jenem Zusammenhange gedichtet hätte, diese Weise aber ein Gesetz seiner Kunst gewesen wäre, so wäre das Schweigen des Aristoteles nicht zu begreifen. Was wir wirklich wissen oder mit Sicherheit folgern können, sind folgende Sätze: 1) Die vorhandenen drei, einem Mythus angehörigen und im Inhalt zusammenhängenden Tragödien des Sophokles: König Oedipus, Antigone, Oedipus auf Kolonos führen den mythischen Inhalt keineswegs so fort, dass ein Stück sich an das andere schlösse, und wir wissen, dass diese Tragödien in den Jahren ihrer Aufführung auseinander lagen. In unserer Ueberlieferung gibt es keine Spur einer im Inhalte zusammenhangenden Sophokleischen Trilogie. Es ist möglich, vielleicht wahrscheinlich, dass Sophokles niemals tragische Trilogien dieser Einheit dichtete. (Aeschylus erschöpft den Mythus, bei Sophokles überwiegt das psychologische Element). Aber sicher und bezeugt ist es nicht.

2) Von Aeschylus haben wir eine tragische Trilogie, die Oresteia (Agamemnon, Choephoren, Eumeniden), die den Mythus vom Anfang bis zum Ende durchführt. Das vierte Drama der Tetralogie war das Satyrspiel Proteus. Dass dies Satyrspiel zu dem mythischen Inhalte der tragischen Trilogie in Beziehung gestanden habe, ist durch mancherlei Vermutungen nicht glaublich gemacht worden. Hält man diese Vermutungen zusammen mit dem, was wir von dem Proteus des Aeschylus wirklich wissen, so wird einem dieser phantasiereichen Philologie gegenüber wun-

derlich zu Muthe. Wir haben aus dem Proteus zwei Verse, einen Halbvers und vier einzelne Worte, alles ohne jegliche Andeutung des mythischen Inhaltes.

Einheitliche Trilogien.

Die erhaltenen Sieben vor Theben waren die dritte Tragödie einer Trilogie, deren erste der Laios, die zweite der Oidipus war. Hier sehen wir den Fortschritt des Labdakidenmythus durch seine drei tragischen Hauptmomente, und auch das Satyrdrama, die Sphinx gehörte demselben Mythus an. Dieselbe Weise ist sicher anzunehmen in der Tetralogie *Ἠδωνοί*, *Βασσαρίδες*, *Νεανισκοί*, *Λυκοῦργος ὁ Σατυρικός*, die unter dem Namen *Λυκουργία* zusammengefasst wird. Von einigen Tragödien ist zwar die Trilogie, zu der sie gehörten, unbezeugt, aber sie ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gefunden. So hat G. Hermann in einer seiner letzten Arbeiten es beinahe völlig erwiesen, dass den erhaltenen *Ἱκετίδες* die *Θαλαμοποιοί* und die *Δαναΐδες* folgten. Nicht mindere Wahrscheinlichkeit hat die zusammenhangende Trilogie *Προμηθεὺς πυρφόρος*, *Πρ. δεσμώτης*, *Πρ. λυόμενος*, und diese Wahrscheinlichkeit hat auch G. H. nach langem Sträuben zuletzt zugegeben. Der erhaltene *Πρ. δεσμώτης*, der nichts abschliesst und manchmal auf Nachfolgendes hinweist, macht diese Annahme fast zur Gewissheit. Mit ungleicher Wahrscheinlichkeit sind noch einige andere Aeschylëische Trilogien zusammengestellt worden. — Aber dass Aeschylus seinen Trilogien immer diese Einheit gegeben habe, sagt kein Zeugniss, und die Versuche, alle Titel Aeschylëischer Tragödien und Satyrdramen in Tetralogien der bezeichneten Art zu schichten, sind unberechtigt und viele davon sind sehr abenteuerlich. Simon Karsten, de tetralogia Sophoclea (Amst. 1846) sagt p. 12 sehr richtig: 'ipsae videlicet Aeschyli tetralogiae non omnes sicut Orestea argumenti perpetuitate cohaerebant, sed partim artius, partim laxius erant copulatae, ut didascalia Persarum docet, continens Phineum, Persas, Glaucum et fabulam satyricam Prometheum, argumento parum inter se similes.' — Gerade an dieser letzten Trilogie ist zu lernen, dass man die Phantasien zurückweisen muss, durch die man gesucht hat, überall einen innern Zusammenhang aeschylëischer Tragödien herzustellen.

Phineus.

Den Persern ging in der Tetralogie der Phineus voran. Einen mythischen Phineus liess eine Genealogie (nicht alle) Sohn des Belos sein und Bruder des Kepheus. Mit des Kepheus Tochter Andromeda zeugte Perseus den Perses, den Stammvater und Eponymos der Perser. Auf diese Genealogie wird nun gedeutet, wenn Xerxes in den Persern 80 genannt wird: *χρυσογόνου γενεᾶς ἰσόθεος φῶς*. Aber dies bezieht sich deutlich und unzweifelhaft auf den Goldregen, in dem Danae den Perseus empfing. Keine Spur einer Hindeutung auf den Phineus ist hier vorhanden, auch

nicht an irgend einer andern Stelle der Perser. Dennoch nennt Preller (und andere sprechen ihm nach) den Phineus mehrmals einen 'Persa mythicus'. Das ist die unkritische, mythologisirende Weise, in der Alles verschwimmt, und unberechtigte, unklare, unantike Ausdrücke als Gedanken gelten sollen. Aber das mythologische Wirrsal wird noch weiter getrieben. Aus Herod. 9, 16. 42 geht hervor, dass die Griechen von alten Weissagungen erzählten, die den Persern den übelen Ausgang eines vom Geschicke verhängten Heereszuges nach Hellas verkündigt hatten. Von solchen Weissagungen redet auch in den Persern 740 ff. der Schatten des Dareios,

φεῦ, ταχεῖά γ' ἦλθε χρησμῶν πρᾶξις, ἐς δὲ παῖδ' ἐμὸν
Ζεὺς ἐπέσκηψεν τελειτὴν θεσφάτων· ἐγὼ δέ που
διὰ μακροῦ χρόνου τάδ' ἤῢχουν ἐκτελευτήσειν θεούς·
ἀλλ' ὅταν σπεύδῃ τις αὐτός, χὠ θεὸς συνάπτεται.

Jeder Unbefangene sieht, dass diese Zeilen vollkommen verständlich waren, auch wenn in der vorhergegangenen Tragödie von keinen solchen Orakeln die Rede war, verständlich eben, weil man in Athen von solchen Weissagungen wusste; ja selbst, wenn diese θέσφατα Erfindung des Aeschylus wären, blieben diese Verse verständlich. Wer aber in den Stil der griechischen Tragödie sich eingelebt hat, der wird in den allgemein gehaltenen Worten des Dareios keine bestimmte Hindeutung auf etwas im Phineus dargestelltes oder erzähltes, keinen Beweis des Zusammenhanges beider Tragödien anerkennen. Das müsste bei Aeschylus ganz anders hervorspringen.

Die griechischen Mythen kennen einen Weissager Phineus: es ist jener Phineus, zu dem die Harpyiensage gehört. Zwar erscheint dieser blinde Weissager Phineus nirgend als jener Sohn des Belos und Bruder des Kepheus, sondern überall als Sohn oder Enkel des Agenor oder als Sohn des Poseidon, in Thrake, oder in Thessalien oder in Paphlagonien, nirgend in irgend einer Beziehung zu Persien oder den Persern; dennoch wird ohne Bedenken und Zweifel angenommen, Aeschylus habe seinen Phineus (des Belos Sohn; denn dies behauptet man, um jene Genealogie brauchen zu können) als Weissager aufgeführt, und durch die Weissagungen des Phineus die zweite Tragödie der Trilogie, die Perser, vorbereitet. Mit zuversichtlicher, breiter Ausführlichkeit hat von diesen erfundenen Weissagungen des Phineus gehandelt O. Müller. Dergleichen nennt man wohl scharfsinnig: aber auf durchaus unsicherem Boden Vermutungen auf Vermutungen bauen, und aus lockeren Möglichkeiten eine angebliche Gewissheit zusammenballen ist kein Scharfsinn, sondern spielende, zuchtlose Phantasie. Wer lieber besonnen ist, als geistreich, der wird fragen: 'Was wissen wir denn von dem Phineus des Aeschylus?' Wir wissen aus Athen. X, p. 421, dass in ihm folgende zwei Verse vorkamen:

καὶ ψευδόδειπνα πολλὰ μαργώσης γνάθου
ἐρρυσίαζον στόματος ἐν πρώτῃ χαρᾷ.

Offenbar wird dies von den Harpyien erzählt. Weiter ist uns vom Phineus des Aeschylus nichts bekannt. Also wissen wir nur, dass in ihm von den Harpyien erzählt ward, nicht aber wissen wir, dass er mit den Persern in irgend einer Beziehung des Inhaltes stand. Es ist eine ganz unsichere Möglichkeit, für die Nichts spricht.

Glaukos.

Die dritte Tragödie der Tetralogie war ein Glaukos. Zu dem *Γλαύκῳ* der Hs. M. in der Hypothesis setzen spätere Hss. *Ποντιεῖ*. Es wird sich später zeigen, dass dies richtig ist, aber geschichtliche Auctorität hat jener Zusatz nicht. Die späteren Scholiasten zeigen auch in der Hypothesis kein eigenes Wissen; sie hatten nichts als den Text derselben, wie er in M. vorliegt. Sie setzten *Ποντιεῖ* hinzu, weil sie von einem *Γλαῦκος Ποντιεύς* des Aeschylus gelesen hatten, in gangbaren Büchern, den Scholien zu Euripides und zu Aristophanes. Welcker aber und Preller, denen Andere bereitwillig folgen, behaupten, der zur Tetralogie der Perser gehörige Glaukos sei der *Γλαῦκος Πόντιος* gewesen. In dem *Γλαῦκος Πόντιος* hatte Aeschylus den Mythus von dem Glaukos behandelt, der zu Anthedon als ein weissagender Meeresdämon verehrt ward. G. Herm. de Aeschyli Glaucis. 2) Nun entsteht in Welckers Phantasie die Vorstellung, dass Aeschylus in diesem Glaukos Pontios die Begebenheiten im Kriege der Sikelioten gegen die Karthager und die Schlacht bei Himera (die an einem Tage mit der Schlacht bei Salamis geschlagen ward) theils erzählt habe, theils habe weissagen lassen; die Scene sei zu Anthedon in Boeotien gewesen. Ich meine, schon ein Bedenken genügt, vor solchen Vermutungen zu warnen. Aeschylus soll im ersten Stücke, dem Phineus, Untergang barbarischer, den Hellenen feindlicher Macht den Phineus haben prophezeien lassen; in den Persern prophezeit ihn der Schatten des Dareios; im dritten Stücke soll ihn Glaukos prophezeit haben. War denn des Weissagens kein Ende? Und ist es ziemlich, dem Aeschylus ein so ärmliches Wiederholen gleicher Erfindung zuzutrauen? Die Haltlosigkeit der Vermutungen Welckers hat Preller zum Theile eingesehen. Er selbst meint, der Glaukos habe vielmehr die Schlacht von Plataeae und die Befreiung der Ionier behandelt. Aber diese Vermutung hat nicht mehr Halt, sie ist ebenso luftig. Die Bruchstücke des Glaukos Pontios ergeben weder für die Vermutungen Welckers, noch für die Prellers, noch für die anderer auch nur eine Silbe. Auf die Schlacht von Plataeae geht eine Weissagung des Schattens des Dareios in den Persern: aber aus ihr folgt nicht im mindesten, dass in dem folgenden Stücke diese Schlacht erzählt ward. Die Perser bewegen

sich in dem einfachsten Gange und sind in sich abgeschlossen auch durch jene Weissagung des Dareios, die von dem Bewusstsein der athenischen Zuschauer ergänzt ward. Die Annahme einer Weiterführung in den folgenden Tragödien ist ganz unberechtigt und ganz überflüssig. Und nicht blos überflüssig. Ist es glaublich, dass Aeschylus nach den Persern in derselben Trilogie eine zweite Vernichtungsschlacht zum Gegenstande der folgenden Tragödie gemacht habe, ohne die vorhergehende in ihrer Wirkung zu steigern? Und wie hätte er denn den Eindruck steigern können, den die Erscheinung und Klage des einsam heimgeflüchteten Xerxes gemacht hatte?

Gl. Pontios Satyrdrama.

Einer der beiden Glaukos war ein Satyrdrama; denn aus einem Reste alter Gelehrsamkeit in den Scholien zu Theokrit 4, 62 wissen wir, dass in Aeschylus' Glaukos die Geilheit der Silene und Pane geschildert war.

Der Glaukos *Ποτνιεύς* kann aber kein Satyrdrama gewesen sein. Sein Hauptinhalt war, wie die Bruchstücke zeigen, der Tod des Glaukos, des Sohnes des Sisyphos, der mit seinem Gespann zu Festspielen fuhr, unwissend die Rosse aus einer heiligen Quelle tränkte und bei dem Wettrennen von den rasend gewordenen Rossen von dem Wagen geschleudert und durch Bisse getödtet ward. Hingegen der *Γλαῦκος Πόντιος* kann sehr wohl ein Satyrdrama gewesen sein. Dieser Glaukos war nach dem Mythus ein Fischer zu Anthedon in Boeotien. Er sah, dass abgestorbene Fische durch Berührung eines Krautes wieder auflebten und ins Meer sprangen, kostete das Kraut, sprang ins Meer und ward zum Meergotte.

Dass dieser Mythus sich scherzhaft behandeln liess, ist unverkennbar. Ja, es lässt sich nachweisen, dass dieser Glaukos im Alterthume possenhaft behandelt ward. Velleius Paterculus 2, 83 erzählt, dass sich L. Munatius Plancus soweit erniedrigte, blaugefärbt und mit einem Fischschwanze ausgestattet vor Antonius und Cleopatra den Glaukos Pontios mimisch zu tanzen. Ferner hat G. H. schlagend bemerkt, dass ein von Athenaeus 3, p. 87 angeführter Halbvers des aesch. Glaukos Pontios nicht das Gepräge der Tragödie hat

κόγχοι μύες κῶστρεια.

War aber der Glaukos Pontios ein Satyrdrama[1]), so zerfallen die Phantasien Welckers, Prellers und anderer in nichts. Denn dann war der Glaukos, der auf die Perser folgte, der *Ποτνιεύς;* diesen aber in einen Zusammenhang mit den Persern zu bringen, wird selbst der kühnsten Phantasie misslingen.

[1]) Dasselbe Argument gebraucht zu gleichem Zwecke Weil in der praefatio seiner Ausgabe der Perser 1867 (p. IX).

Das Satyrdrama Prometheus.

Das Satyrdrama, welches die Trilogie beschloss, war ein *Προμηθεύς*. Tragoedien waren des Aeschylus *Πρ. πυρφόρος*, *Πρ. δεσμώτης*, *Πρ. λυόμενος*; es bleibt für das Satyrdrama der *Πρ. πυρκαεύς*, den W. Dindorf, weil er einmal bei Pollux erwähnt wird, mit Unrecht bezweifelt hat. Auch diesen Prometheus hat man in innere Beziehung zu der Trilogie der Perser zu bringen gesucht. Aber die ganz inhaltslosen Voraussetzungen entziehen sich der Widerlegung ebenso, als der Beistimmung.

Geschichtliche Stoffe.

Die griechische Tragödie behandelte vorherrschend mythische Stoffe. Aber der Inhalt der Perser ist ein geschichtlicher aus nächster Vergangenheit. In dem geschichtlichen Inhalte ist daher diese Tragödie der fabula praetextata der Römer zu vergleichen. Dieses Hineinziehen rein geschichtlicher Stoffe in den Kreis der Tragödie ist von den Griechen selten geübt worden. Erfunden ist es nicht von Aeschylus. Phrynichus führte bald nach dem Ereignisse Ol. 71, 3 seine *Μιλήτου ἅλωσις* auf. Nach Herodotus 6, 21 straften die Athener den Dichter um tausend Drachmen; weil er das Gedächtniss eines nationalen Unglückes hervorgerufen, und verboten, die Aufführung zu wiederholen. Derselbe Phrynichus dichtete

Phrynichus' Phönissen.

eine andere geschichtliche Tragödie, die *Φοίνισσαι* (von dem einen Chore so genannt): nach Bentleys wohl unzweifelhafter Ansicht das Stück, das Themistokles Ol. 75, 4 (vier Jahre vor den Persern des Aeschylus) siegreich aufführte, drei Jahre nach der Schlacht bei Salamis, zwei Jahre nach der von Platacae. Plut. Them. 6, O. Müller de Phrynichi Phoenissis Gött. 1835. Diese Phönissen des Phrynichus (die, wie es scheint, auch *Πέρσαι* hiessen) behandelten denselben Stoff, wie die Perser des Aechylus.

Nach dem, was wir sonst von Phrynichus wissen, lässt sich annehmen und ist angenommen worden, dass in seinen Phönissen das melische Element überwog.

Nach der Hypothesis der Perser berichtete Glaukos *ἐν τοῖς περὶ Αἰσχύλου μύθων*, dass Aesch. in den Persern die Phönissen des Phrynichus umgebildet habe. Das ist Glaukos von Rhegium, dessen Buch *περὶ ἀρχείων ποιητῶν τε καὶ μουσικῶν* öfter angeführt wird (C. Müller frgm. hist. 2, 23, wo aber die Stelle der Hypothesis fehlt). Die Aehnlichkeit des Anfangs, den die Hypothesis aus Glaukos anführt, ist klar, sogar im Ausdrucke. Wie sich sonst die Perser des Aeschylus zu den Phönissen des Phrynichus verhielten, ist durchaus nicht zu errathen. Passow, Welcker und andere haben viel Unhaltbares vorgebracht. Blosse unbestimmte Möglichkeiten haben keinen wissenschaftlichen Werth.

Aufführung in Syracus.

Nach der Aufführung in Athen führte Aeschylus (das Jahr ist unbestimmbar) die Perser in Syracus auf. Schol. Aristoph. Ran. 1028. *δοκοῦσι δὲ οἵτοι οἱ Πέρσαι ὑπὸ Αἰσχύλου δεδιδάχθαι ἐν Συρα-*

κούσαις, σπουδάσαντος Ἱέρωνος, ὡς φησιν Ἐρατοσθένης ἐν γ̄ περὶ κωμῳδῶν. Vorher heisst es: Ἡρόδικος δέ φησι — τὴν τραγῳδίαν ταύτην περιέχειν τὴν ἐν Πλαταιαῖς μάχην. Dann ἄλλως. Δίδυμος ὅτι οὐ περιέχουσι θάνατον Δαρείου οἱ Πέρσαι τὸ δρᾶμα· διό τινες διττὰς θέσεις τουτέστι διδασκαλίας τῶν Περσῶν φασί, καὶ τὴν μίαν αὐτῶν μὴ φέρεσθαι. Ar. Ran. 1028 spricht Dionysos dem Aeschylos in die Rede: ἐχάρην γοῦν ἡνίχ' ἱὰν ἤκουσ' ἀπὸ Δαρείου τεθνεῶτος, Ὁ χορὸς δ' εὐθὺς τῶ χεῖρ' ὠδὶ συγκρούσας εἶπεν ἰαυοῖ. Das steht freilich in unsern Persern nicht[1]); aber diesen Versen des Dionysos gehen bei Aristophanes Verse voraus, in denen Aeschylus sich rühmt διδάξας Πέρσας gelehrt zu haben, mutig nach Besiegung der Feinde zu trachten; und so kann nur die attische Aufführung gemeint sein. Des Eratosthenes Nachricht von der syrakusischen Aufführung zu bezweifeln sind wir nicht berechtigt. Aber in den Scholien zum Aristoph. ist diese Nachricht irrig und mit Zuthat von Erfindungen benutzt. Also ist ganz nichtig, was Neuere darauf gebaut haben. Das einfach Richtige hat G. Hermann Op. II, p. 97 gesehen. Der dumme Dionysos des Aristophanes verwirrt die Dinge und bringt Verkehrtes und Unsinniges vor".

Darauf gab Haupt eine Charakteristik des Stückes, aus der das Folgende entnommen ist: „Die Perser sind ein Drama ohne Schürzung eines Knotens, den Athenern die erhabenste Siegesfeier; der Sieg über die Perser im höchsten Sinne gefasst; die hellenische Herrlichkeit und der Glanz dieses Sieges widerhallend aus den Klagen der Perser. Von den Phönikierinnen des Phrynichus, die Themistokles zur Aufführung brachte, hat Jacobs mit Wahrscheinlichkeit vermutet, dass sie auf Verherrlichung des Themistokles berechnet waren, im Gegensatze zu der beginnenden Anfeindung. Eine solche individuelle Absicht oder Nebenabsicht ist in den Persern des Aeschylus nirgends sichtbar; sie sind grösser gedacht. Warum Aeschylus denselben Stoff behandelte, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht weit zu suchen ist: Wetteifer der Tragiker. So sind mythische Stoffe mehrmals behandelt. Die Auffassung des Geschickes, das die Perser bei Salamis befallen hat, bei Platacae befallen wird, als Folge der Götterverachtung und des Uebermutes des Xerxes stimmt so zu der ganzen Weltanschauung des Aeschylus[2]), dass wir sie als sein Eigenthum betrachten dürfen, wenn sie auch auf alt-

Aeschylus und Phrynichus.

[1]) Weil (Aeschyl. Pers. p. XV) greift zu einem verzweifelten Hilfsmittel, er vermutet, dass Δαρείου falsche Schreibung sei, und dass ursprünglich ein anderer Persername hier gestanden habe, z. B. Δαδάκου, der nach v. 296 in der Salamisschlacht gefallen sei.

[2]) Vgl. Wecklein. Die Tradition der Perserkriege. München 1876. p. 18 sqq.

hellenischem Sinne beruht. In diesem Sinne glaubte Aeschylus den Phrynichus übertreffen zu können.

Wie Phrynichus legte er die Scene nach Persien und liess nicht Geschehendes, sondern Geschehenes den Inhalt sein. Der Kampf und Sieg war als Handlung kein tragischer, sondern ein epischer Stoff. In den letzten Lebensjahren des Aeschylus behandelte ihn episch Choerilus von Samos in einer *Περσηΐς*. Durch diese Behandlung des Stoffes, die das unmittelbare Vorführen des Thatsächlichen ausschloss, tritt die Tragödie des Aeschylus und trat ohne Zweifel auch die des Phrynichus aus der gewöhnlichen Gestalt der Tragödie. Das Thatsächliche ist reflectirt in den Gemütern der Perser. Das ist ein lyrisches Element, das sich nicht nur darin zeigt, dass den melischen Liedern viel Raum gegeben ist: so auch sonst bei Aeschylus, besonders in den Schutzflehenden, und die Tragödie hat sich überhaupt allmählich an den Chor gelegt. Dieses Abspiegeln des Geschickes in den Gemütern der Perser ist an sich lyrisch. In der gewöhnlichen Weise der Tragödie war der Stoff schon deshalb nicht zu behandeln (d. h. nicht in der Darstellung der Handlung), weil nothwendig dann lebende oder bekannte Personen hätten auftreten müssen, Themistokles z. B. Das wäre nicht nur gegen die Sitte, sondern gegen die Kunst gewesen. Indem Aeschylus die Scene nach Persien verlegt und nur Perser auftreten lässt, gibt er ein Bild des gesammten Perserthums. Der Chor der Greise vertritt das Volk, Atossa den Glanz des Königthums, das Heer der Bote des Xerxes, die alte Herrlichkeit der Schatten des Dareios.

Lyrisches Element.

Alles ist in hohem Sinne gefasst. Der griechische Sinn, der die *ὕβρις* scheut, hat kein schöneres Denkmal. Würdig erscheinen die Perser, nichts kommt vor, das sie erniedrigt. Und der hellenische Sieg wird ohne Ueberhebung verherrlicht. Jeder Anlass, einzelne Hellenen zu feiern, ist vermieden, keines Hellenen Name wird genannt, es ist Alles im Ganzen und Grossen gefasst. Die Freiheit Athens, dessen Bürger keinem Einzelnen gehorchen, wird in einfachen Worten hervorgehoben und damit freilich in stolzem Gefühle der Gegensatz des Orientalischen und des Hellenischen betont.

Die Sprache der Perser und die ganze Darstellung ist wesentlich die, welche sich bei Aeschylus überhaupt findet. Kühnheit der einzelnen Ausdrücke bei grosser Einfachheit des gesamten Stiles. Aber die Perser haben etwas Eigenthümliches. Aeschylus hat ihnen eine leise Färbung des Fremden gegeben, nur leise: denn gehäufte Fremdartigkeit würde das Gedicht der Empfindung entrückt und die Auffassung auf Aeusserliches gelenkt haben. Im ganzen ist das Fremde in den Kreis hellenischer

Die Sprache der Perser.

3 gerückt. Hellenisch sind die Todtenopfer, die Atossa dem Dareios

bringt, hellenische Götter, und zwar diese werden genannt und von den Persern verehrt: Zeus, Apollon, Hermes, die Götter der Unterwelt. Sehr richtig bemerkt G. Hermann, wenn Aeschylus die persischen Götter angebracht hätte, so dass z. B. Atossa nicht von dem Apollon, sondern von Mithras gesprochen hätte, so würde er den Sinn der athenischen Zuschauer von dem geistigen Inhalte abgezogen haben. Diese Hellenisirung war aber nicht allein durch den künstlerischen Verstand des Dichters bedingt: die Hellenen fanden ihre Götter bei den Nichthellenen wieder. Vgl. Herodotus, und schon die homerischen Lieder behandeln ganz ähnlich das Troïsche und überhaupt das Barbarische. Aber leise gefärbt ist der Stil der Perser durch Fremdes, so leise wie sich die bildende Kunst der Hellenen oft mit Andeutungen begnügt. Die maryandinischen Klagelieder werden erwähnt, die Jammerrufe des Chors barbarisch genannt, einige veraltete oder fremdartige Wörter geben fremde Farben, fremdartige Interjectionen (alles wie in den Schutzflehenden, und aus demselben Grunde). Endlich was, wie Gottfried Hermann richtig sagt, mehr empfunden als im einzelnen nachgewiesen oder beschrieben werden kann, die ganze sprachliche Darstellung hat bei grosser Einfachheit etwas bewegtes und heftiges in den Chören, Wiederholungen desselben Wortes in verschiedenen Bedeutungen, die Rhythmen oft durch Ausrufungen unterbrochen. Stärker würde das alles auf uns wirken, wenn wir die Melodien hätten.

Scenerie.

Ueber die Scenerie der Perser hat man allerhand phantasirt, nicht nur ohne Berechtigung, sondern aus Verwöhnung durch die jetzige Theatersitte und mit Unkenntniss der griechischen Weise, welche in diesen Dingen nicht realistisch und auf Illusion bedacht war, sondern sich mit Andeutungen begnügte. Die Mitte der Skene (Hinterwand) bildete die Königsburg von Susa (127 und öfter genannt). Vielleicht war der Palast etwas reicher geschmückt, als in Tragödien griechischen Schauplatzes: 158 χρυσεοστόλμους δόμους, vielleicht: denn auch diese blosse Andeutung genügte für den Eindruck. Neben dem Palaste der Grabhügel des Dareios, — vielleicht war dann an der rechten Seite eine Andeutung der Stadt: nothwendig ist sie nicht.

Eingang.

Vers 1. Durch die rechte Parodos tritt der Chor edler persischer Greise in die Orchestra ein. Der Koryphaeos spricht die anapästischen Systeme 1—65. Er bezeichnet zuerst sich und seine Gefährten als den von Xerxes eingesetzten Landesrath, redet dann von den schweren Besorgnissen um das Heer, von dem alle Kunde fehle, und rollt dann ein prachtvolles mit vielen Namen fremden Klanges geschmücktes Gemälde der gewaltigen Völkerflut des Xerxes auf. Dabei wird der Uebermut des Xerxes angedeutet, der den Hellespontus fesseln wollte. Um dies gewaltige Heer ist ganz Asien in Angst, Mütter und Gattinnen zittern.

So wird gleich durch diesen Eingang die Stimmung gegeben; die Athener aber vernahmen die prachtvolle Schilderung des Heeres mit dem stolzen Gefühle der Sieger".

Proben der Erklärung.

ichterische Freiheit.

Allgemeine Regel für die Erklärung von Dichtern ist der trivial klingende Satz: dass der Dichter ein Dichter ist, nicht ein Historiker oder Mythograph, dass man also Anforderungen strenger historischer Genauigkeit nicht an ihn stellen darf, ebenso wenig wie in jeder Nuance der Darstellung den Rest eines abweichenden Mythus suchen. Opp. III, 319: „Cum omnino ineptum sit veteres poetas quasi essent catechumeni dogmatum vel Hesiodi theogonia vel communi opinione praescriptorum fide adstringere, tum tragici in rebus, quae ad religionem pertinent liberius saepe philosophati sunt, physice maxime, neque Aeschylus tantum hoc fecerunt et Euripides, sed interdum etiam Sophocles".

An Aristoteles Poetik mit ihrem freien Standpunkte fühlt man sich lebhaft erinnert bei dem folgenden Satze, der an den Eingang der Perser sich anschliesst:

1. *Τάδε μὲν Περσῶν τῶν οἰχομένων*
Ἑλλάδ' ἐς αἶαν πιστὰ καλεῖται,
καὶ τῶν ἀφνεῶν καὶ πολυχρύσων
ἑδράνων φύλακες, κατὰ πρεσβείαν
οἷς αὐτὸς ἄναξ Ξέρξης βασιλεὺς
Δαρειογενὴς
εἵλετο χώρας ἐφορεύειν.

7. Bei Herod. 7, 52 befiehlt Xerxes nur dem Artabanos das Reich: *σῷζε οἶκόν τε τὸν ἐμὸν καὶ τυραννίδα τὴν ἐμήν· σοὶ γὰρ ἐγὼ μούνῳ ἐκ πάντων σκῆπτρα τὰ ἐμὰ ἐπιτράπτω.* Weder Herodot konnte dies wirklich sicher wissen, noch brauchte es, wenn es richtig ist, Aeschylus zu wissen oder sich darum zu kümmern [1]).

Daran schliesst sich die allgemeine Warnung: „Man muss sich hüten bei den griechischen Dichtern und namentlich bei den Dramatikern, zu

---

[1]) Vergl. Ar. Poet. c. 9, 1415a 36. *φανερὸν ἐκ τῶν εἰρημένων καὶ ὅτι οὐ τὸ τὰ γενόμενα λέγειν, τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστίν, ἀλλ' οἷα ἂν γένοιτο καὶ τὰ δυνατὰ κατὰ τὸ εἰκὸς καὶ τὸ ἀναγκαῖον. — — διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστίν· ἡ μὲν γὰρ ποίησις μᾶλλον τὰ καθόλου, ἡ δ' ἱστορία τὰ καθ' ἕκαστον λέγει.*

suchen, was nicht aus ihren Worten klar und deutlich hervorgeht, vor dem Unfug, für welchen, als er blühte, der Name aufkam: Zwischen den Zeilen lesen. Daher kommt es, dass man zwischen den Zeilen gelesen hat allerlei Thörichtes, weil man das, was in den Zeilen stand, darüber vergass. Die griechische Kunst ist ein Correctiv für alle Zeiten, weil sie unter natürlichen Bedingungen gesund aufgewachsen ist. Zur Gesundheit eines dramatischen Dichters gehört aber auch, dass das, was er sagt, unmittelbar wirkt; dass seine Charaktere, Situationen unmittelbar verständlich sind; nicht etwa, dass ein kränkelnder Grammaticus herausucht, was ihm noch bleibt. In der Kunst ist aber absolut nichts vorhanden, als was gefühlt und wahrgenommen wird. Jene Dinge, die man erst durch künstliche Exegese herausgrübeln muss, sind nicht vorhanden; denn nur für den unmittelbaren Eindruck wirkt die Kunst". Es leuchtet ein, dass solche Grundsätze Arbeiten, wie der Lachmann'schen über Absicht und Zeit des Sophokleischen Oedipus auf Kolonos (opp. II, p. 18) nicht günstig sind. Ueber die angeblich durchgeführte Symmetrie in den Tragödien ist schon oben die Rede gewesen (p. 140). Auch in der Anwendung der daselbst ausgeführten Sätze wird das Mass den Verständigen vom Unverständigen scheiden.

Ueber des Aeschylus Sprache gab Haupt nur ganz wenige allgemeine Andeutungen und überliess die genaue Erkenntniss der Interpretation, in der er möglichst weit zu kommen suchte. „Es hilft überaus wenig, sprach er, einen Stil zu charakterisiren und zu beschreiben, das muss man selbst empfinden lernen; dazu muss man suchen, sich den ganzen Mann vorzustellen und die Beweggründe seines Stils". Von den Chören sprach er das bemerkenswerthe Wort: „Es ist nicht glaublich, dass die Athener die schwierigeren Chorgesänge des Aeschylus beim Anhören gleich verstanden". Die folgenden Stellen sind Belege der allgemeinen, oben ausgeführten Sätze in mannichfacher Beziehung. Sie wehren das 'logische Meistern' des Dichters ab, und geben in der Widerlegung des Falschen zugleich positive Beiträge für die Kenntniss des Aeschylus.

1) Charakteristisch für Aeschylus und seine Zeit sind die Bemerkungen zu V. 22: „Ἀρταφρένης für Ἀρταφέρνης hat Aeschylus nicht blos aus metrischer Nothwendigkeit gesetzt, sondern auch deshalb, weil dadurch das Wort gewissermassen in hellenisches Verständniss gerückt wird, insofern damit das Wort griechischen Zusammensetzungen ähnlich wird. Ueber die Weise, fremde Namen griechischen Wortformen anzugleichen cf. Böckh. C. I. Gr. II, 117. Es ist der Drang, der durch alle Völker geht, Fremdes in das eigene Verständniss [1]) zu rücken. Sobald die Bil-

[1]) Vergl. unter anderem Andresen, über deutsche Volksetymologie. 3. Auflage. 1878.

dung kommt, wird das seltener. Herodot bedient sich der Form Ἀρταφέρνης.

Die folgende lange Aufzählung zeigt, wie sich eine naive Zeit an der Häufung von fremden Namen erfreut: a) Malt die Menge der Heerführer, die endlose Menge der Heerschaaren die Grösse des Perserheeres und die Grösse der die Griechen bedrohenden, aber abgewiesenen Gefahr. b) Es macht einen wunderbaren Eindruck, dass dieser langen Reihe persischer Namen in der ganzen Tragödie kein einziger hellenischer Name gegenübertritt: das Gesammthellas ist dargestellt, in seinem Gipfel Athen."

2) Die Rechte des Dichters werden weiter geschützt:

232. τῆλε πρὸς δυσμαῖς ἄνακτος Ἡλίου φθινασμάτων.

„φθινασμάτων ist überliefert, φθινάσμασι eine elende Conjectur von Pauw, mit Komma nach δυσμαῖς, von Blomfield gebilligt und von Dindorf hartnäckig festgehalten. Aber eine solche Exegesis ist matt und des Aeschylus ganz unwürdig. Mit Recht bemerkt G. H., dass Erfurdt zu Soph. Ant. 422 Beispiele gegeben habe, die das Ueberlieferte vollständig schützen, und Beispiele sind kaum nöthig. Antig. ὅταν κενῆς εὐνῆς νεοσσῶν ὀρφανὸν βλέψῃ λέχος. Eur. Alc. 946 λέκτρων κοίτας. Aesch. Prom. 812 νᾶμα Πλούτωνος πόρου. Prom. 434 κελαινὸς δ' Ἅϊδος ὑποβρέμει μυχὸς γᾶς. Es ist armselig, die poetische Redefülle beschränken zu wollen. — φθίνασμα das Hinschwinden.

3) 270. Der Chor:

ὀτοτοτοῖ, μάταν
τὰ πολέα βέλεα παμμιγῆ [πολέα mit G. H.]
γᾶς ἀπ' Ἀσίδος ἦλθ' ἐπ' αἶαν
δῖαν Ἑλλάδα χώραν.

δαΐαν cod. Lambeth.; daher Blomfield δᾴαν, von Dindorf aufgenommen. Medic. und alle übrigen δῖαν. Blomfield gibt keinen Grund an; aber offenbar meint er, dass die Perser Hellas nicht δῖαν χώραν nennen könnten. Aber dies können sie sehr wohl. Der Dichter braucht nicht in jedes Epitheton Individuelles zu legen. Δῖον wird von den Dichtern Herrliches und Grosses genannt, besonders Länder und Städte. Λακεδαίμων Od. 3, 326. Ἦλις Od. 15, 298. Ἀρίσβη II. 2, 836. [Vgl. oben 184]. Δῖαν ist also homerisch, und schon deshalb nicht zu ändern.

4) 78. πεζονόμοις ἔκ τε θαλάσσας
ἐχυροῖσι πεποιθὼς
στυφελοῖς ἐφέταις.

πεζονόμος nur hier. Der zweite Theil des Compositums ist hier, wie bei den meisten dichterischen Compositis nicht auf die Goldwage zu legen[1]).

5.) 479. Atossa fragt den Unglücksboten von Salamis:

σὺ δ' εἰπέ, ναῶν αἳ πεφεύγασιν μόρον,
ποῦ τάσδ' ἔλειπες: οἶσθα σημῆναι τορῶς;

478 ναῶν genitivus partitivus, 479 Heimsöth, indirecte Ueberl. p. 40: „So halte ich Pers. 479 für unvollständig. Die Frage οἶσθα σημῆναι τορῶς; ist hier kein natürlicher Ausdruck. Ich schreibe εἰ οἶσθα, σήμηνον τορῶς." Wenn Heimsöth einmal das halbe Neumachen der Tragödien aufgeben und ganz neue machen wird, so mag er so schreiben. Bis dahin verbitten wir uns das willkürliche und grundlose Mäkeln und Schulmeistern an tadelloser Ueberlieferung."

6) Zum Schlusse noch ein Beispiel von Haupt's Weise, durch Widerlegung des Falschen die richtige Erklärung vorzubereiten, zugleich ein Beispiel, wie er Gottfried Hermann vertrat. Zu absoluter Sicherheit, dies gibt Haupt zu, ist auch er nicht gelangt, aber seine Vermutung ist doch besser und wahrscheinlicher, als was sonst vorgebracht worden ist: „Dindorf hat Vers 10

κακόμαντις ἄγαν ὀρσολοπεῖται
θυμὸς ἔσωθεν,
πᾶσα γὰρ ἰσχὺς Ἀσιατογενὴς
ᾤχωκε, νέον δ' ἄνδρα βαΰζει,

G. Hermann liest: κακόμαντις ἄγαν ὀρσολοπεῖται
θυμός, ἔσωθεν δὲ βαΰζει.
πᾶσα γὰρ ἰσχὺς Ἀσιατογενὴς
οἴχωκε νέων,

11. θυμὸς ἔσωθεν. Bis hierher ist alles deutlich und sicher, aber das Folgende ist, wie es überliefert ist, unhaltbar, und berührt wird vielleicht schon diese Zeile von der Verderbniss. Ueberliefert ist in M. 11 θυμὸς ἔσωθεν und 13 οἴχωκεν ἐον (d. i. οἴχωκε νέον) ἄνδρα βαΰζει. Dindorf ᾤχωκε mit Vit. Ald. Turn., wohl richtig. Ueber die Form des Perf. Lobeck Aias 896. Wichtiger ist das Verständniss dieser Zeile. Ein jüngeres Scholion lautet ἤτοι τὴν νέοτητα πᾶσαν τῶν Περσῶν ἀνακαλεῖται ἡ Ἀσία, ἢ ἡ ψυχή μου. γράφεται δὲ καὶ ἐόν, ἤτοι τὸν ἴδιον ἄνδρα (das

[1]) Vgl. opp. III, 318: „Vereor ne, si conposita tragicorum adiectiva omnia ad vivum resecanda esse censeamus, aliquam multa nobis mutanda sint aut prorsus delenda. Itaque dabimus aliquid poetarum libertati putabimusque Euripidem ἀστεροειδέα νῶτα (scil. αἰθέρος ἱερᾶς) dixisse, cum vellet ἀστερόεντα vel ἀστερώδη intellegi".

ist nichts als Deutung der Schreibweise in M). ἄλλως· τὸν Ξέρξην ἔχειν ἡγεμόνα μετὰ βοῆς ἐπικαλεῖται. λεπτέον δὲ τὸ ἔχειν ἡγεμόνα ἔξωθεν. Die zweite Erklärung knüpft an θυμός an und ist gegen den Stil des Dichters, der so unverständlich nicht redet, die dritte ist albern. Mit der ersten hat man sich beruhigt, Dindorf lobt sie ausdrücklich in seiner Anmerkung: Asiae enim nomen ex adiectivo Ἀσιατογενής repetendum. Aber 1) βαΰζειν durch ἀνακαλεῖσθαι 'zurückrufen', zu erklären ist mindestens ungenau; βαΰζειν ist latrare. Man hat den Einfall gehabt βαΰζειν 'nach Etwas schreien' durch Lucret II, 17 stützen zu wollen; aber 'nil aliud sibi naturam latrare' vergleicht die Natur, die heftig nach dem ihr Unentbehrlichen verlangt, mit einem bellenden Hunde, wie 'latrantem stomachum' Hor. serm. 2, 2, 18. Aber dieses Bild wäre hier sehr ungeschickt. 2) νέον ἄνδρα kann nicht die Jünglinge oder, wie Dindorf will, τὴν νεολαίαν bedeuten; es kann nur bedeuten 'novum militem', und dies ist abgeschmackt. 3) Mit Recht bemerkt G. Hermann, dass Ἀσία aus Ἀσιατογενής zu entnehmen unmöglich sei. Allerdings ist die Freiheit solcher Beziehung griechisch. Aber dann muss die Rede so beschaffen sein, dass das Verständniss von selbst gegeben ist. Dies geschieht z. B. durch ein Pronomen, wie in der von G. H. angeführten Stelle Eur. Hec. 22 πατρῴα δ' ἑστία κατεσκάφη, Αὐτὸς δὲ βωμῷ πρὸς θεοδμήτῳ πίτνει. Hier ist πατρῴα ἑστία = πατρὸς ἑστία und αὐτός macht alles deutlich. Porson führt dort Aehnliches an. Denken wir uns αὐτός hinweg, so ist die Rede unverständlich und unmöglich, gerade wie die so erklärte des aeschyleïschen Verses. Es hilft also nichts, eine ungenau und irrational gefasste Sprachbemerkung anzubringen. Den hier überlieferten Text kann Niemand verstehen, und so kann der Dichter nicht geschrieben haben. Gefühlt hat das Valckenaer Phoen. 1489, aber er hat eine sehr verkehrte und von G. H. widerlegte Vermutung vorgebracht. Die neuesten Vermutungen sind von Heimsöth und von Meineke. Heimsöth Wiederherstellung der Dramen des Aeschylus p. 58, indir. Ueberl. p. 71. Er stützt seinen Einfall durch Paralogismen; er will schreiben ᾤχωκε. κενεὸν δ' ἄνδρα βαΰζειν, 'vergeblich wäre es, die Mannschaft angeben (ausrufen) zu wollen'. Hier ist Fehler auf Fehler gehäuft: 1) κενεός für κενός ist der tragischen Sprache fremd. 2) Wäre es statthaft, so bliebe so zu schreiben dennoch absurd, hier wo κενόν dem Metrum unmittelbar entspricht. 3) Man müsste also κενόν schreiben; dadurch verlöre sich der Schimmer der Wahrscheinlichkeit. Und βαΰζω ist weder angeben noch ausrufen. Dies verbum wäre ganz abgeschmackt. 4) ἄνδρα soll nach Heimsöth collectivisch stehen, wie ἵππος für Reiterei, ναῦς für Flotte. Aber so wird der Singular ἀνήρ nie gebraucht. Stände er aber irgendwo, hier könnte er nicht gebraucht werden. Denn gerade der von Heimsöth ge-

suchte Gedanke verlangt den Pluralis. 5) Der Heimsöth'sche Gedanke widerspricht dem Verlaufe dieser Anapästen, in denen die Mannschaft zwar nicht 'ausgerufen' wird, aber aufgezählt in langer Reihe der Völker und Führer. 6) Der Gedanke ist an sich matt und armselig.

Aber unglücklich ist auch der Einfall Meineke's; ᾤχωκ'. ἐνεὸν δ' ἄνδρα βαΰζειν, thöricht oder vergeblich. Damit ist, wie man es auch verstehen möge, nichts anzufangen.

Sehen wir nun, was G. H. gibt, so finden wir eine kühnere Aenderung, aber doch eine sehr wahrscheinliche, die des Aeschylus vollkommen Würdiges gewährt. G. H. geht von der Annahme aus, dass δὲ βαΰζει zuerst aus Versehen weggelassen, dann am Rande nachgetragen ward. Dann kam es an eine falsche Stelle in den Text, nach *NEON*, was der Schreiber irrig für *NEΩN* setzte und durch ἄνδρα erklärte; ἄνδρα ist hiernach ein falsches Glossem. G. H. lässt nun dieses ἄνδρα weg, bildet aus 11 den Paroemiacus θυμός, ἔσωθεν δὲ βαΰζει und schreibt 13 blos οἴχωκε νέων. Hier ist alles vortrefflich: 1) νέων ist das allerpassendste. 2) βαΰζει = latrat, ist so richtig und aeschyleïsch gebraucht. Ag. 429 τὰ δὲ σιγά τις βαΰζει von dem, was in der Stille vom Morde des Ag. gesagt wird (gemurrt). Hier von den Klagen der bangen Herzen. G. H. hätte vergleichen können Od. 20, 13 vom zürnenden (murrenden) Odysseus κραδίη δέ οἱ ἔνδον ἐλάκτει. 5) So schreitet der Gedanke ohne Unterbrechung fort. Ich bin von der Richtigkeit der Hermann'schen Gestaltung überzeugt; wer aber zweifelt und sie für zu kühn hält, der sollte doch nicht die grössere Kühnheit haben, des Aeschylus Unwürdiges vorzubringen."

Sophokles.

Ausser über Aeschylus las Haupt von den Tragikern noch über Sophokles, aber nur über die Elektra; seine Einleitung gibt noch bedeutend weniger als die zu den Persern; es gelte vor Allem, das Stück kennen zu lernen, dann könne man sich erst mit Nutzen mit der Gliederung und Kunst der Elektra, mit ihrem Verhältnisse zu den Choephoren des Aeschylus, der E. des Euripides und ähnlichen wissenswerthen Dingen beschäftigen. Von den Ausgaben hob er hervor unter den älteren die von Brunck (Strassburg 1786, 2 Bde. 4_0. 1788, 3 Bde. 8_0). „Brunck zuerst setzte die echtere, freilich noch unvollständig bekannte Ueberlieferung gegen die Triklinische Interpolation in ihr Recht ein. Brunck's Sprachkenntniss ging nicht hinaus über das vor ihm Ermittelte (Dawes Misc. crit, Hemsterhuys, Valckenaer), seine metrische Kenntniss war die der ganzen Zeit vor Porson und Hermann, seine Kritik ist oft unbesonnen und nur selten scharfsinnig; aber er war ein Mann von gesundem Sinne und er hielt sich frei von allem Absurden, und das ist mehr, als man manchen heutigen Kritikern nachsagen kann." Ueber Por-

Elektra

Brunck.

O. Jahn.

son, Hermann, Dindorf ist das Urtheil dasselbe, wie über ihre Aeschylusarbeiten. An Otto Jahn's Ausgabe rühmte er die praktische Sammlung der Scholien und die Zusammenstellung alles dessen, was alte Quellen über Sophokles haben, tadelte aber, dass er ohne Auswahl alle auch die verfehltesten Conjecturen gesammelt habe.

Das Colleg war wesentlich polemisch: „Mich leitet, sagte er, die Absicht, die Elektra des Sophokles in nach Kräften und mit Besonnenheit gereinigtem Texte zu vollem Verständniss zu bringen. Daneben beabsichtige ich, in einleuchtenden Beispielen den Unfug, der heutzutage getrieben wird, vor Augen zu legen." Das oft citirte Prooemium zu dem Lectionskataloge Sommer 1865 dient demselben Zwecke. Da diese Polemik aber nicht blos negirend verfuhr, sondern einen sehr positiven Hintergrund hatte, so war die Vorlesung dem Aufmerksamen sehr instructiv. Auch hier war meist der Dichter in seiner Dichterfreiheit gegen das logische Meistern in Schutz zu nehmen. Ich setze einige allgemeine Bemerkungen den speciellen Beispielen voran, zuerst ein den Unterschied zwischen Aeschyleïscher und Sophokleïscher Sprache betreffendes: Vers 3

ὧν προθύμως ἧσθ' ἀεί.

Kühnheit im Wortgebrauch.

προθύμως mit dem Genetiv kommt nur hier vor, und nur hier im Sinne von 'begierig', sonst immer 'bereiten Sinnes'. Aber ἐπιθυμεῖν und ἐπιθυμία liegen nahe. In dem Wortgebrauch ist die Kühnheit des Sophokles unendlich viel grösser als die des Aeschylus. Freilich gibt es bei letzterem mehr ἅπαξ εἰρημένα, freilich ist er überaus kühn in der Zusammensetzung der Wörter; dagegen hat Sophokles eine tiefer gehende Kühnheit, nämlich gangbare Wörter in ihrer Bedeutung abzubiegen. Aeschylus geht auch in der Sprache mit grossen, gewaltigen Schritten, Sophokles mit grosser Feinheit, bisweilen künstelnd. Ueber diese Dinge zu studiren ist ausserordentlich ersprieslich, und darüber unter richtigen Gesichtspunkten zu schreiben unendlich viel vortheilhafter, als wenn jetzt Jeder auch seine Conjectur machen will. Es gehört freilich einiges Wissen dazu.

Für die Tragiker und ihre Kunst überhaupt sind die folgenden Bemerkungen bezeichnend:

2) 944. Gespräch zwischen Elektra und Chrysothemis. Das Gespräch schreitet sehr langsam fort; nach unserer modernen Anschauungsweise vielleicht zu langsam; aber ganz der attischen und auch der Sophokleischen Weise gemäss. Was uns Nachkommen, vor allem uns Deutschen, vielleicht geschraubt vorkommen kann, das braucht es den Griechen durchaus nicht. Unser Ohr ist überhaupt ein schlechter Richter für das, was den Griechen wohlklingend war.

3) 198. δόλος ἦν ὁ φράσας, ἔρος ὁ κτείνας.

ἔρος und δόλος lassen Bergk und Nauck ihre Stelle tauschen: 'Liebe gab

den Anschlag ein, List vollzog den Mord'. Der Einfall ist irrig. Es ist eine unerweisliche Voraussetzung, dass Soph. gerade diesen Gedanken müsse ausgedrückt haben. Der Scholiast erklärt das Ueberlieferte richtig. (*δόλος ἦν ὁ φράσας· ἀντὶ τοῦ ὁ φρασάμενος, ὁ ἐπινοήσαμενος. ὁ δὲ ἀνελὼν ἔρως· δι' ἔρωτα γὰρ ἑαυτῶν ἀνεῖλον Ἀγαμέμνονα*). *ἔρος ὁ κτείνας* ist eine berechnete Verbindung zwiespältiger Begriffe: 'Truglist gab den Rathschluss ein, Liebe tödtete.' Die Tragiker und besonders Sophokles lieben zuweilen Spitzfindiges.

4) 15. Der Pädagog spricht zu Orestes und Pylades:

νῦν οὖν, Ὀρέστα καὶ σὺ φίλτατε ξένων
Πυλάδη, τί χρὴ δρᾶν ἐν τάχει βουλευτέον·
ὡς ἡμῖν ἤδη λαμπρὸν ἡλίου σέλας
ἕρπει κινεῖ φθέγματ' ὀρνίθων σαφῆ
μέλαινά τ' ἄστρων ἐκλέλοιπεν εὐφρόνη.
20. *πρὶν οἶν τιν' ἀνδρῶν ἐξοδοιπορεῖν στέγης,*
ξυνάπτετον λόγοισιν.

Nauck findet in V. 20 *ἐξοδοιπορεῖν*, das 'herauswandern, nicht herauskommen' bedeutet, mindestens geziert, und um dieses seines Meinens willen verwirft er den Vers und meint [1]) weiter, dass V. 21 zu schreiben sei: *ξυνάπτετ' οἶν λ.*, und freilich wäre eine Conjunction unerlässlich. Solche Vermuterei ist bodenlose Unkritik. 1) Der Vers ist untadellich: *ἐξοδοιπορεῖν* kommt nur hier vor, die eigentliche Bedeutung ist die von Nauck angegebene; est ist aber abgeschmackt, an dem gesteigerten Ausdruck der tragischen Sprache Anstoss zu nehmen. Unzählige Verse des Aeschylus und auch des Sophokles müssten vor solcher prosaisch pedantischer Mäkelei schwinden. *ὁδοιπορουμεν* 1099 ist auch nicht prosaisch. 2) Der Vers ist unentbehrlich. Streicht man ihn, so bleibt übrig: 'Schon ist es Morgen, berathet also; denn die Zeit des Handelns ist gekommen!' Das hat keinen rechten Zusammenhang, wenigstens keinen für einen griechischen tragischen Dichter und für die ruhige und langsam fortschreitende Rede dieses Einganges. Dagegen hat den besten Zusammenhang: 'Schon ist es Morgen, und bald werden Leute aus dem Königspalaste treten; berathschlagt also, so lange es ohne Zeugen geschehen kann!' (Cfr. prooem. lect. aest. 1865, opp. II, 288).

5) 301. *ὁ πάντ' ἄναλκις οἵτος, ἣ πᾶσα βλάβη.*

Aegisthus ist durch und durch *βλάβη*. Logisch-würde zu sagen sein, *ὃς πᾶς βλάβη ἐστίν*. Das Genus des Prädicates aber dringt durch Attraction in das Subject ein und verdrängt das Genus des Subjectes.

---

[1]) In den mél. gréco-rom. II, p. 657 verwirft Nauck auch Vers 21.

Aehnlich ist 305. — — *τὰς οἴσας τέ μου*
καὶ τὰς ἀπούσας ἐλπίδας διέφθορεν
ebenso Antigone 1109 — — *ἴτ' ἴτ' ὀπάονες*
οἵ τ' ὄντες οἵ τ' ἀπόντες

Beidemale ist die Redeweise nicht auf die logische Goldwage zu legen, sondern es ist ein starker Ausdruck für alle. In der formelhaften Verbindung mit dem Gegensatze wird die Nothwendigkeit, das Ausschliessende jedes Zweifels und jeder Bedingung, das Totale ausgedrückt. Dergleichen ist nicht logisch zu meistern, sondern in seiner rhetorischen Kraft psychologisch zu verstehen.

6) 201. *ὦ πασᾶν κείνα πλέον ἁμέρα*
ἐλθοῦσ' ἐχθίστα δή μοι.

πασᾶν πλέον und *ἐχθίστα* ist verbunden, obwohl genau genommen mit *πλέον* nur der Positivus *ἐχθρά* verbunden sein sollte. Schneidewins Erklärung *ὦ κείνα ἁμέρα ἐχθίστα δή μοι ἐλθοῦσα, πλέον ἐχθρὰ πασᾶν* ist keine Erklärung, sondern gibt nur an, in welche logische Gedankenform das Gesagte umzusetzen sei. Der Dichter beginnt mit *πλέον*, indem er *ἐχθρὰ* im Sinne hat, aber der Ausdruck steigert sich anakoluthisch zum Superlativ.

Die nächsten Auseinandersetzungen beruhen auf der Beobachtung der individuellen Gemütsstimmungen, als von welchen der Dichter seine Menschen bewegt darstellt.

7) und 8) 213. ff. Der Chor spricht zu Elektra [G.-H.]:

φράζου μὴ πόρσω φωνεῖν.
οὐ γνώμαν ἴσχεις ἐξ οἵων
τὰ παρόντ' οἰκείας εἰς ἄτας
ἐμπίπτεις οὕτως αἰκῶς;
πολὺ γάρ τι κακῶν ὑπερεκτήσω,
σᾷ δυσθύμῳ τίκτουσ' ἀεὶ
ψυχᾷ πολέμους, τάδε τοῖς δυνατοῖς
οὐκ ἐριστὰ πλάθειν.

Ueberliefert ist *τὰ παρόντ' οἰκείας εἰς ἄτας*, und dies stimmt genau mit der Strophe 196, wenn man dort mit G. Hermann liest: *ὅτε οἱ παγχάλκων ἀνταία*, nicht aber mit Heath *σοὶ* schlechthin streicht. Für *τὰ παρόντα*, das wie *τὰ νῦν* gesagt ist und soviel als *ἐν τῷ παρόντι*, in hoc praesenti rerum statu bedeutet, hat Nauck *ἀγαθῶν* gesetzt, nach dem Scholion: *οὐ γινώσκεις, φησίν, ἐξ οἵων ἀγαθῶν εἰς τί ἀνιαρὸν ἐλήλυθας;* Es war leicht zu sehen, dass das eine Erklärung ist von *ἐξ οἵων*,

und eine ganz elende. Denn der Chor kann nur sagen: 'Durch solchen Ausbruch des Hasses machst du dein Uebel nur schlimmer', nicht aber von ἀγαθοῖς reden, die Elektra gar nicht hat. Nauck: 'Siehst du nicht, aus welchem Glück in welches Unheil du dich stürzest'? Das ist eben so unverständlich, als seine Bemerkung 'namentlich anstössig ist hier τὰ παρόντα für τὰ νῦν oder ἐν τῷ παρόντι'. Es hat durchaus nichts anstössiges, anstössig aber ist es, dem Sophokles einen verfehlten Gedanken aufzubürden. Ferner hat Nauck aufgenommen Reiskes οἵας für οἰκείας. Das ist an sich sehr gut und gibt eine sehr beliebte Redeweise. Dies οἵας nöthigt nun σοι in dem Verse die Strophe zu tilgen. Wir haben aber gesehen, dass G. Hermann dieses σοι, das doch nicht vom Himmel gefallen sein kann, viel besser in οἱ verwandelt hat. Vor allem aber ist einzusehen, dass οἰκείας ganz tadellos ist. Mit Recht hat Dindorf Hermann's Erklärung gebilligt: significat Electram asperitate sua non illis, quibus irata est, sed ipsi sibi malum parere: 'Du wünschest jenen Unheil und siehst nicht, dass du durch solchen Ausbruch des Hasses nicht jenen, sondern dir selbst Leid bereitest. Schon ist dein Unglück gross (ἐξ οἵων), mache es nicht noch grösser'! — —

Um das Verständniss der Strophe zu sichern, will ich sie lieber umschreiben, als übersetzen. 213. ff.: 'Hüte dich weiter zu sprechen; siehst du nicht, wie gross dein Missgeschick ist, und dass du, wie die Dinge stehen, d. h. so unverholen deinem Hasse Luft machend, dich so kläglich in eignes Leid stürzest, d. h. dass du dich gefährdest, nicht die, die du hassest und verfluchst? Denn ein Uebermass des Unglücks hast du dir (ohne Noth, ὑπερεκτήσω) erworben, indem du deinem grollenden Gemüte immer Hader (dir der Grollenden immer Streit und Hass) gebierst. Das, wovon du immer redest, den Mord und die Unzucht den Mächtigen nahe zu bringen (vorzurufen), ist ein missliches unheilvolles Hadern'.

220. ff. Antwort Elektras. 'Entsetzlich ist mein Missgeschick. Aber Niemand kann mich trösten und mir rathen. Lasst mich klagen; nie werde ich aufhören zu klagen':

δεινοῖς ἠναγκάσθην, δεινοῖς·
ἔξοιδ', οὐ λάθει μ' ὀργά.
ἀλλ' ἐν γὰρ δεινοῖς οὐ σχήσω
ταύτας ἄτας,
ὄφρα με βίος ἔχῃ.

220. Die Ueberlieferung ist ἐν δεινοῖς ἠναγκάσθην ἐν δεινοῖς. Das entspricht nicht dem zweifellosen Versmasse des strophischen Verses ὦ πασᾶν κείνα πλέον ἁμέρα (– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑, anapästischer Dimeter mit dem folgenden Verse zusammenhangend). Brunck hat beidemal ἐν ge-

strichen und G. Hermann, Dindorf, Nauck, Jahn sind ihm mit Recht gefolgt. Es ist die einfachste Besserung und vollkommen genügend. Atrocibus malis constricta sum, wie G. H. gut übersetzt: respondet enim Electra ad illud *πολὺ γάρ τι κακῶν ὑπερεκτήσω*. Präpositionen sind oft irrig hinzugefügt worden. Es bedarf also nicht der verwegenen Bergk'schen Aenderung, noch der von Wolff, der aus den Scholien sehr unsicher schliesst. Meineke Oed. Col. p. 253 *δεινῶς ἠγάσθην ἐν δεινοῖς* i. e. *δεινῶς ὠργίσθην, ἐθρασύνθην*. Dass *ἀγάζεσθαι* = *ὀργίζεσθαι* sei, wird durch Hesych. *ἤγαστο, ἐνεμέσησεν, ὠργίσθη* belegt. Dazu braucht es des Hesychius nicht; denn *ἀγάζεσθαι* in der Bedeutung 'indignari' oder irasci ist schon homerisch, z. B. Od. 8, 565 *ὃς ἔφασκε Ποσειδάων' ἀγάσασθαι Ἡμῖν*. Sophokles konnte also wohl so schreiben, wie Meineke will, aber zu billigen ist die Vermutung nicht. Denn

1) sie ist verwegen und hat wenig Wahrscheinlichkeit.

2) Was Meineke gegen das leicht gewonnene *δεινοῖς ἠναγκάσθην δεινοῖς* einwendet, ist irrig. Er sagt: Chorus accusat Electram quod asperitate sua animique impotentia tristissima sibi mala pepererit; ad hoc respondere Electram non potuisse id, quod nunc respondet, ostendunt quae his statim subicit verba: 'scio, neque fugit me animi mei impotentia'. expectes potius aliquid in hanc sententiam dici: 'fateor me nimiam esse in odio adversus matrem'. Diese Erwartung, dass so Etwas gesagt worden ist, ist eine petitio principii. Was nach Brunck's Lesart Elektra sagt, sie ganz tadellos, wenn man nur bedenkt, dass die Rede leidenschaftlich und abgerissen ist. 'Schreckliches hält mich in seinem Zwange (atrocibus malis constricta sum), so dass es kein Wunder ist, wenn ich meinem Gefühle Luft mache'. Dieser Gedanke ergänzt sich wahrlich von selbst. Durch *δεινοῖς* etc. rechtfertigt sich Elektra. Darauf folgt ganz untadellich: 'Ich weiss wohl, dass mein Gemüt heftig ist, ich weiss wohl, dass ich leidenschaftlich bin und rede: aber so will ich bleiben, so lange ich lebe'. *Ὀργή* ist oft das leidenschaftliche Gemüt; auch überhaupt Gemüt oder Charakter".

Euripides. Ueber Euripides las Haupt nicht; über des Sophokles und Euripides Verhalten dem Aeschylus gegenüber, wenigstens in einer Beziehung, sprach er:

Elektra 909. „Mit wie leiser und liebenswürdiger Hand berichtigt Sophokles die Naivität des Aeschylus; mit einem einzigen Verse fügt er bei, was die ganze Sache psychologisch und physisch ins rechte Licht bringt.

τῷ γὰρ προσῄκει πλήν γ' ἐμοῦ καὶ σοῦ τόδε;

Euripides (Elektra 524 sqq.) fügt geradezu eine directe Kritik des

Aeschylus hinzu; er redet mit dem Gefühl superiorer philosophischer Weisheit; sieht hochmütig auf den Aeschylus zurück; und doch steht Aeschylus in seiner ungebildeten Naivität unendlich höher als der philosophische Dichter. Im Euripides gibt es eine ganze Anzahl solcher Stellen, wo eine Kritik des Aeschylus beabsichtigt ist. So in den Phönissen gleich am Anfange.

b. Aristophanes. Benutzung von Scholien.

Von griechischen Dichtern las Haupt noch über Aristophanes, die Vögel und die Acharner, beides in lateinischer, endlich über Theokrit in deutscher Sprache. In den Einleitungsworten zu den Vorträgen über Aristophanes gab er ebenso wie in der Einleitung zu Horaz eine wichtige Auseinandersetzung über die bei der Benutzung von Scholien anzuwendende Methode. Horaz Satiren und Aristophanes Komödien haben das gemeinsam, dass eine Menge persönlicher Anspielungen, die ursprünglich Jedermann verständlich waren, doch besonders bei den unbedeutenden Personen sich bald dem Verständniss entzogen und schon früh gelehrte Deutungsversuche hervorriefen.

Horazscholien.

Bei der Benutzung nun dieser in den Scholien niedergelegten Deutungen ist grosse Vorsicht anzuwenden. Was Haupt davon in den Vorträgen über Horaz sagte, mag als das Ausführlichere hier zuerst stehen: „Scholien sind besonders in einer Beziehung wichtig. Das Meiste, was aus Sprachkenntniss und Kenntniss der Litteratur zu gewinnen ist, können wir ebenso gut, und Manches besser finden, als die Scholiasten. In der Ergründung der Gedanken und ihres Zusammenhanges dürfen wir ihnen nicht vertrauen, sondern wir müssen mit unbefangenem Blicke und mit methodischer Kunst des Dichters Absicht und Eigenthümlichkeit erforschen. Aber in den Beziehungen auf die Zeit des Horaz und die zunächst vorhergehende erklären sie Manches, was uns sonst unerklärlich wäre; sie schöpften aus Quellen, die für uns verschüttet sind. Hierin ist also die Benutzung der Scholien sehr wichtig. Aber sie wird gewöhnlich sehr unmethodisch geübt, indem man ihre Angaben nach Gutdünken, wenn sie passlich oder unpasslich scheinen, billigt oder verwirft. Es gibt aber eine Regel für den Gebrauch dieser Scholien (und überhaupt aller zu ähnlichen Dichtungen, z. B. des Aristophanes), eine Regel, die ich an Beispielen gezeigt habe in Ritschl's Rheinischem Museum 3, 146 ff. [opp. I, 152]. Die erste Frage muss immer sein: 'Kann die Angabe der Scholien auf einer Deutung der Worte des Dichters beruhen, oder zeigt sie Benutzung anderer Quellen, geschichtliche Kenntniss'? Im ersten Falle hat die Angabe der Scholien gar keine Auctorität. Die Erklärung

kann richtig sein, aber sie ist mit denselben Mitteln gewonnen, die auch uns zu Gebote stehen; und dadurch, dass die Scholiasten sie geben, wird sie nicht bezeugter, als wenn sie erst heute vorgetragen würde. Im zweiten Falle ist strenge Untersuchung ihrer Wahrscheinlichkeit nöthig. Wo nichts ihr widerspricht, ist ihr zu glauben. Manche Deutung von Namen und persönlichen Beziehungen ist sichtlich sehr alt und doch erweisslich falsch. So ist die Deutung des Malthinus serm. I, 2 auf den Maecenas, der Licymnia (carm. 2, 12), einer Citherspielerin und Tänzerin, auf des Maecenas Gemahlin Terentia alt, aber jene falsch, diese ganz unsinnig. An den Maecenas denken die Horazscholiasten zur Unzeit wie die des Persius an den Nero. — Man muss sich aber überhaupt vor dem Wahne hüten, als sei es möglich, alle persönlichen Anspielungen des Horaz zu verstehen".

c. Theokritus. Entstehung der bukolischen Poesie.

Eine Ergänzung zu dem allgemeinen Theile der Vorträge über Homer gab Haupt in der Einleitung zu Theokrit. Er polemisirte zuerst gegen falsche Ansichten der Alten über den Ursprung der bukolischen Poesie und legte dann in eigener Darstellung den wirklichen geschichtlichen Verlauf dar:

Ansichten der Alten.

„Ueber die bukolische Poesie[1]) der Griechen ist viel geschrieben worden, besonders gut von Welcker (über den Ursprung der Hirtenlieder, kl. Schriften 1. p. 403 ff.). In den Scholien zu Theokrit haben wir eine kurze Erzählung *περὶ τῆς εὑρέσεως τῶν βουκολικῶν*. Zum Theil Aehnliches geben Probus zu Anfang seiner Scholien zum Virgil, Servius bei dem Anfange der eclogae, Diomedes II, p. 483 P., Isidorus Origines I, 38. Es war Gewohnheit der Alten, Sitten und überhaupt Herkömmliches auf bestimmte Anlässe zurückzuführen. So ward auch der Ursprung der bukolischen Poesie aus einzelner bestimmter Veranlassung abgeleitet. Aber die Erzählungen waren verschieden. Einige erzählten so: Als Xerxes Hellas mit Krieg überzog, verbargen sich aus Furcht vor den Barbaren die lakedämonischen Jungfrauen. Als nun das Fest der Artemis Karyatis zu feiern war, fehlte der Jungfrauenchor, der bei dieser Feier Hymnen sang. Damit nicht der heilige Brauch unterbrochen würde, kamen Hirten

Sparta.

in die Stadt und sangen zu Ehren der Artemis Hirtengesänge. Daher dauerte die bukolische Poesie. Probus fügt hinzu: hoc idem carmen (bucolicum) et astrabicon dictum est ex forma, qua advecti fuerant

[1]) Ueber Poesie und Leben des Theokrit hat Haupt in der Berliner Academie 1872 gelesen, den Vortrag aber zurückgezogen.

qui illa cantaturi erant. Sunt autem astrabae vehicula, dicta παρὰ τὸ μὴ στρέφεσθαι. Offenbar kann so die bukolische Poesie nicht entstanden sein; auch werden bei der in dieser Erzählung erwähnten oder erfundenen Begebenheit schwerlich die Hirten Lakoniens zuerst zusammengekommen sein und gesungen haben. Vielmehr wird man eher annehmen dürfen, dass ausser den Gesängen der lakedämonischen Jungfrauen (παρθένια) bei dem Feste der Karyen von Alters her auch volksmässiger, ländlicher Gesang vorkam. Diese Gesänge hiessen gewiss nicht deshalb ἀστραβικά, weil bei jenem Anlasse die Hirten auf Wagen in die Stadt gekommen waren, sondern von alter Sitte, von den bäurischen Wagen herab zu singen. Nimmt man an, dass solche ἀστραβικά überhaupt bei dem Feste der Artemis in Sparta gesungen wurden (und so viel wird man annehmen dürfen), so werden diese Lieder eher Hymnen, wenigstens religiösen Inhalts gewesen sein, als den bukolischen Gedichten ähnlich. Dazu kommt, dass von bukolischer Poesie lakedämonischer Dichter Niemand etwas weiss. Dagegen war der Sicilier Theokritos ohne allen Zweifel der, welcher die bukolische Poesie zur Kunstgattung erhob; des Theokritos Poesie aber hat mit Sparta nicht den mindesten Zusammenhang, sie zeigt sicilische und italische Sitte. Daher sind andere Erzählungen insofern verständiger, als sie den Ursprung der bukolischen Poesie nach Sicilien legen. Eine dieser Erzählungen ist die folgende: Als Orestes das Bild der taurischen Göttin entführt und in Rhegion sich mit dem Wasser aus sieben Flüssen vom Muttermorde gereinigt hatte, kam er nach Sicilien und führte den Dienst der taurischen Göttin (Artemis) ein. Die Sicilier feierten diese Göttin mit Liedern, und dies ist der Ursprung der bukolischen Dichtung. Auch diese Herleitung der bukolischen Poesie aus heiligen Gesängen ist verkehrt. Andere erzählten, in Syracus seien einmal bei einem Aufstande viele Bürger getödtet worden; die Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe habe man der Artemis zugeschrieben und deshalb die Göttin gefeiert mit üblichen ländlichen Liedern (διὰ τῶν συνήθων αὐτοῖς ἀγροικικῶν ᾠδῶν): das sei zur Sitte geworden. Auch hieraus erklärt sich der Ursprung der bukolischen Poesie durchaus nicht. Eine andere Erzählung berichtet, in Sicilien sei bei einer Seuche der Ἄρτεμις Λυαία ein Tempel gelobt worden. Bei seiner Einweihung hätten sich Hirten versammelt und Lieder gesungen. Dies sei der Anfang gewesen von Wettkämpfen und Hirtengesang. Die in solchem Wettkampf Besiegten ziehen nach dieser Erzählung in der Gegend von Syrakus umher, sammeln Esswaaren und singen scherzhafte und Glück erwünschende Lieder. Probus fügt hinzu, diese Sänger werden bucolistae genannt; Diomedes (d. h. seine Quelle), die Gewohnheit daure noch. — Alle diese Erzählungen enthalten richtig verstanden Wahres und Wissenswerthes: für die Erklärung des Ursprungs der

Sicilien.

Werth der Tradition.

bukolischen Poesie sind sie unergiebig. Denn aus jenen festlichen und zum Theile gottesdienstlichen, von Hirten gesungenen Liedern geht nur hervor, dass der Gesang eine alte Sitte der sicilischen Hirten war: aber in jenen Liedern die älteste Art ländliches Gesanges und den Ursprung der bukolischen Dichtung zu erkennen, ist irrig und wird Niemand einfallen, der kein Fremdling ist in der Geschichte der Volkspoesie. Aus jenen Liedern ist die bukolische Kunstpoesie des Theokrit nicht hervorgegangen.

Aber diese bukolische Kunstpoesie des Th. selbst enthält Manches, aus dem man erkennen kann, wie die sicilischen Hirtenlieder beschaffen waren, deren Art Th. zur Kunstpoesie ausbildete.

Wirkliche Entstehung.

Die Entstehung der bukolischen Poesie ist ohne gelehrte Deutelei und Herleitung aus bestimmten, zufälligen Veranlassungen, aus dem Wesen und der Gewohnheit des Hirtenlebens selbst abzuleiten. Hirten belustigen sich und vertreiben die Zeit mit Gesang und Musik; damit versammeln sie auch ihre Herden und geleiten sie. In der homerischen Beschreibung des Schildes des Achilles (Il. 18, 525) erscheinen Hirten, die auf der Hirtenflöte blasen, δύω δ' ἄμ' ἕποντο νομῆες Τερπόμενοι σύριγξι. Die Erfindung der Syrinx schrieb die Sage dem Pan zu, dem arkadischen Hirtengotte. Wie die Schweizer Hirten ihren Kuhreihen haben, und ähnlichen Gesang die Hirten anderer Länder, so hatten auch die sicilischen Hirten beim Treiben ihrer Herden eine bestimmte Weise des Gesanges, die βουκολισμὸς hiess, und deren Erfindung einem Hirten Diomos zugeschrieben ward, den der Sicilier Epicharmos in seinen Komödien erwähnte. (Ath. 14, 619 *A*.). Ausserdem aber übten die sicilischen Hirten altherkömmliche Weise des Gesanges und erfanden neue Lieder, wie ehedem die Landleute in vielen Gegenden, und noch jetzt in manchen. In den bairischen und österreichischen Alpen werden Liederkämpfe gehalten, wo man einander aus dem Stegreife ansingt und verhöhnt. Dergleichen ist sichtlich in Sicilien im Alterthume auch Sitte gewesen, wie in der neueren Zeit. Riedesel[1]) (Reise durch Sicilien p. 75) erzählt von solchen Liederstreiten der sicilischen Hirten. Für das Alterthum legt von dieser Sitte Zeugniss ab die Poesie des Theokrit. Die Wechselgesänge einiger seiner Idyllen sind Nachahmung der Volkssitte. Das ist eine Gattung der sicilischen Poesie, nicht die einzige. Vielmehr bezeugen überhaupt das Alter-

Hirtenpoesie.

---

[1]) Am Rande hat Haupt später hinzugefügt: „Riedesel. Schwerlich historischer Zusammenhang, nachdem nach den Griechen so viele Völkerschaften in Sicilien einander abgelöst, Römer, Gothen, Saracenen, Normannen, Lombarden, Schwaben, Franzosen, Arragonier, Katalonen, Genuesen und andere Italiener (vgl. die Mythologie)".

thum des sicilischen Volksgesanges die sicilischen Sagen, welche die Erfindung des Hirtengesanges, die bukolische Poesie dem sicilischen Hirten Daphnis zuschreiben. [Vom Daphnis sprach Haupt noch bei der Erklärung der theokritischen Idyllen.] Hier ist eine Erzählung des Diodorus Siculus zu betrachten 4, 84. Er beschreibt eine Berggegend Siciliens, die er *Ἡραῖα ὄρη* nennt: *ἐν ταύτῃ δὲ τῇ χώρᾳ συναγκείας δένδρων οὔσης θεοπρεποῦς καὶ νύμφαις ἄλσους ἀνειμένου μυθολογοῦσι γεννηθῆναι τὸν ὀνομαζόμενον Δάφνιν, Ἑρμοῦ μὲν καὶ νύμφης υἱόν, ἀπὸ δὲ τοῦ πλήθους καὶ τῆς πυκνότητος τῆς φυομένης δάφνης ὠνομάσθαι Δάφνιν. τοῦτον δ' ὑπὸ νυμφῶν τραφέντα, καὶ βοῶν ἀγέλας παμπληθεῖς κεκτημένον, τούτων ποιεῖσθαι πολλὴν ἐπιμέλειαν· ἀφ' ἧς αἰτίας βουκόλον αὐτὸν ὀνομασθῆναι. φύσει δὲ διαφόρῳ πρὸς εὐμέλειαν κεχορηγημένον ἐξευρεῖν τὸ βουκολικὸν ποίημα καὶ μέλος, ὃ μέχρι τοῦ νῦν κατὰ τὴν Σικελίαν τυγχάνει διαμένον ἐν ἀποδοχῇ. μυθολογοῦσι δὲ τὸν Δάφνιν μετὰ τῆς Ἀρτέμιδος κυνηγετεῖν, ὑπηρετοῦντα τῇ θεῷ κεχωρισμένως, καὶ διὰ τῆς σύριγγος καὶ βουκολικῆς μελῳδίας τέρπειν αὐτὴν διαφερόντως.* Die Erzählung ist schon dadurch bedeutsam, dass sie das Fortleben sicilisches Hirtengesanges in der Zeit des Augustus bezeugt. Die Sage aber bezeugt das Alterthum dieses Gesanges; denn alte Sitten werden durch solche Sagen an berühmte Namen und Göttersöhne geknüpft. Daphnis.

Es gab also in Sicilien seit uralter Zeit eine Poesie der Hirten, gewiss zum Theil improvisirte, volksmässig, unaufgeschrieben. Erst Theokritus zog diese Gattung durch Nachahmung in die Kunstpoesie. Nicht genau ist, was Aelianus sagt V. H. 10, 18. Er erzählt die Sage vom Daphnis, dem eine Nymphe zur Strafe der Untreue das Augenlicht nahm, und setzt hinzu: *ἐκ δὲ τούτου τὰ βουκολικὰ μέλη πρῶτον ᾄσθη, καὶ εἶχεν ὑπόθεσιν τὸ κατὰ τῶν ὀφθαλμῶν αὐτοῦ. καὶ Στησίχορόν γε τὸν Ἰμεραῖον τῆς τοιαύτης μελοποιίας ἀπάρξασθαι.* Volkspoesie, Kunstpoesie.

Stesichoros behandelte in Poesien, die zwischen Lyrik und Epos schwebten, alte Sagen, auch die einheimische und unter den Hirten lebende vom Daphnis, aber weder in Formen der bukolischen Poesie, noch so, dass er dadurch den Anlass zur Ausbildung der bukolischen Kunstpoesie gab. Noch lange Zeit (zwischen Stesichoros und Theokrit liegen drei Jahrhunderte) ahmte kein gebildeter Dichter die bukolische Poesie des sicilischen Volkes nach. Theokr. ist der Urheber der bukolischen Kunstpoesie. Er zuerst ahmte in veredelter Form die Hirtenpoesie seiner Landsleute nach. Seine Idyllien schliessen sich theils im Inhalte an die Hirtenlieder an, theils in der Form der Wechselgesänge und Streitgesänge, theils geben sie überhaupt ein Bild des Hirtenlebens. Stesichoros. Theokritos.

Eine solche Kunstpoesie konnte nur in einer Zeit entstehen, in der

Culturstufen sich schärfer als früher schieden, die Gebildeten ihre Bildung in einem Gegensatze zu dem einfacheren Sinne und Leben des Volkes fassten, ja der Verfeinerung und Mannigfaltigkeit ihres Lebens sich nicht nur bewusst, sondern einigermassen überdrüssig, in der Betrachtung und Schilderung des Lebens der Landleute und Hirten als eines Lebens natürlicher Einfachheit einen Reiz fanden. Der Reiz, den die bukolische Poesie hat, liegt wesentlich darin, dass sie ein Leben und Zustände schildert, die einfacher sind, als die unsern, und darin, dass wir die für glücklich halten, die in einfachen Bedürfnissen und Freuden leben. Die Armut wird nur der preisen, der die Sorgen und Uebel des Reichthums kennen gelernt hat; so findet überall das ländliche Leben, das Hirtenleben erst dann Lob und Darstellung, wenn die Mannigfaltigkeit und Künstlichkeit eines verfeinerten Lebens in ihren Uebeln erkannt ist, d. i. in einer Zeit, wo dies verfeinerte Leben von dem Leben der Hirten und Landleute durch eine grosse Kluft getrennt ist. So begreift sich, dass die bukolische Kunstpoesie der Griechen in der alexandrinischen Zeit entstand. Damals war das Leben in Städten und an Königshöfen von der Einfachheit der Sitten früherer Zeit weit abgekommen. Die Poesie aber war eine gelehrte, nicht mehr der unmittelbare Ausdruck des Volkslebens und Volkssinnes[1]). Die Dichter waren zugleich Grammatiker oder mit anderen Wissenschaften beschäftigt; sie waren gelehrte Dichter für die Gebildeten.

Modern. Schon in früheren Zeiten finden wir eine Vorliebe für ländliche Poesie, in Deutschland und sonst, die Idyllen Gesners und ihre Nachahmungen. In ihnen erscheint das ländliche Leben nicht blos als ein einfaches, sondern vor allem als ein sittenreines. Das ist der Poesie Theokrits fremd, und überhaupt der griechischen Anschauung. Ihr erschien das ländliche Leben zwar frei von der Pracht, der Lust und Schwelgerei des Reichthums, den Gebrechen künstlicherer Zustände, aber die Griechen

Antik. idealisirten es nicht zu einem Bilde der Unschuld und Reinheit; sie fassten es realistisch auf; verklärten es nicht idealistisch. So schildert Theokrit seine Hirten, wie sie ihm in Sicilien und Italien begegnet waren, er stellt ihren Mutwillen, ihre Begierden, auch ihre Frechheit dar. Daher täuscht seine Poesie durch den Schein volksmässiger Poesie, was sie durchaus nicht ist; sie ist durchaus Kunstpoesie, berechnet und gelehrt, wie alle alexandrinische Dichtung. Die bukolische Poesie des Theokrit begnügt sich aber nicht mit Bildern des Hirtenlebens in Darstellung des Wirklichen; sie trägt die Formen des ländlichen Lebens und des Hirtenlebens auf andere

[1]) Dazu hat Haupt gefügt: Aus denselben Verhältnissen kommt es, dass in neuerer Zeit in Deutschland und andern Ländern die Dorfgeschichten blühen.

Verhältnisse und andern Inhalt der Dichtungen über. Th. selbst nimmt die Maske eines Hirten an und gibt sie Freunden. Ein Beispiel bietet besonders das siebente Idyllion. Das geht weit; denn wenn in demselben Idyllion ein Tityros erwähnt wird, der den Daphnis in einem Lied besingen will, so hat Meinekes Vermutung, dass damit Alexandros der Aetolier gemeint sei, der in einem Gedichte von Daphnis gehandelt, allerdings Wahrscheinlichkeit. Vielleicht sind uns noch andere Verkleidungen dieser Art verborgen. Diese Weise hat unzweifelhaft aufgenommen Virgilius".

Es folgt bei Haupt eine Auseinandersetzung über die Zahl der bukolischen Gedichte Theokrits, über die Mimen Sophrons und Theokrits mimetische und andere Gedichte. Eine kurze Besprechung des dichterischen Werthes schliesst diesen Abschnitt der Einleitung: „Auf eine ausführliche Beurtheilung des Kunstwerthes der Dichtungen des Theokrit lasse ich mich nicht ein, da sorgfältige Erklärungen das Urtheil von selbst bilden. Die Gedichte des Theokrit sind die besten von allen griechischen Gedichten, die aus der Zeit erhalten sind, in welcher die Poesie nicht sowohl unmittelbar aus dem Volksleben hervorging, als vermittelt ward durch Reflexion und gelehrte Kunst und vielfältige Nachahmung. Diese Poesie, zwar hervorgegangen aus Kunst und Ueberlegung, und durchaus nicht unmittelbare Volkspoesie ist doch mit so dichterischem Sinne gestaltet und mit so glücklicher Nachahmung einfacher Rede und einfacher Anschauung, dass sie den Schein des Volksmässigen hat. Die genaue Nachahmung des gewöhnlichen Lebens einfacher Zustände, das Ausmalen dieser Zustände hat grossen Reiz, und diese Poesie ist anmutig und geht zum Herzen. Die Epyllien sind weniger ausgezeichnet, obwohl auch sie sehr viel schönes und gelungenes enthalten. In den bukolischen und mimischen Idyllien wird der Reiz einfacher und das Naive darstellender Poesie durch die dorische Mundart erhöht". Nachahmung der Volkspoesie.

B. Römische Litteratur.

Römer und Griechen.

Wiewohl Haupt die ausgedehntere Arbeit den römischen Dichtern zuwandte, schätzte er doch die Griechen am höchsten: „Die griechische Kunst ist ein Correctiv für alle Zeiten, weil sie unter natürlichen Bedingungen gesund aufgewachsen ist". Ganz anders ist dies bei den Römern und bei allen kommenden Völkern. „Dem Properz ist es geglückt, gerade die Gattung der Poesie zu erwählen, die seiner Anlage am meisten entsprach. Dies Glück haben nicht alle Römer gehabt. Horaz z. B., dieser feinsinnige, leichte, heitere Geist mittlerer Begabung, ist in den Vorrang der Griechen.

ernsten Stoffen seinem eigentlichen dichterischen Berufe gewissermassen entrückt, Lucrez hat seine tiefe und reiche Poesie an einen zum Theil spröden Stoff verwandt. Dergleichen Erscheinungen, dass ein Schriftsteller für seine Begabung nicht ganz das rechte Gebiet gefunden hat, gibt es in der römischen Litteratur mehr als eine; denn die römische Litteratur hat sich nicht rein organisch aus ihren natürlichen, volksmässigen Bedingungen entwickelt, sondern ist im Ganzen und Grossen Nachbildung der griechischen Litteratur, geht also hervor aus Absicht, Wahl, Berechnung, welche dem Irrthum vielmehr ausgesetzt sind, als das allmähliche Werden in der natürlichen Entwickelung eines Volkes. — Die Vollendung, Einfachheit, Einheit erreicht aber ein Dichter nur da, wo er sich in den Schranken seiner Dichternatur frei und aus innerem Triebe bewegt".

Den hier angedeuteten Grundgedanken hatte Haupt bei den Schriftstellern, über die er las, reichliche Gelegenheit auszuführen. Es bleibt zu bedauern, dass er die Vorlesung über römische Litteraturgeschichte, die er in früherer Zeit, auch noch in Berlin, einige Male hielt, später aufgegeben und wie es scheint, auch das Heft vernichtet hat. Einigen Ersatz bieten dafür die Einleitungen zu den übrigen Vorträgen, in die wahrscheinlich grosse Theile der allgemeinen Vorlesung hineingearbeitet sind: Die Einleitung zu Terentius Eunuchus gibt eine Geschichte der römischen Komödie, die zu Horatius Sermones eine Geschichte der römischen Satire; die zu Propertius eine Geschichte der römischen Elegie; dazu kommen die vitae des Terenz, Catullus, Tibullus, Propertius, Horatius, Tacitus. Die folgende Auswahl wird deutlich zeigen, wie Haupt auch hier stets die beiden Factoren menschlichen Schaffens, die gegebenen Zeitverhältnisse und die Individualität des Einzelnen beobachtete, Fehler und Mängel des Schriftstellers aus dem ersten Factor oft erklärend und entschuldigend, immer in eminent historischem Sinne.

smen. „Zunächst bedarf der oft ausgesprochene, unbestimmte Satz, dass die römische Litteratur eine Nachbildung der griechischen ist, eine Beschränkung: er gewinnt erst dann seine Bedeutung, wenn Zeiten und Gattungen der römischen Poesie unterschieden werden, und die Untersuchung ins Einzelne geht.

Die alte, unkunstmässige nationale Poesie war seit Ennius verschwunden. Nachahmung der Griechen seit Livius Andronicus im Drama, seit Ennius überhaupt. Für alle Perioden ist zuvörderst eine allgemeine Regel gültig. Spracherscheinungen, die von der gewöhnlichen Ausdrucksweise abweichen und griechischen Wendungen ähneln, ist man bei dem grossen Einflusse griechischer Poesie geneigt, sofort für Graecismen zu halten. Ehe aber diese Bezeichnung angewendet wird, hat man

genau zu fragen, ob sich die Abweichung nicht aus dem Lateinischen selbst erklären lässt. So heisst es Properz I, 1, 12 Ibat et hirsutas ille videre feras. Videre feras = adire, experiri, wenn von etwas die Rede ist, das zu sehen oder dessen Anblick zu suchen ein Wagniss ist. hirsutae ferae ist Nachahmung des griechischen Sprachgebrauchs: λάσιοι θῆρες. Der Infinitiv statt ut c. coniunctivo kommt auch in alter Prosa vor; also kann man diese Construction nicht einen Graecismus nennen. Um im Latein etwas als Graecismus festzustellen, hat man zu fragen: Wie alt ist der Sprachgebrauch? kommt er erst bei den Dichtern vor, welche die Griechen nachahmen, oder schon in alter Prosa oder bei den Komikern?

Dabei sind die Gründe der in Frage stehenden Construction darzulegen.

Hor. serm. I, 2, 73 pugnantia istis. Pugnare mit dem Dativus. Heindorf: 'nach dem griechischen μάχεσθαι construirt'. Allerdings ist diese Construction nicht Gebrauch der Prosa, aber es ist nicht nöthig sie deswegen für Nachahmung des griechischen Sprachgebrauchs zu erklären. Der Dativus ist an sich der casus der Beziehung, freundlicher und feindlicher, einer für und einer gegen. (So deutlich bei repugnare alicui). Wo pugnare mit dem Dativ verbunden wird, da tritt hervor das Entgegenkämpfen, wo mit cum und dem Ablativus, da tritt hervor, dass mehrere zusammen in Kampf verwickelt sind. Daher ist, wo zwei um einen Preis kämpfen, cum der natürliche Ausdruck. Hier ist Widerspruch und Gegensatz wesentlicher Begriff.

Hingegen sind die Bedingungen, einen Graecismus anzunehmen, in dem folgenden Beispiele erfüllt: Prop. I, 1, 15 Ergo velocem potuit domuisse puellam. Dissen zum Tibull I, 1, 26 hat behauptet, dass dieser aoristische Gebrauch des Infinitivus Perfecti nicht eine Nachahmung der Griechen, sondern altlateinisch sei. Madvig in den opuscula academica altera p. 124 sqq. hat die Sache ins Klare gebracht. Der altlateinische Gebrauch des Infinitivus Perfecti beschränkt sich ursprünglich auf Verbote, allmählich dehnt er sich aus auf nicht verbietende, aber verneinende Rede; ebenso auf den Wunsch ohne Negation. Hierauf beschränkt sich der wirklich lateinische Gebrauch des scheinbar für den Infinitivus Praesentis stehenden Infinitivus Perfecti (ein Verbot verbietet zwar ein Thun, der Verbietende aber wird in diesen Fällen weniger in seinem Sinne damit beschäftigt gedacht, dass etwas gethan wird, als vielmehr damit, dass etwas als gethan da ist und Folgen hat. Der Erfolg der Handlung ist im Sinne des Gesetzgebers, cf: factum volo aliquid, nicht: fieri volo aliquid.) Davon ist der Dichtergebrauch, der den Infinitiv des Praeteritums setzt, völlig verschieden. Er ist 1) nicht auf die angeführten Fälle beschränkt, 2)

durchaus nicht alt, sondern vor der augusteischen Zeit nicht erscheinend, 3) absolut nicht echt lateinisch: denn er kommt nur bei Dichtern vor. Ein Graecismus ist er insofern, als bei diesen Infinitiven der griechische Aorist vorschwebt. Die Hauptursache, solche Infinitive zu gebrauchen, lag für den Dichter in der Bequemlichkeit, welche sie für das dactylische Metrum darbieten."

Einzelne Autoren.

1. Plautus.

Römer und Griechen.

„Das gesamte Drama der Römer ist, seitdem es zur Kunstform ausgebildet ward (Livius And.), Nachahmung des griechischen Dramas. Auch die Atellanen, Lustspiele bäuerliches und spiessbürgerliches Inhaltes, waren schon in den Versmassen Nachbildungen der griechischen Form. In der komischen Dichtung aber hielten sich die Römer fern von der Nachbildung der älteren attischen Komödie. Wir wissen nur von einem spätern Versuche. Plinius Caecilius Ep. VI, 21: nuper audivi Verginium Romanorum paucis legentem comoediam ad exemplar veteris comoediae scriptam (vorher hatte er in der Art der neueren Komödie gedichtet). Aber dies war ein einsames litterarisches Kunststück. Die alte attische Komödie verträgt in gesunder Zeit keine Nachbildung, keine Nachahmung derselben kann lebenskräftig sein: denn keine Poesie ist so sehr bedingt durch Zeit und Volksleben. Auch in Athen überdauerte die alte Komödie nicht die demokratische Zeit (in gewisser Weise vertrat in Rom die alte Lucilische Satire die alte attische Komödie). Weil die römische Komödie nicht Nachahmung der alten attischen war, so hatte sie auch keinen Chor. In der römischen Tragödie gab es einen Chor, aber nicht in der vollen Geltung und Entwicklung des griechischen, ohne Chorgesang und orchestische Bewegung. Die römische Nachahmung der attischen Komödie wird von Quint. X, I, 99 als der griechischen Kunst nicht ebenbürtig bezeichnet, in comoedia maxime claudicamus. Dies Urtheil ist berechtigt. Denn die höchste Leistung attischer Erfindsamkeit und attisches Mutwillens, die alte Komödie, haben die Römer nicht nachgeahmt, und ebensowenig nachahmen können, als sie in Athen selbst die Zustände des Staates und der Sitte, aus denen sie hervorgegangen war, überdauerte. Aber auch die von den Römern eifrig gepflegte Nachahmung der neueren Komödie kam ihrem Vorbilde nicht gleich. Nicht nur fehlt ihr das Verdienst ursprünglicher Erfindsamkeit, sondern wenigstens Plautus hat sich oft mit einem losen Gewebe grobgesponnener Fäden begnügt. Ueberhaupt aber stand die römische Urbanität des 6. Jahrhunderts zurück hinter der Feinheit des attischen Geistes, die sich bei Menandros und andern attischen Komikern

entfaltete. Der römische Witz ist derber Art und in dieser Art oft sehr glücklich; die Laune des Plautus mahlt possenhaft mit grellen und starkaufgetragenen Farben; er hat etwas hausbackenes. Terentius freilich ist nirgend possenhaft, seine Komödien sind feine Gemälde in der Sprache und dem Sinne der gebildetsten Gesellschaft zu Ende des 6. Jahrhunderts, aber sie sind fast nirgend eigentlich belustigend. Jene ältere, echtrömische, derbe Lustigkeit der Komödie des 6. Jahrhunderts konnte die verfeinerte Bildung der augusteischen Zeit nicht mehr befriedigen. Daher Horaz, Ep. 2, 1, 170 sqq., Ars Poet. 270 sqq. über den Plautus ungünstig urtheilt. Hierzu kam die gänzlich veränderte Verskunst; an genaue Nachbildung griechischer Versmasse gewöhnt, liess man, oder liess wenigstens Horaz die plautinischen Verse kaum als solche gelten: Altrömische Lustspiele.

A. P. at vestri proavi Plautinos et numeros et
laudavere sales, nimium patienter utrumque,
ne dicam stulte mirati, si modo ego et vos
scimus inurbanum lepido seponere dicto,
legitimumque sonum digitis callemus et aure.

Diese Beurtheilung der metrischen Form ist nicht gerecht, die Verachtung des plautinischen Witzes noch weniger. Der Vertreter und Vorkämpfer einer neuen, harmonisch ausgebildeten Dichtkunst, ihr Vertheidiger gegen einseitige Anhänger des Alten und Veralteten war in dem Rechte des Werdenden, das ebenfalls einseitig ist und sein muss. Ein solches Recht der Einseitigkeit haben wir — unberührt in der Bildung und dem Streben unsrer Zeit — nicht bei der Beurtheilung des Plautus; vielmehr die Pflicht, durch geschichtliches Begreifen ein unbefangenes Urtheil zu gewinnen. In Mommsens Beurtheilung der altrömischen Komödie, wie sie in den plautinischen Lustspielen sich darstellt, ist neben vielen wahren Bemerkungen Uebertreibung. Er geht so weit, die römische Komödie im Ganzen eine Sudelcopie zu nennen, bei der man sich wundere, dass sie im Einzelnen noch soviel Witz und Anmut zu entfalten vermocht habe. Dies überschiesst das Ziel, und in dem was M. besonders tadelt, im Inhalte, waren diese Copien von ihren attischen Vorbildern nicht wesentlich unterschieden. Es ist wahr, diese Stücke haben grosse Einförmigkeit, — wenn man sie hintereinander liest. Es ist wahr, wir befinden uns in ihnen zu grossem Theile weder in edler Gesellschaft, noch in Begebenheiten, wie edle Sitte sie bringt. Es ist eine Welt von leichtsinnigen Jünglingen, betrügerischen Sclaven, die ihren jungen Herren in Geldnöthen und Liebesnöthen helfen, und die alten Herren, die Kuppler, die Nebenbuhler anführen; schmarozende Parasiten, geprellte Hurenwirthe, unterhaltene Mädchen; das ist die Gesellschaft, und viele Motive wiederholen sich; mit der Wahrscheinlichkeit wird es oft nicht sonderlich genau genommen: nicht aus Freiheit Recht des Werdenden. Gesellschaft der Komödie.

des Mutwillens, wie in der alten attischen Komödie, die sich um Wahrscheinlichkeit wenig kümmert, vielmehr mit Unmöglichem übermütig spielt, sondern aus Nachlässigkeit. Aber Alles ist doch von dem Leben einer grossen Lustigkeit bewegt, und wer an diese Lustspiele den höchsten Massstab legt, unbekümmert um geschichtliche Bedingungen, der sollte bedenken, dass er damit fast alle Lustspiele aller Zeiten verdammt; Molière vor allem, aber auch Sheakspeare wird schlecht wegkommen. Das Charakteristische des Plautus besteht in dem derben und oft possenhaften, aber immer bereiten und einem an derbe Kost gewöhnten Geschmacke behagenden Witze. Oft ist er obscön, aber das muss man an einer antiken Erscheinung ertragen, und manche Stücke sind in Anlage und Darstellung frei davon. Trinummus, Captivi (wo am Schlusse die Züchtigkeit hervorgehoben wird), Rudens.

Zeit des Plautus.

Die Sprache des Plautus ist erfindsam, frei, beweglich, für uns ein unschätzbares Denkmal der altrömischen Rede, die Charakteristik der Personen ist lebendig, derb und handgreiflich, drastisch, oft grob. Die feinere ethische Charakteristik, die den Terenz auszeichnet, fehlt dem Plautus. Noch war das Interesse des römischen Volkes wesentlich ein stoffartiges, man suchte Belustigung durch spasshafte Situationen, Gestalten, Einfälle; aesthetisches Urtheil und Genuss der Kunstwerke als solcher war nicht verbreitet. So kommt es, dass bei Plautus in seiner derben Lustigkeit die Komik niedriger erscheint, als wir sie uns in den besten Werken der neueren attischen Komödie denken müssen. Aber in dieser derben Lustigkeit, die weder Zierlichkeit der Form noch Feinheit in manchem Einzelnen ausschliesst, ist Plautus reich, und selbstständig in den fremden Umrissen. Auch seine Metrik ist ebensowenig roh als seine Sprache."

2) Terenz.

Eine ähnliche Schilderung enthält die Einleitung zum Terenz, nur dass hier natürlich Terenz und die fortgeschrittene Bildung seiner Zeit in den Vordergrund treten. Haupt las zuerst über Plautus, dann über Terenz, in späterer Zeit aber hat er sein Urtheil über das, was dem Studirenden zuerst geboten werden müsse, geändert. Er legte seine Gründe für diese Aenderung am Beginn der Vorlesung über den Eunuchus also dar: „Durch die Erklärung des Eunuchus des Terenz beabsichtige ich einzuführen in das Studium der altlateinischen Komiker. Dies beginnt viel besser mit dem Terenz als mit dem Plautus. Die Lustspiele des Terenz sind in weit reinerer Gestalt überliefert, als die des Plautus; die Kritik des Plautus und die sie bedingende Kenntniss der altlateinischen Sprache und Verskunst haben, besonders durch Ritschl [1]), in der neuern Zeit grosse Fortschritte

[1]) Ritschl war weder Haupt noch Lachmann eine sympathische Natur. Nur selten habe ich Haupt über Ritschl sprechen hören, und nie in grösserem Zusammenhange; einzelne Urtheile aber zeigten, dass er seinen Leistungen hohe Anerkennung zollte; den kritischen Apparat zu den von ihm edirten Komödien

gemacht; aber das Ziel ist noch fern und vielleicht nie ganz erreichbar. Plaut. Kritik.
Man täuscht sich selbst, wenn man meint, alles wesentliche sei sicher ermittelt und festgestellt. Vielmehr ist noch sehr Vieles und darunter Wichtiges unsicher. Es bedarf noch vieler Arbeit und der Arbeit Vieler. Und diese Arbeit bewegt sich nothwendig im Kreise. Denn ein einigermassen glaubhafter Text lässt sich nur durch Feststellung der Sprache und der Verskunst des Plautus gewinnen, die Erkenntniss dieser aber nur aus gesichertem Texte [2]). So rückt die Arbeit allmählich fort, aber sie fordert geübte Kräfte; ungeübte verirren sich leicht, und den neuesten Textgestaltungen gegenüber, die allzuoft ganz Unsicheres geben, sich mit Nothbehelfen begnügen und durch den Schein des Unzweifelhaften täuschen, wo sehr viele Möglichkeiten die Entscheidung verwehren — diesen Versuchen, Wagnissen, Einfällen gegenüber ist ein Anfänger rathlos, und er gewinnt keine Anschauung der Regeln und der festen Methode der Kritik, zu der vor allem die strenge Scheidung des Sichern und Unsichern gehört. Der besser überlieferte Text der Terentianischen Lustspiele schliesst die bei Plautus zum Theil noch unvermeidliche Willkür aus; aber auch die massvollere Sprache des Terenz, sein viel weniger reicher, aber viel mehr gehaltener Stil, die geringere Mannigfaltigkeit seiner Versarten, macht ihn und nicht den Plautus zu dem Komiker, mit dem man beginnen muss."

---

des Plautus nannte er musterhaft; nur ein Aeusserliches missfiel ihm: der überaus fette Druck der Siglen für die Codices; in der Sache tadelte er, dass Ritschl bisweilen überkühn in der Conjecturalkritik sei, noch mehr aber, dass haltlosse Einfälle gleich in den Text gestellt seien. Von den litterarhistorischen Arbeiten empfahl er wiederholt und angelegentlich den Aufsatz über die Schriftstellerei des Varro (Rhein. Mus. VI, S. 481—560) zum Studium. Viele Untersuchungen im Plautus habe R. trefflich angefangen, sie aber nicht zu Ende geführt. Anerkennung und beschränkter Tadel opp. II, 111, 139.

[2]) Ueber die Metra des Pl. sprach Haupt: „Den Kritikern vor Bentley fehlte Kenntniss der plautinischen, überhaupt der altlateinischen Metrik gänzlich; ihr Verständniss war schon im Alterthum abhanden gekommen. Bentley, schediasma de metris Terentianis (1726), Reiz, G. Hermann. Auf Bentley's Entdeckungen beruhen alle nachfolgenden Untersuchungen der altlateinischen Verskunst, auch G. Hermann's und Ritschl's. Und im Ganzen und Grossen sind Bentley's Ansichten unerschütterlich. Aber sie sind theils im Einzelnen mannichfacher Berichtigung oder näherer Bestimmung fähig und bedürftig, theils hat man Bentley's Theorie, dass die altlateinische Verskunst sehr wesentlich durch den Wortaccent bedingt gewesen sei, als unzweifelhaft angenommen und durch eine Menge nur deshalb nöthiger Aenderungen durchgeführt. Gegen diese Theorie hat schon vor 50 Jahren Böckh in den Heidelb. Jahrb. Einspruch erhoben. Vor 30 Jahren hat sich dagegen erklärt Fr. Ritter El. gr. Lat 1, p. 63. sqq., freilich ist es seine Schuld, dass er wenige überzeugt. Das Einfache hat Böckh in den Monatsberichten 1854 p. 271 ausgesprochen: der sprachliche und der rhythmische Accent sind auch in der altlateinischen Verskunst an sich von ein- Metra des Plautus.

Unter den römischen Dichtern wandte Haupt einem eine ähnliche Vorliebe zu, wie unter den griechischen dem Aeschylus, dem

3. Catullus.

Schon in seiner Habilitationsschrift (1837), den Quaestiones Catullianae, behandelte er diesen Dichter und hat ihn sein Lebelang nicht aus den Augen gelassen. Chronologische Untersuchungen, sprachliche und metrische Beobachtungen, treffende Verbesserungen, Beiträge zur Geschichte der Ueberlieferung im Mittelalter stammen von ihm; Catull war der Gegenstand seiner ersten und einer seiner letzten Vorlesungen. Die Einleitung, ausführlicher als die meisten andern, gab fast Alles, was er an verschiedenen Orten (quaestiones Catullianae, observationes criticae, mehrere Prooemia zu den Berliner Lectionskatalogen) über den Dichter gesagt hatte, in zusammengedrängter Uebersicht: Untersuchungen über Catulls Namen, Heimat, Geburt und Tod, Familienverhältnisse, Liebe, Freunde, eine Darstellung seiner dichterischen Eigenthümlichkeit; in der Frage der schriftlichen Ueberlieferung schloss er sich an Lachmann an. Ja, was dieser in seiner Ausgabe des Catull (1829) nur angedeutet hatte, führte Haupt in den quaestiones genauer aus: dass auf jeder Seite der verlornen alten Handschrift des Catull, oder einer älteren, aus der sie stammt, 30 Zeilen gestanden hätten; Lachmann hatte diese seine Entdeckung nur praktisch durchgeführt durch Bezifferung der Seiten und Zeilen, die erste Darlegung der Gründe aber gab Haupt (vgl. opp. I, 28 sqq.). Sicher sei die Lachmann'sche Zählung aber erst von p. 27 des Codex an. Haupt hielt diese Entdeckung Lachmann's für ganz unzweifelhaft und citirte Catull nicht nach der überlieferten Bezifferung der Gedichte, sondern nach den Seiten und Zeilen der Lachmann'schen Zählung.

Catullus' Eigenart.

Besonders interessant ist Haupt's Darstellung von Catull's dichterischer Eigenthümlichkeit, ein Muster historischer Betrachtungsweise: „Bei der Betrachtung der Poesie des Catull ist ein Zweifaches zu unterscheiden: seine Eigenart und die Einwirkungen äusserer Bedingungen; sein tief empfindendes Gemüt, die Leidenschaftlichkeit seiner Liebe, seines Hasses,

---

ander unabhängig, treffen aber in ihr theils wegen der Barytonirung der lat. Sprache, theils wegen der gebrauchten Versmasse oft zusammen. Bentleys Gesetz, dass ein dem Sinne nach wichtiges Wort in der Arsis stehen müsse, wird überwogen von der logischen oder rhetorischen Wortstellung Die Unabhängigkeit des altrömischen Versbaues von der Accentuation der Worte hat dargelegt Corssen (üb. die Ausspr. des Latein Leipz. 1858). Aber durch bloss mechanische Untersuchung ist die Sache nicht abgethan; viele Bentley'sche oder nach Bentley's Theorie aufgestellte Aenderungen sind aus andern Gründen, des Wohlklanges, der an sich passenden Wortstellung, richtig."

seiner Trauer. Diese Lebendigkeit, Ursprünglichkeit, Unverstelltheit der Empfindung durchdringt seine ganze Poesie; überall fühlt er im Vollen und Ganzen, kein künstliches Zurichten unwahrer oder halbwahrer Gefühle, keine kalte Darstellung verstandesmässiger Betrachtung; seine Dichtung ist Poesie der Empfindung, nicht Reflexionspoesie. Catull ist unter den römischen Dichtern ganz eigentlich der Dichter der Empfindung. Diese Eigenthümlichkeit tritt uns besonders deutlich entgegen, wo wir Catullische Gedichte mit andern vergleichen können. Catull und Horaz haben die Rückkehr eines Freundes gefeiert, Catull (9) die des Verannius, Horaz (I, 36) die des Plotius Numida. Bei Catull ist lautere, überströmende Empfindung, bei Horaz viel künstlicher Apparat und Berechnung; und selbst II, 7, in der Ode, die Horaz bei der Rückkehr seines Freundes Pompejus, der mit ihm bei Philippi gefochten, dichtete, verleugnet sich nicht ganz der Charakter der berechnenden Poesie. — Mit der Lauterkeit der Empfindung, die dem Catull eigen ist, ist eng verwandt seine Einfachheit; keine Rhetorik, woran fast alle römischen Dichter leiden, keine weithergeholten gelehrten Anspielungen (ausser einigen nach alexandrinischer Weise in der Elegie an den M'. Allius), keine versteckte Ironie, keine Zweideutigkeit der Absicht. Endlich zeichnet den Catull aus eine heitere Anmut: viele seiner Gedichte sind voll Mutwillens und überschreiten oft die Grenze des nach unseren Begriffen Schicklichen, aber unzierlich ist der Mutwille nur ganz selten und nie artet er in weiche Lüsternheit aus. Anmutig sind selbst die Gedichte, in denen des Catull Gemüt heftig erregt ist. Die kleinen Gedichte, jene versus minuti, in denen Heiterkeit und Witz in zierlichster und doch einfacher Sprache spielen, scheinen denn auch für die Alten den eigenthümlichsten Reiz der Poesie des Catull enthalten zu haben: tener heisst er bei Martial 4, 14 und 12, 44.

Äussere Einflüsse.

Von den äusseren Bedingungen der catullischen Poesie ist die wichtigste die Einwirkung der griechischen Dichtung. Obwohl unsere Kenntniss der griechischen Poesie lückenhaft ist, nur wenige Trümmer der aeolischen und der ionischen Lyrik auf uns gekommen sind, die vielseitige alexandrinische Poesie nicht in allen ihren Gattungen und Formen durch erhaltene Denkmäler bekannt ist, lässt sich doch Catull's Nachahmung der griechischen Dichtung mit genügender Deutlichkeit erkennen. Dabei sind die Versmasse wichtig. Als Nachahmer der Griechen wird Catull durch die häufige Benennung doctus bezeichnet. Σοφοί, docti heissen die Dichter oft als die kunsterfahrenen. Daher docta puella ein Mädchen, das Poesie liebt und übt, Broukh. Tib. 4, 6, 2. Aber von römischen Dichtern gebraucht, bezeichnet doctus gewöhnlich zugleich Nachahmung griechischer Kunst. Broukh. l. l., Burmann Phaedr. prol. 3, 26. Doctus heisst

Doctus.

Catull bei Lygd. 6, 41. Ov. am 3, 9, 61. Mart. 1, 62. 8, 73. 14, 152. Ter. Maur. 2561. Es wird überhaupt griechische Bildung damit bezeichnet; ein eigentlich gelehrter Dichter, wie etwa Virgil in der Aenëis, ist Catull nicht. Aus der Betrachtung der Versmasse[1]) ergibt sich, dass dem Catull Vorbilder waren Hipponax, Archilochos oder überhaupt die Jambographen, die Sappho, Anakreon und die alexandrinischen Dichter.

Alexandriner. Besonders wichtig ist die Nachahmung dieser. Wie nun alexandrinische Gelehrsamkeit durch die Grammatiker allmählich nach Rom verpflanzt ward, so auch alexandrinische Dichtung. Gelehrte Kunstpoesie ist gelehrter Nachahmung zugänglicher als eine rein nationale. Die Gelehrsamkeit der alexandrinischen Poesie zog an, zum Theil auch das Didaktische, was dem römischen Sinne und Bildungstriebe zusagte; in immer mehr verfeinerter und genusssüchtiger Zeit auch das Ueppige. Lange vor Catull, in der Mitte des 7. Jahrhunderts der Stadt, übersetzte Q. Lutatius Catulus callimacheische Epigramme (auch Ennius schon), Cicero in seiner Jugend das didaktische Gedicht des Aratus. In den Tusculanae disputationes (709/10) 3, 19 spricht Cicero von den Verächtern der ernsten, männlichen Poesie des Ennius: o poetam egregium, quamquam ab his cantoribus Euphorionis contemnitur (Cornelius Gallus). Catull's Freund C. Helvius Cinna war in seiner Smyrna ganz alexandrinisch gelehrt. So war gerade diese Zeit vorwiegend mit Nachbildung alexandrinischer Poesie beschäftigt. Uebersetzt hat Catull die callimacheïsche Elegie, die das Haar der Berenike feiert, ein ganz alexandrinisches Epyllion ist 64. Die alexandrinische Weise, die in einige Gedichte des Catull übergegangen ist, wird bei weitem überwogen von seiner natürlichen Einfachheit und der Ursprünglichkeit seiner Gedanken und Empfindungen. Kein solcher Aufwand von alexandrinischer Kunst und Gelehrsamkeit findet sich, wie bei Properz, der selbst seinen Ruhm darein setzt, der Nachahmer des Callimachos und Philetas zu sein.

Metra. Metrische Einwirkungen der alexandrinischen Poesie giebt es besonders zwei: 1) Die vielen Spondeen[2]) im 5. Fusse des Hexameters. Diesen Schluss liebten die Alexandriner. So hat z. B. Callimachos in den 96 Versen seines Hymnus an Zeus 14 spondeiazontas, Catull in dem Epithalamium Pelei et Thetidis in 408 Versen 30, und sonst noch ungefähr ein Dutzend mal. Gesetz solcher Verse ist überhaupt, dass sie mit einem mehr als dreisilbigen Worte schliessen. Catull pflegt die Spondeen des

---

[1]) Hier gab Haupt eine längere Auseinandersetzung über die Metra des Catull.

[2]) Vgl. ind. lect. aest. 1855. opp. II, 78: Alexandrinae artis imitationem ostendit versuum qui in quinto pede spondeum habent et multitudo et magis etiam vocabulorum in quae numerose cadunt artificiosus delectus.

5. und 6. Fusses in einem viersilbigen Worte zu begreifen, und so ist der Vers am wohllautendsten. Einigemahl hat er auch ein dreisilbiges Wort zu Ende eines solchen Verses verwendet, und zwar in dreierlei Weise: a) nach vorhergehendem viersilbigen Worte, z. B. 64, 74 egressus curvis e litoribus Piraei, — ibid. 96 quaeque regis Golgos quaeque Idalium frondosum, — ibid. 252 cum thiaso satyrorum et Nysigenis silenis, — ibid. 291 flammati Phaethontis et aeria cupressu, — ibid. 297 persolvit pendens e verticibus praeruptis. Hier ist der metrische Accent der dem Schlussworte vorhergehenden Endsilbe nicht grell; b) nach kurzen, betonten Worten 64, 44 auro atque argento; auch hier der Rhythmus nicht grell, besonders da die Elision verschleift; c) nach dreisilbigen Worten. Hier fällt der metrische Accent grell ins Ohr. 65, 23 atque illud prono praeceps agitur decursu, das kann malen, aber nicht 66, 57 ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat.

2) Alexandrinische Sorgfalt in der Vermeidung der Caesur nach dem Trochaeus des Anapaest (*τομὴ κατὰ τέταρτον* [1]) *τροχαῖον*), durch die der Vers gelähmt wird. Ausser Catull hat kein römischer Dichter diese Caesur so sorgfältig vermieden als Lygdamus. Lachm. lib. 3, 1, 1.

Ueber das Beispiel der Griechen geht Catull in seiner Verskunst nicht hinaus. Daher schliesst er unbedenklich, wie die Griechen, den Pentameter mit einem dreisilbigen Worte, was erst Ovid verbannte.

Was in der Sprache des Catull griechisch genannt werden kann, ist nicht schwer zu erkennen, aber das ist nicht gerade ihm eigen, einiges alexandrinisch (*ἀπὸ κοινοῦ*). Fruchtbarer ist die Frage, was in dem poëtischen Stile des Catull als alexandrinisch darf angesprochen werden. Ohne Zweifel die von dem albernen Verfasser der Ciris dem Catull sclavisch nachgeahmte Weise, von dem eigentlichen Gange des Gedankens zu Digressionen abzubiegen; besonders in der Elegie an den M'. Allius. Diese Digressionen sind alexandrinische Weise. In Callimachos' Hymnen sind keine eigentlichen Digressionen; ihr Stil und Umfang vertrug sie nicht, aber einige Stellen streifen daran. Aber in der Coma Berenices bei Catull findet sich 9—23 eine Digression. Die alexandrinischen Dichter mochten zu ihren Digressionen zum Theil bewogen werden durch ihre Neigung, Gelehrsamkeit anzubringen, zum Theil gehören sie zu der berechneten Lebendigkeit, deren sie sich befleissigen. Catulls Digressionen haben einen eigenthümlichen Reiz; sie leiten von dem Gegenstande ab, verlieren sich in Beschreibungen und Erzählungen, aber unvermerkt ist der Dichter wieder bei seinem Gegenstande. Diese Form ist künstlich, aber das Gedicht er- Digressionen.

[1]) Vgl. ibid. opp. II, 78. 'Catullus cavit nequis versus hexameter post quartum trochaeum incisus esset.'

hält dadurch etwas freies und bewegliches, die Gedanken scheinen ohne Berechnung einzuströmen; am schönsten sind die über den Tod seines Bruders 65, 10 ff. (vgl. 68, 21 ff.) und 68, 89. Diese Wiederkehr der Klagen, verwebt in die Gedichte, ist, wenn auch die ganze Weise alexandrinisch ist, so ungesucht als schön und ergreifend. Jeder Anlass erinnert den Dichter an den Tod des geliebten Bruders. — Solche Digressionen sind nicht zu verwechseln mit den pindarischen; der Hymnus und verwandte lyrische Gedichte forderten als wesentlichen Bestandtheil einen Mythus; er ist dem Preise der Sieger nicht untergeordnet. Dagegen sind die alexandrinischen und catullischen Digressionen eigentliche Ausbeugungen.

Catull ein Römer.

Catull ist ein römischer Dichter. Catulls Sprache enthält noch manches Alterthümliche, bald darauf Verschwindende. Denn mit der Herrschaft des Augustus kam eine neue Periode der Sprache der Dichter, des poetischen Stils: Verfeinerung, kunstmässigere Berechnung, strengeres und zugleich massvolleres Anschliessen an griechische Vorbilder. Lucretius, Catullus, Calvus, Cinna, Varro Atacinus, Gallus bildeten den Uebergang zu einer neuen Form der Darstellung, zu ebenmässigerem Stile, den sie vorbereiteten, ohne seiner völlig mächtig zu werden. Diese Verfeinerung der augusteïschen Poesie geschieht nicht ohne Aufgeben manches alterthümlich kräftigen. Catull erscheint schon neuer in der Sprache, als sein Zeitgenosse Lucretius. Zum Theil liegt dies in der Gattung und dem Stoffe der Poesie des Lucretius. Das Alterthümliche und die Anfänge neuerer Redeweise kommen am besten bei der Erklärung des Einzelnen zur Sprache, hier nur einiges Allgemeinere.

Deminutiva.

Kein römischer Dichter liebt die Deminutiva[1]) so, wie Catull. Zum Theil liegt dies in der Richtung seiner Poesie: vertraulich, liebkosend, tändelnd, geringschätzig, spottend. Zum Theil aber ist der Gebrauch der Deminutiva altrömische Eigenthümlichkeit. Die griechische Sprache ist reicher an Formen substantivischer Deminution, aber darauf ist die Deminution fast ganz beschränkt. Seltene Ausnahmen sind dorische Deminutiven von Adjectiven, wie πύρριχος rufulus, ὄσσιχος quantulus, μικκίλος parvulus. Im Latein sind adjectivische Deminutiven so häufig wie substantivische (ebenso in den romanischen Sprachen). Der echtrömischen Weise häufiger Anwendung der Deminutiva ist Castull treu geblieben. Seine Sprache ist der Rede des Volkes nicht entfremdet. An die Stelle

[1]) In den Observationes criticae (opp. I, 87) zählt Haupt sämmtliche Deminutiva auf, welche Catullus gebraucht: albulus, aridulus, aureolus, eruditulus, floridulus, frigidulus, imulus, integellus, lacteolus, misellus, molliculus, mollicellus, pallidulum (adverbialiter dictum), parvulus, perlucidulus, tenellulus, turgidulus, turpiculus, vetulus, (tinnulus, tremulus, quorum ratio paulo diversa est.)

dieser natürlichen, vertraulichen Sprache trat in der Poesie bald darauf eine gegen das Volksmässige spröde Sprache. Daher haben die Dichter der augusteïschen Zeit viel weniger Deminutiva. Ovid z. B. hatte in vielen seiner Gedichte Anlass genug zu Deminutiven und gebraucht sie doch viel spärlicher als Catull.

Ein auffallendes Beispiel davon, wie die Sprache des Catull sich von der altrömischen Weise zu der neueren Verfeinerung bewegt, bietet die Apokope auslautender „s“ nach kurzem „u“ oder „i“. Bei den älteren Dichtern und noch bei Lucretius sehr gewöhnlich. Aber Cicero sagt im Orator (708) § 161 quin etiam quod iam subrusticum videtur, olim autem politius, eorum verborum quorum eaedem erant postremae duae litterae, quae sunt in optumus, postremam litteram detrahebant, nisi vocalis insequebatur; ita non erat offensio in versibus quam nunc fugiunt poetae novi. Ita enim loquebamur: 'qui est omnibu princeps', non 'omnibus princeps', et 'vita ille dignu locoque', non 'dignus'. Ungenau beschränkt Cicero die Apokope auf us; sie fand auch in 'is' statt. Cicero erlaubte sie sich in seinem Gedichte häufig, wie Lucrez; Catull nur einmal 116, 8 contra nos tela ista tua evitamus amictu: at fixus nostris tu dabi supplicium. Apokope des s.

Echtrömisch ist die häufige Elision (Synaloephe), keineswegs Härte.[1] Vielmehr zeigen die komischen Dichter, dass dieses Zusammenziehen der Vocale in der Aussprache des Volkes gegeben war (wie die wirkliche Elision im Griechischen), — uns, denen die richtige Aussprache verborgen ist (in den Schulen wird ein trauriges Scandiren und Elidiren gelehrt), können die gehäuften Synaloephen bei Catull und andern ältern Dichtern als Härten und Mängel erscheinen; an sich waren sie es eben so wenig, als sie es in den italienischen oder spanischen Versen sind. Nach der Theorie der italienischen Verskunst beruht die Schönheit italienischer Verse mit auf den Synaloephen, die dem Rhythmus Mannigfaltigkeit verleihen. Die altrömischen Dichter haben das nicht gesucht, aber sie folgten der Aussprache des Volkes, ohne zu künsteln. Später befolgten die Dichter andere Weisen in strengerer Nachahmung griechischer Kunst. So verlor sich noch manche Eigenthümlichkeit der älteren römischen Rhythmik. Auch Synaloephen.

[1] Im dritten Abschnitt des Observationes criticae (opp. I, 88–97) gibt Haupt eine statistische Darstellung des Gebrauchs der Synaloephe bei den römischen Dichtern (mit Ausnahme der Tragiker und Komiker): Ennius, Lucilius, Lucretius, Catullus (p. 90), Horatius, Virgilius, Propertius, Tibullus, Ovidius. Von Catullus heisst es da: 'Multo minorem quam Lucretius, cuius versus immerito habentur inconditi, ut in aliis quibusdam rebus metricis, ita etiam in hoc elisionis genere cautionem adhibuit Catullus. Frequenter enim ea usus est et in omnibus carminum numeris et ut nulla admodum appareat elegantioris artis norma.'

der Gebrauch der Synaloephe ward allmählich immer mehr beschränkt. Catull gehört hierin ganz zu den altrömischen Dichtern. Diese Freiheit und Häufung der Synaloephe und Aehnliches ist gemeint, wenn Plinius Ep. I, 16 von Pompeius Saturninus, dem Nachahmer des Catull und Calvus sagt, er bringe absichtlich in seinen Gedichten duriusculos quosdam versus an, et hoc quasi Catullus aut Calvus. In der Synaloephe hat sich Catull nach älterer Weise nicht nur Verschmelzung langer auslautender Vocale mit anlautendem kurzen überhaupt sehr häufig verstattet, sondern auch in der dritten Silbe des Dactylus. Die späteren Dichter enthalten sich der Synaloephe langes Vocales mit kurzem zum Theil ganz oder mit wenigen Ausnahmen; andere, die sie sich erlauben, lassen sie doch nur in der zweiten Silbe des Dactylus zu, nicht in der dritten; Catull, hierin weniger sorgfältig als Lucretius, auch in der dritten. Cf. observationes criticae [opp. I, 90].

Landschaftliches.

Catulls Sprache ist bei aller echtrömischen Ausdrucksweise nicht ganz frei von Landschaftlichem. z. B. 96, 6 ploxemum oder ploxemus, nach Festus capsa in cisio, d. i. ein Wagenkasten; kein lateinisches Wort. Quint. i, 5, 8, Catullus ploxemum circa Padum invenit. Ein zweites in dieser Zeit dem Catull eigenthümliches Wort ist basium, und davon basiare, basiatio. Kein früherer braucht es; von späteren Phaedrus, Petronius, Invenalis, Fronto, Apuleius, besonders aber Martialis. Das Wort ist im Latein ohne Stamm. Es ist keines der ältesten römischen Volkssprache: sonst würde es Plautus brauchen, der nur osculum und savium hat. Basium ist wohl fremd; später hat es in der gewöhnlichen Rede so überwogen, dass es in alle romanischen Sprachen übergegangen ist. [Prooem. Sommer. 1856. opp. II, 108].

Spätere.

Die Sprache oder die Poesie des Catullus hat früh Kritik gefunden. Ich habe im Prooemium von Sommer 1855 [opp. II, 67] aus einer Stelle des Charisius gezeigt, dass Asinius Polio, der Staatsmann, Redner, Geschichtsschreiber, Dichter, der mit Catullus bekannt war (12, 6), etwas über ihn geschrieben hat. — Nachklänge der catullischen Poesie in Wendungen finden sich in den virgilischen Catalectis und in den Priapeiis, die wenigstens zum Theil aus augusteischer Zeit sind. Virgil hat auch die reinen Jamben der Trimeter nachgeahmt und den Phaselus parodirt. Ein armseliger Nachahmer des Catull ist der Verfasser der Ciris, gewiss auch in augusteischer Zeit. Lygdamus 6, 39 erwähnt das Epithalamium Pelei et Thetidis. Ovidius' zierliche Benutzung einer Stelle des Epithalamiums ist im Lectionskataloge 1855 [opp. II, 71] nachgewiesen. — Einige Ungunst verräth Horaz serm. I, 10, 19 simius iste Nil praeter Calvum et doctus cantare Catullum: nicht geradezu ein Tadel, aber doch eine geringschätzige Bezeichnung eines einseitigen Anhängers des Veraltenden. Catull

steht auf der Grenze zweier Zeitalter der Poesie, Horaz ein Vorkämpfer der neuen Richtung gegen die am Alter Haftenden und ihm Ungünstigen, zeigt deutlich das Recht und die Beschränktheit des Werdenden. (Manso verm. Abh. 87 ff. über Horaz' Beurtheilung der älteren Dichter der Römer.)

Velleius Paterculus nennt 2, 36 den Catull 'nullo in suscepti operis sui carmine * minorem'. Auch Martial und Plinius citiren ihn lobend. Gellius 7, 20 nennt ihn elegantissimus poeta. An der Grenze des Mittelalters (im 7. Jahrh.) citirt ihn Isidorus Origines 6, 12, wenn nicht das Citat entlehnt ist."

Lesbia.

Catulls Verhängniss war sein Zusammentreffen mit Clodia. Am Schlusse seiner Darlegung über Lesbia sprach Haupt über diese Liebe: „Catulls Verständniss mit Lesbia oder Clodia muss vor 695 begonnen haben; denn in diesem Jahre starb ihr Mann Q. Metellus Celer, nicht ohne Verdacht zu erregen, dass sie ihn vergiftet. Catullus aber war mit Lesbia vertraut, während ihr Mann lebte. Wenn Catullus 678 geboren war, so begann das Liebesverhältniss vor seinem 17. Lebensjahre. Ich bestehe nicht auf jener Annahme, die sich nicht streng erweisen lässt; aber irrig ist eingewendet worden, das Altersverhältniss sei dann zu ungleich. Clodias Geburtsjahr ist unbekannt, aber eine wahrscheinliche Combination führt spätestens auf 659. Also wenigstens 19 Jahre älter war sie als Catullus, wenn dieser 678 geboren war; 695 ist Catullus 17, Clodia 36 Jahr alt. Jungclausen bemerkt unschuldig, das gäbe ein psychologisches Räthsel. Dass Catullus der Liebe und Liebesdichtung sich ergab, nachdem er die toga pura angelegt (etwa mit dem 16. Jahre), sagt er selbst 68, 15 ff.

Das Festhalten des Dichters an einer Liebe, deren Unwürdigkeit er selbst fühlte, und die ihm mehr des Leides als Freude brachte, ist recht verständlich, wenn diese Liebe in früher Jugend über ihn kam, wo ein durch Schönheit und Geist bedeutendes, reifes Weib ihn an sich riss. Ihre Schönheit preist Catull, und Cicero gedenkt ihrer feurigen Augen, flagrantia oculorum (pro Caelio § 49, vergl. de harusp. resp. § 38, *βοῶπις* ad Attic. 2, 9, 12), geistigen Reiz rühmt Catull. 86. Bedeutend war Clodia trotz aller Sittenlosigkeit. Das lehrt auch Ciceros feindseliger Hass. Sie erinnert an Sappho. — In den Gedichten, welche auf Lesbia sich beziehen, tritt uns das helle Bild eines Verhältnisses entgegen, wie es aus den ermittelten Bedingungen sich ergibt. Clodia, ein Weib von mächtigen, geistigen und körperlichen Reizen, üppig und sittenlos; der Dichter durch die Macht früher Leidenschaft an sie gerissen, von Eifersucht immer aufs Neue erregt, durch ihre Ausschweifungen empört, zur Verachtung gezwungen und zum Ausbruche bitteres Zornes: und dennoch ringt er vergebens, sich von dieser verderblichen Liebe zu befreien. Kaum ist in einer Poesie

die Unseligkeit der Leidenschaft für eine Unwürdige lebendiger dargestellt; vergleichen lassen sich einige der Sonnette Shakspeares. — Aber neben der verderblichen Leidenschaft erscheint in diesen Gedichten reine, edle Gesinnung und diese ist des Dichters Eigenthum in zerrütteter und verderbter Zeit. Nirgends erscheint er edler und liebenswerther als im 76ten Gedichte: Si qua recordanti benefacta priora voluptas etc. Er tröstet sich mit dem Gedanken, dass ihm aus seiner verderblichen Liebe ein unentreissbares Gut bleibe, das Bewusstsein lauterer Redlichkeit, unverletzter Treue; mit diesem Bewusstsein will er sich retten. So schwer es ist, langer Liebe auf einmal zu entsagen, er erkennt es als das einzige Heil, und nun schliesst er mit einem herrlichen Gebete.

Dieselbe Tiefe und Heftigkeit der Empfindung zeigt sich überall in Catulls Gedichten. So in der Trauer um den verstorbenen Bruder, in seinen Beziehungen zu seinen Freunden, in seinem Hasse. Ein eigentlich politischer Dichter ist Catull nicht, seine Liebe und sein Hass sind persönlich und halten sich an die Personen".

Als ersten Grundsatz für die Erklärung catullischer Poesie stellte Haupt hin: „Vor allem muss man den Hauptgedanken und die Grundempfindung eines Gedichtes scharf ins Auge fassen. — Zum Verständniss einer Poesie, die aus individuellen Lagen und Absichten hervorgeht, gehört, dass man versuche, Anlass und Absicht des Gedichtes zu erkennen." Oft aber warnt er im Anschluss daran: „darin darf man jedoch nicht zu weit gehen; man darf nur das Vorliegende, dies aber muss man mit klaren Augen betrachten; und nicht zwischen den Zeilen lesen, sonst kommt man in Gefahr nicht zu sehen, was in den Zeilen steht." Abweichend von seiner gewöhnlichen Praxis stellte Haupt in dieser Vorlesung die Gedichte verwandten Inhalts zusammen; doch war er nicht der Meinung, dass sich überall eine sichere chronologische Reihenfolge herstellen lasse. Bei Gelegenheit des 79ten Gedichtes (Lesbius est pulcher) sprach er: „Die chronologische Anordnung der auf Lesbia bezüglichen Gedichte ist unmöglich; wir haben zu wenig Halt. Nie wird es möglich sein, irgend historisch zu verzeichnen, wo der Dichter zugleich von heftiger Liebe und von Verachtung [1]) erfüllt ist, sich loszureissen trachtet und doch seine Fesseln nicht sprengen kann. Diesen Zustand des Gemütes sich deutlich zu erhalten, genügt zum Verständniss."

Besonders hoch schätzte Haupt das 68te Gedicht, die Elegie an den Manius Allius. Ueber dies Gedicht schwanken die Meinungen. Ueber-

[1]) C. 85. Odi et amo. Cur id faciam, fortasse requiris,
nescio, sed fieri sentio et excrucior.
„Unnachahmliche Schönheit, einzig in der ganzen römischen Litteratur; in einem Distichon ein ganzes Menschenleben.

liefert ist es als eines, aber mit zwei Namensformen, die entweder durch Conjectur [1]) so verändert werden müssen, dass sie zusammen einem Manne gehören können, oder aber eine Zertheilung der Elegie in zwei nothwendig machen. Rossbach nahm zwei Elegien an, die erste bis 68, 40 (copia si qua foret), die zweite 62, 41 bis zu Ende: „Dann ist freilich im ersten Gedicht ein Manlius, im zweiten ein Allius angeredet, aber ein wundervolles Gedicht zerrissen". Haupt hielt das Gedicht mit Lachmann für eins: „Die Elegie an den Manius Allius ist eines der schönsten lateinischen Gedichte. Alle Eigenthümlichkeit des Catull tritt darin lebendig hervor; sein inniges Gefühl und sein poetischer, namentlich in den Digressionen den Alexandrinern nachgebildeter Stil. Aber die nachgebildete Form füllt er mit eigenstem Gehalte. Durch das ganze Gedicht zieht sich die Trauer um den Verlust seines Bruders. Wenn der Dichter also durch gelegentliche (in einem Gleichniss gegebene) Erwähnung Troja's, wo dieser Bruder gestorben war, sogleich an ihn erinnert wird, und nun von dem Gleichnisse, das bereits zu einer erzählenden Digression ausgedehnt ist, zu klagen ausbeugt, so ist diese ganze Weise der Digression zwar Nachahmung, aber belebt von ursprünglicher Empfindung. Catull schreibt diese briefartig gehaltene Elegie in seiner Geburtsstadt Verona, wohin er sich im Schmerz um seines Bruders Tod aus der Zerstreuung Rom's zurückgezogen hatte. Ein Freund, dem er mit herzlicher Liebe ergeben ist, M'. Allius, ist von einem Missgeschick befallen worden, das als ein Liebesunglück deutlich bezeichnet ist. Er hat den C. gebeten, ihm zum Troste und zur Erheiterung Liebesgedichte zu senden. Der Gedankengang ist folgender: Dass du in deinem Leide von mir zu tröstender Erfrischung Liebesgedichte verlangst, das freut mich, weil du mich für deinen Freund hältst und durch deine Bitte mich auch als Dichter ehrst — 10. Aber wenn ich deinem Wunsche nicht entsprechen kann, so vernimm zur Entschuldigung mein eigenes Leid — 14. Von früher Jugend an habe ich viele Liebesgedichte gedichtet; aber meines Bruders Tod hat mir die Lust daran gänzlich genommen — 19. Klagende Anrede an

---

[1]) In Betreff der Namen 'Manius Allius' schloss er sich also der Conjectur Lachmanns an. 68, 11 bemerkte er: „Mani hier und 30, Manius 66 Lachmann. Die Hss. haben Manli, Malli (also schwankend) und Manlius. — 42 hat Scaliger aus 'qua fallius, quam fallimus' hergestellt 'qua me Allius', entschieden richtig; denn das Pronomen ist unerlässlich. Dazu kommt 50 (alli, ali die Hss.), 150. Allius steht also fest als der eine Name. Das ist aber der Name einer gens. Also ist das zweite gentile höchst auffällig. Scaliger denkt an Adoption, sehr künstlich und unwahrscheinlich. Alle Schwierigkeit hebt Lachmanns glücklicher Gedanke für Manli (Mali, Malli) und Manlius zu schreiben Mani und Manius: Manius Allius."

den todten Bruder — 24. Sein Tod hat mir alle Freude an solcher Belustigung geraubt; daher wenn du mir vorstellst, Verona sei kein Ort für mich; da ich den Freuden der Liebe nachzugehen pflege, so ist das wahr; aber meine Betrübniss duldet dies auch nicht — 30. Verzeih also, dass ich deine Bitte nicht erfülle; ich habe (denn meine Heimat ist Rom) auch wenige meiner Gedichte hier zur Hand. Du siehst, ich schlage dir deine Bitte nicht aus Eigensinn ab; ich würde, könnte ich, dir von selbst schicken, was du begehrst — 40.
Hieran reiht sich ein dankbares Lob des M'. Allius, das in eine Anrede an die Musen eingekleidet ist, auch will ich es sagen, was ich dem A. verdanke; erzählt ihr es dann weiter und bringt seinen Ruhm bis auf die späteste Zeit — 50. Als ich von bitterem Liebesleide betroffen war, ganz in Flammen und ganz in Jammer, da war M'. mein Helfer; drei Gleichnisse — 66. Er hat mir freie Bahn gemacht, meine Liebe begünstigt — 69. In das Haus, das Allius einräumte, trat die Geliebte, so schön als Laodamia — 74. Digression über Laodamia und Protesilaus. Prot. zog nach Troja. Dadurch geräth der Dichter sogleich auf seinen dort gestorbenen Bruder. Klage — 100.
Rückkehr zur ersten Digression. In Troja liegt mein Bruder begraben. Dorthin zog Protesilaos, dort fand er seinen Tod. Du verlorst ihn, Laodamia, den du so sehr geliebt hattest. Schilderung dieser Liebe durch ein Gleichniss, ein zweites, ein drittes — 131. Aber eben so gross war meiner Geliebten Liebe zu mir; freilich ist sie mir nicht treu, aber darein will ich mich ergeben; musste doch Juno Juppiters Untreue dulden; und meine Geliebte ist ja nicht vermählt mit mir. Daher freue ich mich schon, wenn ein Tag mir durch sie geschenkt wird — 149.
Dann wendet sich das Gedicht schliesslich zu Allius, wünscht ihm und den Seinen Glück und Heil, vor allem aber der Geliebten, zu der auch am Schlusse die Empfindung zurückkehrt.

Dass Lesbia gemeint ist, kann nicht beargwöhnt werden; des Bruders Tod, die Liebe zu Lesbia, das sind die beiden Saiten, die berührt, sogleich ertönen und durch das ganze Gedicht klingen."

epistula. epistolium. Eine sprachliche Bemerkung, die an Vers 2 anknüpft, möge hier noch Platz finden: „Epistolium nur hier. Aus ἐπιστολή wird stets epistula, nie vor dem VIII. Jahrh. epistola; das Wort ist richtig von Gelehrten, sodann im Leben und Verkehr aufgegriffen, daher den eigenen Lauten angepasst. Cf. W. Wackernagel, über die Umbildung von Fremdwörtern; z. B. Liebstengel aus ligusticum; ebenso ist ἐπιστολή zu den römischen Deminutiven gezogen, und also mit *u* zu schreiben. Epistolium dagegen kein landesübliches Wort, daher mit *o*".

4. Propertius.

Die Einleitung zu Properz war ganz ähnlich geordnet, wie die zu Catull. Aus ihr hat bereits Wilamowitz eine Charakteristik des Properz im Vergleiche mit Tibull und Ovid in die opuscula aufgenommen (III, 205). Indem ich hierauf verweise, sei nur Anfang und Ende als besonders wichtig hervorgehoben: „Vom Begriffe der Elegie sind ganz entfernt zu halten moderne Vorstellungen, dass sie etwa ein Trauergedicht sei. In der Geschichte der griechischen Litteratur nimmt sie eine ganz andere Stellung ein, als eine blosse Poesie der Trauer. Sie ist ihrem Wesen nach schwer mit grösster Schärfe als eine bestimmte Gattung zu definiren. Das für sie Bedingende und ihren Namen Sichernde ist ursprünglich das musikalische Element gewesen: Melodie und Rhythmus. Geschichtlich bildet sie den Uebergang von der epischen zur lyrischen Poesie; denn ihre Gestaltung zur Kunst bei den Griechen fällt zwischen die Ausbildung beider. Die Elegie.

Wie aber die Entstehung der Elegie einen Uebergang bildet vom Epos zur Lyrik, so theilt sich auch in die Form ein episches und ein lyrisches Element. Denn das Versmass ist als ein epodisches Versmass, in welchem abwechselnd auf einen längeren Vers ein kürzerer folgt, lyrisch, aber die Hälfte ist ganz episch, der Hexameter, und der andere Theil ist nicht nur einem epischen Versmasse nahe, sondern aus 2 Theilen des Hexameters zusammengesetzt. So löst sich die Elegie auch in der Form vom Epos. Diesem entspricht auch das innere Wesen.

Nicht herrscht in der Elegie vor das Gefühl, wie in dem rein lyrischen Liede, auch nicht die ruhige Darstellung gleich epischer Erzählung, aber beides ist mit einander gemischt. Daher neigt sich die Elegie bald mehr auf die eine, bald mehr auf die andere Seite, ist bald erregter und lyrischer, bald ruhiger und epischer; oft verweilt sie bei langen Erzählungen, oft bricht sie in heftige Leidenschaft aus. Sie geht an sich weder aus ruhigem, rein betrachtendem Gemüte hervor, noch aus einem Gemüte, das von Schmerz oder Lust, Erinnerung oder Hoffnung ganz und gar eingenommen ist, obwohl in einzelnen Poesien das eine oder das andere Element überwiegen kann.“ Am Schluss hiess es: „Die Poesie dieser Zeit trachtet sich der griechischen Weise vollkommener als die früheren zu bemächtigen: nicht überall aber gelingt dies dem Properz so, dass der Eindruck gefällig ist, und er vermeidet Vulgäres nicht so sorgfältig wie andere gleichzeitige Dichter. Energisch ist seine Sprache weit mehr als die des Tibull und Ovid, aber sie ist oft hart und undurchsichtig. Durch Aenderungen abzuglätten muss man sich hüten in der Sprache ebensowohl als im Versbau. Auch dieser ist kräftig und volltönend, aber Properz.

zuweilen hart und nicht glatt und geläufig, wie der des Ovid, der untadellich ist, es sei denn, dass die allzugleichmässige Vortrefflichkeit getadelt werden kann. Wie im Ausdrucke, so ist Properz auch in der Anordnung und Verbindung der Gedanken nicht leicht und nicht einfach. In dem oft versteckten, durch unvermittelte Uebergänge scheinbar unterbrochenen Gedankengange liegt die Hauptschwierigkeit des Verständnisses. Tibull bietet ähnliche Schwierigkeiten, aber in weit geringerem Grade; Ovid nirgends. Auch Catull unterbricht in seinen grösseren epischen und elegischen Dichtungen in alexandrinischer Weise den einfachen Verlauf der Gedanken durch Digressionen; aber diese sind leicht zu erkennen und immer auch sprachlich, durch Partikeln, durch Wiederaufnahme derselben Ausdrücke, deutlich bezeichnet. Der feurige heftig erregte Properz bewegt sich frei in seinem Gedankengange. Aber die scheinbare Regellosigkeit unstät sich bewegender Gedanken schwindet fast immer, wenn man den Hauptgedanken, die Empfindung, welche das Gedicht durchdringt, scharf ins Auge fasst und so den Faden findet, der das Gedicht durchzieht. Den Zusammenhang der Gedanken aber darzulegen ist überhaupt die erste Pflicht des Erklärers".

In den meisten Vorlesungen hatte Haupt sich ein Buch vorgesetzt an dessen Fehlern er entgegenstellend das Richtige zu zeigen pflegte. Bei Horaz war dies Unglücksbuch die Ausgabe von Orelli, bei Properz die von Hertzberg. In der Eintheilung der Bücher (fünf statt der überlieferten vier, durch Zweitheilung des zweiten Buches) schloss sich Haupt an Lachmann an, nur die äusseren Zeugnisse, auf welche dieser sich gestützt hatte, verwarf er. Sehr empfahl er eine Abhandlung von Müllenhoff [1]) über den Bau der Elegien des Properz (allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur. März 1854.). Er habe an den Elegien des ersten Buches nachgewiesen, dass jede Elegie ein System von Sätzen enthält, oft einander entsprechend wie Aufgesang und Abgesang. Ich gebe nunmehr eine Probe von Haupts Interpretationsweise.

I, 3.

„Eine beschreibende Elegie, in einfachem Gange; eine Reihe anmutiger Bilder. Cynthia hat lange auf den Properz gewartet und ist

[1]) Zu beachten ist dabei eine nachträgliche Aeusserung Müllenhoffs aus einem Briefe an Hübner hinsichtlich dessen Besprechung der Corneliaelegie (Hermes XIII, 3. p. 423): „Hinsichtlich der Zahlensymmetrie oder der strengeren inneren Gliederung der Elegie bin ich zwar lange zu der Ueberzeugung oder ich sage lieber zu der Bescheidenheit gelangt, dass sie sich nicht wohl durchführen lässt, z. B. auch nicht bei Tibull. — — Auch bei Propertius geht es späterhin nicht, soviel ich weiss oder bemerkt habe".

endlich eingeschlafen. Spät in der Nacht kommt Properz halb berauscht von einem Gastmahle. Er wagt nicht ihren Schlummer zu stören, sondern begnügt sich mit dem Anblicke ihrer Schönheit. Endlich, vom Mondlicht geweckt, bricht sie in eifersüchtige Klagen und Vorwürfe aus.

Qualis Thesea iacuit cedente carina
languida desertis Gnosia litoribus,
qualis et accubuit primo Cepheia somno
libera iam duris cotibus Andromede,
nec minus adsiduis Edonis fessa choreis
qualis in herboso concidit Apidano,
talis visa mihi mollem spirare quietem
Cynthia non certis nixa caput manibus,
ebria cum multo traherem vestigia Baccho
et quaterent sera nocte facem pueri.

1—10. a) Drei Disticha. (1—6) Schilderung der schlafenden Cynthia in dreifacher Vergleichung, mit Ariadne, mit Andromeda, mit einer Bacchantin.

b) Abschluss. Zwei Disticha (7—10): So sah ich die Cynthia schlummern, als ich spät von einem Trinkgelage kam.

1. 2. bekannte Sage. Cat. 64.

2. Cnosia hat Lachmann nach P geschrieben. Das ist nicht nöthig. Zwar ist *Κνωσός* (so die Münzen), auch *Κνωσσός*, die griechische Form des Namens der kretischen Stadt. Aber lateinisch ward auch Gnosus gesagt, wie Gnidus für *Κνίδος* und Progne für *Πρόκνη*. Gnosius ist bei Virgil die Ueberlieferung; Erweichung, weil gn, aber nicht cn, lateinisch anlautet. Ter. Maurus 890 ff. tertia uda sic videtur posse g mutum sequi, Graia verba quando in usum sermo noster suscipit, Gnosios si dicere arcus, insulam aut Gnidum velis. Scribimus praenomen unum, et c quidem proponimus, g tamen sonabit illic quando Gnaeum enuntio; Asperum quia vox sonorem leviore interpolat, Vel priores g Latini nondum ab apice finxerant. Gaius praenomen inde c notatur, g sonat.

3. Andromeda, Tochter des äthiopischen Königs Kepheus; weil ihre Mutter den Zorn der Götter gereizt, an eine Klippe zum Frass für ein Meerungeheuer gekettet, durch Perseus befreit, ermüdet in Schlaf sinkend. Eur. Andr., Ov. met. 4.

Primo somno verstehen die Ausleger meist gedankenlos von der ersten Nacht, die Andromeda mit dem Perseus zubrachte. Blos ein Bild ruhender Schönheit will Properz geben; der erste Schlaf der befreiten Andr. ist gemeint, die an den Felsen gekettet lange angstvoll gewacht hatte. accubuit nicht von accumbere, sondern von accubare. Dies aber = 'da liegen'; adstare, adsidere etc., adspicere hinblicken.

5. Edonis ganz allgemein die Bacchantin. Die Ἠδωνοί ein thrakisches Volk. Ἤδων, Ἠδωνός thrakisches Gebirge. Thrake die alte Heimat des Dionysosdienstes. Daher Edōnis (bei Lucanus und Silius auch unrichtig Edŏnis) die Bacchantin: Bentley Hor. 3, 25, 9. Wie die bildende Kunst, hat auch die Poesie oft ruhende Bacchantinnen dargestellt. Auch Ariadne ist ein häufiger Gegenstand der bildenden Kunst.

6. in Apidano; ganz ebenso wie I, 1, 11 Parthenis in antris. Man erklärt in durch iuxta, bei, an; ebenso, wo ἐν ähnlich von blosser Nähe zu stehen scheint. Diese Art zu erklären ist unsinnig. Nicht der Begriff der Praeposition ist verändert, sondern der Begriff der dabei stehenden Ortsbezeichnung ist zur Bedeutung der Gegend erweitert, vgl. I, 2, 11 (surgat et in solis formosius arbutus antris). Warum ist gerade der thessalische Fluss Apidanus genannt? Eine besondere mythische Beziehung ist nicht nachzuweisen, wenigstens ist von Dionysischen Feiern, die in Thessalien und am Apidanus geherrscht hätten, nichts bekannt. Zuweilen brauchen Dichter Thessalus für thrakisch. Pr. kann durch diese Vermischung oder Ausdehnung von der Edonis auf den Apidanus gekommen sein. An sich ist der Name gleichgültig. Er individualisirt (prooem. zu den Sommervorl. 1864). [opp. II, 263 fin.]. Vgl. oben p. 160.

8. non certis manibus. Die Arme matt im Schlafe hingesunken, eine unsichere Stütze des Kopfes; manus nicht blos die Hand, sondern auch auf den Arm ausgedehnt.

9. vestigia = ἴχνη (Claud. rap. Pros. I, 19. ebria Maeonius firmat vestigia Thyrsus) vom Fusstapfen übertragen auf den Fuss selbst. ebria. Die Füsse selbst sind trunken. Baccho. Metonymie sagt man, für Wein. Den Dingen wohnt nach antiker Ansicht die Gottheit inne; dies ist der pantheistische Zug der alten Religion. Des Meeres waltet Poseidon und beherrscht es, aber er selbst ist auch das Meer. Der Halm steht unter dem Schutze der Ceres, aber die heilige Macht der Gottheit wohnt im Halme und ist darin verkörpert. So wohnt der Gott auch im Wein. Es ist also nicht eines für das andere gesetzt, sondern nur in kräftiger dichterischer Aeusserung hervorgehoben.

10. Strassenbeleuchtung gab es in den alten Städten. Die Knaben schwingen die Fackeln nicht zum Vergnügen, sondern die Fackel muss man schwingen, wenn sie recht brennen soll.

11—20. Hanc ego, nondum etiam sensus deperditus omnes,
molliter inpresso conor adire toro.
et quamvis duplici correptum ardore iuberent
hac Amor hac Liber, durus uterque deus,
subiecto leviter positam temptare lacerto,
osculaque admota sumere ad ora manu,

non tamen ausus eram dominae turbare quietem,
expertae metuens iurgiae saevitiae,
sed sic intentis haerebam fixus ocellis,
Argus ut ignotis cornibus Inachidos.

11—20. Zweites System, dem ersten gleich.

a) Drei Distichen (11—16), leise nahte ich mich ihr, und obgleich Amor und Bacchus mich drängten, sie zu umfassen:

b) Abschluss, zwei Distichen (17—20), so wagte ich doch nicht ihren Schlaf zu stören. Möglich ist, dass dem Properz hier ein Epigramm des Callimachus vorgeschwebt hat (43).

Εἰ μὲν ἐκών, Ἀρχῖν', ἐπεκώμασα, μυρία μέμφου·
εἰ δ' ἄκων ἦκω, τὴν προπέτειαν ὄρα.
Ἄκρητος καὶ Ἔρως μ' ἠνάγκασαν, ὧν ὁ μὲν αὐτῶν
εἶλκεν, ὁ δ' οὐκ εἴα σώφρονα θυμὸν ἔχειν.
ἐλθὼν δ' οὐκ ἐκόμισε τίς ἢ τίνος, ἀλλ' ἐφίλησα
τὴν δειρήν· εἰ τοῦτ' ἔστ' ἀδίκημ', ἀδικῶ.

11. noch nicht ganz berauscht.

12. molliter inpresso toro, mich sanft und leise auf das Polster stützend.

13. adire sich nahen, nicht unzüchtig. — conor nicht ein bestimmtes 'ich suche' oder 'versuche', sondern 'ich gedenke, fange an'. Ter. Phormio I, 2, 2. ego obviam conabar tibi, Dave; ich ging dir entgegen (hatte angefangen). Lucr. I, 24. versibus — quos ego de rerum natura pangere conor, sich anschicken. Man muss überall unterscheiden zwischen dem Begriff des Wortes und der Verwendung, die abhängig ist von den Gedanken, innerhalb welcher es steht.

14. durus deus, ein gewaltiger Gott, dessen Zwang hart und unwiderstehlich ist, *βαρὺς θεός*.

15. positam. da liegend, gelagert, wie I, 8, 7, positas pruinas. 'wie sie dalag'. Das Passivum tritt völlig aus dem Bewusstsein, wie sehr häufig bei Participien des Passivs (cf. gelehrt). — temptare oder temtare; tentare zeigen keine Hss. unter dem 9. Jh. — temptare ist hier nicht versuchen, sondern sinnlicher: anfassen, berühren. Ov. met. 10, 282. manibus quoque pectora temptat.

16. überliefert ist sumere et arma manu. Admota manu: der Dichter will Cynthias Gesicht sich näher ziehen, um es zu küssen; et arma ist bedenklich. Frühere Ausleger nahmen es plump, unzüchtig (wie telum steht). Abscheulich, besonders bei admota manu. Weit besser Lachmann in seiner ersten Ausgabe, mit feinerem Ausdrucke: vom Liebeskampfe, wenn arma sumere vom Krieger gesagt wird und Krieg und Kampf für

die Liebeslust gewöhnliche Metapher ist: 4, 20. 20, so ist die Stelle erklärbar, und diese Auslegung hat Hertzberg angenommen. Aber weder ist die Verbindung des ganz sinnlichen oscula und des abstracten und metaphorischen arma angenehm (geduldet kann sie freilich werden), da arma capere formelhaft ist, noch ist die Lesart sicher, da 'et' in G fehlt. Dass ferner das ganze Bild zarter und schöner ist, wenn nur Küsse erwähnt werden, ist unzweifelhaft. Gronov wunderschön 'ad ora'. Lachmann schalt sich, dies nicht anerkannt zu haben.[1])

17. ausus eram: nach der gewöhnlichen lateinischen Redeweise, wie nach der deutschen, erwartet man ein einfaches praeteritum. Man muss sich aber hüten zu sagen: ausus eram stehe ganz für audebam. Solche Aussprüche thun die Spracherscheinung oben hin ab und sind schon deshalb falsch, weil sie die sehr verschiedenen Anlässe und Bedingungen des Auffallenderen vermischen. Fueram für eram kommt allerdings vor, ohne dass etwas dabei gefühlt würde. (Prop. III, 7 (8) 1). Hier ist die Erklärung des Plsqupf. aus dem Folgenden zu gewinnen. Was nämlich hier gesagt wird, des steht nach dem Gedanken des Dichters in einem Causalzusammenhange mit dem Folgenden, geht ihm also in der Zeit voran: intentus haerebam fixus ocellis, neque enim ausus eram dominae turbare quietem. Das Plsqupf. stellt die Scheu, die Cynthia zu wecken, als Grund davon dar, dass sich der Dichter mit ihrem Anblicke begnügte.

18. expertus passivisch. Schon früher üblich. Auch bei Livius. — iurgia haben die echten Quellen, verba unnütze italienische Interpolation. iurgia saevitiae: Streit, wie ihn wilder Zorn, den ich kenne, ihr eingibt. Lygdamus 5, 13. insanae iurgia mentis.

19. ocellis würde als schmeichelnde Verkleinerung zu fassen sein, wenn nicht ocellus, das 18 mal bei Pr. vorkommt, darunter 10 mal von den eigenen Augen des Pr. oder denen anderer Männer stände; ganz gleich oculus. Neigung des Latein zu Deminutiven (Romanische Sprachen).

20. Auch hier unnütze italienische Interpolation: ignotae, das wäre allerdings ein richtiger Ausdruck. Die unbekannte Jo, Tochter des Inachus, d. h. die Argus, von der eifersüchtigen Juno als Hüter bestellt,

[1]) Lachmann hatte zwar in seiner Ausgabe dieses 'ad ora' nicht aufgenommen, hat sich aber in einem Briefe an Haupt vom 8. August 1845 dahin ausgesprochen: „Den Properz habe ich gestern geschlossen. Bin ich so verhärtet, oder habe ich Recht? Ich muss fast bei allen meinen 30jährigen Erfindungen bleiben [Lachmann's Properz erschien 1816], z. B. Non tibi nascenti et primis, mea vita, diebus Candidus —? Aber I, 3, 16 bin ich ein Narr gewesen ad ora zu verwerfen. Wenig neues weiss ich, was aber mir auch schon alt ist, wie I, 6, 4 domo Memnonia. 8, 26 Hylleis. 16, 13 igitur und 11. 12 ans Ende der Elegie. 42 genibus mit Burm. 18, 5 fastus? quod — principium."

bewachte, ohne zu wissen, dass sie in die Kuh verwandelt sei. Aber dasselbe drückt ignotis aus: die Hörner, von den Argus nicht wusste, dass Jo es sei, die sie trug. Falsch beziehen Einige ignotis auf die Jo, ignotis ei antea; das müsste ausgedrückt sein. — Es ist wahrscheinlich, dass Paulus Silentiarius (Anfang d. 6. Jahrh.) den Properz nachgeahmt hat. (Anthol. Pal. 5, 262):

ἱστάμενοι δ' ἄγχιστα τεθήπαμεν ὄμμα γεραιῆς,
οἷα πολύγληνον βούκολον Ἰναχίης.

Wahrscheinlich wird die Nachahmung besonders durch 5, 275:

δειελινῷ χαρίεσσα Μενεκρατὶς ἔκχυτος ὕπνῳ
κεῖτο περὶ κροτάφους πῆχυν ἑλιξαμένη.
τολμήσας δ' ἐπέβην λεχέων ὕπερ.

Dies ist aber ein ganz ausserordentlich seltener Fall, dass auch ein Spätling unter den griechischen Dichtern einen Römer nachgeahmt hat. Den Griechen floss bis zur spätesten Zeit die poetische Ueberlieferung fort.

21—30. et modo solvebam nostra de fronte corollas
ponebamque tuis, Cynthia, temporibus,
et modo gaudebam lapsos formare capillos,
nunc furtiva cavis poma dabam manibus,
omniaque ingrato largibar munera somno,
munera de prono saepe voluta sinu,
et quotiens raro duxti suspiria motu,
obstupui vano credulus auspicio,
nequa tibi insolitos portarent visa timores,
neve quis invitam cogeret esse suam.

Drittes System, gleich den beiden ersten.

a) Drei Distichen (21—26). Ich tändelte mit der Schlafenden, indem ich bald mit ihren Haaren spielte, bald in ihre Hände Aepfel legte.

b) Abschluss, zwei Distichen (27—30). Und so oft sie aufseufzte im Schlafe, schreckte mich abergläubische und eifersüchtige Furcht.

21. nostra de fronte, wie I, 1, 33. In me nostra Venus noctes exercet amaras. Dieser Plural ist ursprünglich nicht ein pluralis maiestaticus sondern besser der Bescheidenheit; der begriffliche Unterschied ist ganz geschwunden. Der pluralis maiestaticus ist eingeführt am Hofe von Constantinopel; das ‚wir' haben ausser den Königen und Herrschern noch die Recensenten beibehalten, gar nicht so dumm: denn wenn ein Recensent sagt: 'wir', so erschrickt der Schriftsteller vielmehr, als wenn der Recen-

sent ich' sagte, obgleich allemal blos Einer, kaum Einer dahinter steckt geschweige Mehrere. In der 2. Person findet keine Vertauschung statt.

23. formare ganz eigentlich; lapsos, die herabgefallenen Locken.

24. furtiva, der lebendigere Ausdruck für furtim; es ist römische und griechische Redeweise Adverbia umzusetzen in Adjectiva, die mit Substantiven verbunden werden. — Aepfel, vom Gastmahle mitgebracht; sie gelten als Gabe der Liebe. Vgl. Theocr. III, 10. Catull 65, 19 (ut missum sponsi furtivo munere malum procurrit casto virginis e gremio). Heimlich legt sie Pr. in die hohle Hand der Schlafenden.

25. Dousa: omnia quae, aus Catull 76, 9: omnia quae ingrato perierunt gaudia menti. Ohne Noth; omnia ist ungefähr omnis generis, alle möglichen Gaben, die ich mitgebracht hatte. Alles das, was man sonst der wachenden Geliebten schenkt, gab ich jetzt der schlafenden (dem Schlafe, der es keinen Dank wusste, ὕπνος ἀχάριστος). Diese Erklärung wird durch die Palillogie munera bestärkt. Wenn gemeint wäre 'aber alle diese Geschenke (die Aepfel) verschwendete ich an den Schlaf (omnia quae), so wäre die Palillogie nicht geschickt. Dann war vielmehr etwa so fortzufahren 'denn sie rollten aus ihrem Gewande', und auch dass sinu steht, nicht manibus lehrt, dass Neues erwähnt ist. — prono sinu, der Busen des Gewandes, der hinabhing, also nichts in sich festhielt. sinus Ausbiegung und Einbiegung, dann der Bausch am Gewande. Aeusserst selten der Busen als Körpertheil. Sonst gleicht sinus ganz dem griechischen κόλπος; aber nie heisst κόλπος der Busen als Körpertheil.

27. In tiefem Schlafe regt Cynthia sich nur selten, raro motu. — Duxit N. stört, obwohl an sich der Uebergang in die zweite Person aus der dritten sich rechtfertigen lässt, die Schönheit der Stelle, und ist Fehler, veranlasst durch die zusammengezogene Form.

27. Auspicio, wie oft, in allgemeinerer Bedeutung = divinatione.

30. Passerat nimmt 'neve quis invitam cogeret esse suam' vom Liebeszauber; nicht nöthig. Gemeint ist blos: 'oder ich besorgte, du träumtest, dass dich Jemand bewältige'. Aus Seufzern der schlafenden Cynthia schliesst Pr. auf Träume, ängstliche Träume, insolitos timores, auch auf solche, die nicht blos sein Mitleid, sondern auch seine Eifersucht erregen (visa = Traumgesichte). Sie dünken ihm schlimme Vorzeichen, daher obstupui, doch lehrt das Adjectivum vano, dass die Elegie vergangene Stimmungen schildert; jetzt fürchtet er nicht mehr.

31—40. donec diversas percurrens luna fenestras,
luna moraturis sedula luminibus,
conpositos levibus radiis patefecit ocellos.
sic ait, in molli fixa toro cubitum,

'tandem te nostro referens iniuria lecto
alterius clausis expulit e foribus?
namque ubi longa meae consumpsti tempora noctis,
languidus exactis hei mihi sideribus?
o utinam tales producas, improbe, noctes,
me miseram quales semper habere iubes!

Viertes System, gleich den früheren. a) Drei Distichen (31—36). Das Mondlicht weckt die Cynthia. Sie fragt: 'Hat eine andere dich vertrieben, so dass du zu mir kommst'? b) Zwei Distichen (37—40), 'wo hast du so lange die Nacht, die mir gebührte, zugebracht? Wenn du doch einmal solche Nächte verbringen müsstest, wie ich sie durch deine Schuld verbringe'!

31. Diversas fenestras hat unnöthige Aenderungen erfahren; diversus heisst nicht blos 'unterschieden', oder 'in entgegengesetzter Richtung sich bewegend ,erstreckend', sondern auch 'entgegengesetzt, gegenüberliegend'. Cicero im somnium Scipionis nennt die Polarkreise, die doch einander parallel laufen, diversos inter se cingulos (Vergl. I. Fr. Gronow zu Seneca de ira 2, 23). Div. fen. also sind die Fenster, die dem Bette der Cynthia gegenüberliegen. Percurrens G. untadellich: 'ein Fenster nach dem andern durchlaufend', praecurrens N; praecurrere in der Bedeutung 'voranlaufen' ist bekannt, für die Bedeutung 'vorbeilaufen', die hier nöthig wäre, gibt es kein sicheres Beispiel. Cat. 67, 34 Brixia — flavus quam molli percurrit flumine Mella; Cluverius hat praecurrit (wie praefluere). Es ist aber misslich praecurrens hier anzunehmen, da percurrens vollkommen passt, und jenes Schreibfehler sein kann; prae, per und pro sind zu allen Zeiten in den Hss. mit einander vertauscht worden.

moraturis. Hertzberg handelt 'de participii futuri usu eleganti' qu. Prop. 2, 6. 22. Dort ist über diesen usus elegans ohne alle Schärfe und ohne eigentliches Verständniss geredet. Die beliebte Erklärung 'quae morari debebant' ist schief. Gemeint ist: 'mit dem Lichte, das verweilen wollte, zu zögern versprach'. 4, 20, 13 tu quoque qui aestivos spatiosius exigis ignes, Phoebe, moraturae contrahe lucis iter. Hier wird es dem Dichter nicht bald genug Nacht; 'Du auch, Phoebus, der du deine sommerliche Glut weiter ausdehnst, kürze ab die Bahn des Lichtes, das noch weilen will, noch zu weilen vorhat.' Warum sedula? Der Mond freut sich des Anblicks der Schlafenden, lässt seine Strahlen auf sie fallen, weckt sie auf. Der Schönheit des Anblicks wegen will der Mond verweilen.

33. conponere = claudere, compositi ocelli = oculi clausi contractis palpebris.

34. sic ist unnöthig geändert worden in tunc, haec, hic. Falsch erklärt. Einige haben gemeint, es stehe wie οὕτως, sic temere (negle-

genter): Dies ist ganz matt und passt nicht recht zum Gedanken, und nicht recht zu fixa, sich aufstemmend. Zu übersetzen 'so sprach sie' geht nicht, weil dann eine verbindende Partikel vermisst wird. Sie ist 'demgemäss, unter diesen Umständen, so denn also'. So steht sie (auch οὕτως) öfter im Nachsatze; aber bei Pr. auch in selbstständigen Sätzen, ohne andere verbindende Partikel (sic igitur oder ähnlich). I, 22, 9 nach Lachmanns richtiger Verbesserung sic, mihi praecipue, pulvis Etrusca, dolor. 5, 11, 9 aus dem Tode ist keine Rettung: sic (= ideo) maestae cecinere tubae etc. 'also auch mir tönte die Grabestrompete'. Ueber dieses sic vgl. zu Vergil Aeneïs 1, 225. Hier demnach 'So sagte sie dann (weil sie erwachte und sich aufrichtete)'.

ait, nicht ais, wie man hat ändern wollen. Aber die sehr schöne Anrede 22. 27. 29 wird hier passend aufgegeben, da das Folgende nicht wie das Frühere der Cynthia erzählt wird; nur was Pr. thut, während Cynthia schläft, erzählt er ihr.

35. iniuria: die Beleidigung, der Schimpf, den dir ein anderes Mädchen anthat.

36. Heinsius 'reppulit a', Lachmann in seiner ersten Ausgabe aspulit a (plautinisches Wort), weil aus verschlossener Thür Niemand vertrieben werden könne. Natürlich hat Lachmann später den Irrthum eingesehen, und Hertzberg thut ohne Noth wichtig Der proleptische, in der Zeit vorgreifende und den Erfolg der Handlung, oder das mit der Handlung Zusammenhangende, darstellende Gebrauch der Adjectiva und Participa, ist seitdem vielfältig behandelt worden, z. B. von K. G. Jacob in den quaestiones epicae, einer ganz nützlichen Frohnarbeit zusammengekehrter Citate. Meist steht ein solches Adi. oder Partic., welches dann das bezeichnet, was durch die Handlung bewirkt wird, im Accusativ, aber auch in andern Casus. Soph. Oed. Col. 1209 ἀδέρκτων ὀμμάτων τητώμενος (beraubt). Antig. 1186 καὶ τυγχάνω τε κλῇθρ' ἀναστάστου πύλης χαλῶσα = ὥστε ἀνάστατον γίγνεσθαι. So können mit derselben Zusammenfassung verschiedener Momente der Zeit auch Praepositionen hinzutreten: aliquem expellere et deinde fores claudere = aliquem expellere e clausis foribus; und dies ist besser als reppulit oder aspulit a. (Vgl. oben p. 97). Cynthia meint in eifersüchtigem Hohne: 'Freiwillig kommst du gewiss nicht zu mir zurück. Gewiss bist du mit Schimpf und Schande aus dem Hause eines Mädchens gejagt worden, das hinter dir die Thür verschloss'. Dies heisst besser iniuria, als Wegtreiben von verschlossener Thür, d. h. nicht einlassen. Und es ist spät in der Nacht. — 37. meae = mihi debitae.

38. hei mihi gehört zusammen (heu me, hei mihi), nicht 'mihi languidus' wie Burmann wähnt. — exactis sideribus, nicht 'vom Himmel vertrieben',

sondern 'da die Zeit verstrichen ist, während der die Sterne am Himmel sichtbar sind = 'exacto siderum tempore'.

39. perducas die Ueberlieferung; aber perducere heisst hindurchführen bis zum Ziele oder Ende; ohne hinzugefügte Bezeichnung des Zieles ist es nicht üblich. Hertzberg meint thöricht, für perducas liege ein 'ad mare' in dem exactis sideribus. Aber das gehört ja gar nicht zu perducas. Lachmann Lucr. p. 367 hat mit Recht die Vermutung 'producas' gebilligt, = extendas. Verg. Aen. 2, 637 vitam producere, und so Aehnliches oft, 'solche Nächte sich dehnen lassen, verwachen'. Callim. ep. 15 (A. P. 5, 23) *οὕτως ὑπνώσαις, ἀδικωτάτη, ὡς τὸν ἐραστὴν κοιμίζεις.*

41 - 46. nam modo purpureo fallebam stamine somnum,
rursus et Orpheae carmine, fessa, lyrae,
interdum leviter mecum deserta querebar
externo longas saepe in amore moras,
45 dum me iucundis lapsam sopor inpulit alis.
illa fuit lacrimis ultima cura meis'.

Schluss. Ich habe am Webstuhle und mit Leierspiele den Schlaf zu vertreiben gesucht, meine Verlassenheit beklagt; endlich machte der Schlaf meinen Thränen ein Ende.

stamen, der Aufzug am Gewebe, von stare; denn der antike Webstuhl stand aufrecht. Den Aufzug bildeten eine Reihe verticaler Fäden, daher stamen: Dann ist in allgemeinerer Bedeutung stamen gleich Faden. — fallebam somnum, ich täuschte den Schlaf um seine Gewalt, entzog mich ihm. Dieselbe Anschauung liegt zu Grunde der Redensart tempus fallere; die Zeit insofern um das Ihrige bringen, als man ihrer Gewalt sich ergibt, ihren Verlauf nicht merkt (fallere, Jemand durch Täuschung und Betrug um das ihm Gebührende, Eigene bringen).

42. Orpheae lyrae, gelehrtes Epitheton, herkömmliches alexandrinisches Schmuckwerk. — fessa, nicht vom Weben, sondern vom Wachen; das fessa steht nicht in Beziehung auf das im Hexameter Gesagte, sondern malt die ganze Situation.

43. leviter ist die Ueberlieferung, graviter ist Interpolation. Burmann erklärt leviter durch suppressa voce, was Hertzberg billigte. Aber Burmann zu Ovid am. I, 3, 80 hat keineswegs bewiesen, dass (was gar nicht bewiesen werden kann) leviter dies bedeute; z. B. Cic. pro Sulla § 31 quae leviter dixerat, ist nicht 'mit leiser Stimme', sondern 'leichthin, ohne Gewicht des Ausdruckes'. So auch in den übrigen Stellen. Das wäre hier albern. Leviter ist auch nicht = leniter. Also gehört leviter zu deserta, leichtsinnig verlassen, treulos verlassen. Hor.: non praeter solitum leves (nach meiner Gewohnheit leichtsinnig, wandelbar), levior

cortice (leichter als Kork, der, weil er leicht ist, im Wasser hin und her getrieben wird). — mecum bei mir, im Selbstgespräch. Verg. Aen. 2, 93 et casum insontis mecum indignabar amici. So oft reputare secum und dergl. Die Ueberlegung erscheint ein Selbstgespräch, am deutlichsten in der Homerischen Sprache.

45. dum = donec.; iucundis nicht iocundis (aus falscher Etymologie abgeleitet von iocus, während iucundus von iuvo herkommt). — inpulit alis, ganz sinnlich. Der Schlaf traf mich mit seinen Flügeln. Vgl. Callim. h. auf Delos 234 *οὐδ' ὅτε οἱ λιγύαῖον ἐπὶ πτερὸν ὕπνος ἐρείσει.* — lapsam, vor Ermüdung hingesunken.

46. Dies war endlich die Heilung für meine Thränen (machte meinem Gram ein Ende). An cura hatten Heinsius und andere verschiedentlich geändert. Hemsterhuys bei Burmann fand die richtige Erklärung, cura = curatio. Das tadelt Hertzberg 1) cura sei nicht = medicina; das curare aber sei die Sache der Aerzte oder doch der Menschen, nicht des Schlafes. Das ist alberne Spitzfindigkeit. Der Schlaf ist ja personificirt. Und cura oder curatio ist richtig für 'Heilmittel' verwendet. Curae, Versuche das Leiden zu lindern, waren das Weben, das Seitenspiel, das Klagen; wirksam nur der Schlaf. 2) Cura komme bei Pr. so nicht vor; cura sei bei ihm immer und immer bei den Erotikern Sorge, Kummer, Liebeskummer. Thöricht: ein solcher Sprachgebrauch richtet sich nach den Gattungen der Poesie. 3) Wenn der Schlaf gemeint wäre, müsste es ille heissen, nicht illa, die Attraction könne nur für das neutrale (illud) stehen. Thöricht: denn das inpellere ist neutral zu fassen, d. h. illa (ill ud) bezieht sich auf den ganzen vorhergehenden Satz. — Hertzberg erklärt 'Meinen Thränen, d. h. für mich weinende, war das letzte (= bis zuletzt) die Sorge, das queri externo saepe in amore moras'. Sehr unklar. Das schöne, beruhigende Bild wird zerstört; nach dum — alis ganz überflüssiger Gedanke. Alles so ungeschickt wie möglich, Hemsterhuys hat völlig Recht.

Das Gedicht bricht mit dieser Schilderung plötzlich ab, der Dichter lässt das Ende ahnen: Aussöhnung und Zärtlichkeit. Das Errathen ist leicht nach der reizenden Schilderung der Schönheit der Cynthia und nach der ganzen Situation. Properz überlässt es der Phantasie des Lesers. Zu diesem Abbrechen stimmt das Abbrechen des Systems; nur drei Distichen statt 3+2. Müllenhoff hat dies richtig verstanden. Bei Hertzberg nicht einmal eine Ahnung, dass hier Etwas zu bemerken war".

5. Tibull.

Auch über Tibull las Haupt oft. In der Einleitung legte er besonders dar, auf wie schwankendem Boden trotz der Excerpte die Ueberlieferung ruhe; ganz unnütz sei es, den Apparat durch Handschriften der interpolirten italieni-

schen Classe zu vermehren, nachdem Lachmann in diesem Wuste Ordnung gemacht habe[1]). Mehr der Menschen, als der Bücher wegen gebe ich drei Urtheile Haupt's über Ausgaben des Tibull: 1) Tibull von Chr. Gottlob Heyne. Heyne, Leipzig 1755. 2. Ausgabe 1777. 3. 1798. 4. von Wunderlich besorgt 1807; dazu ein Suppl. von Dissen 1819. Tiefe Sprachkenntniss und feste Kritik ist bei Heyne nicht zu finden. Statt der Scaligerschen Umstellungen gibt er oft Lücken, in den echten Zusammenhang nicht eindringend. Aber wenn auch die Arbeit, wie alle Heynischen, nicht tief greift, sie zeigt gesunden Sinn. Heynes Verdienst besteht nicht sowohl darin, dass er für Tibull (und für den Virgil) viel selbstständig geleistet, als darin dass er die geschmacklose Collectaneengelehrsamkeit aus der Erklärung der Dichter verdrängte. 2) Lachmann, Berlin 1829. An Lach- Lachmann. manns Texte lässt sich wenig bessern. Die Ueberlieferung hat er, soweit es möglich war, mit sicherer Hand festgestellt, und was Scharfsinn vermag, haben Frühere (vieles schon die Italiener) und L. selbst geleistet, so dass wenig ungethan ist. 3) Tib. von Ludolf Dissen. Dissen. Gött. 1835. Freundlich recensirt von Lachmann im Junihefte der Hall. L. Z. 1836 [kl. Schr. II, 145]. Der Text hat durch D. nicht gewonnen, an manchen Stellen gelitten. D. war kein Kritiker, und bei T. ging er auf Lesbarkeit aus. Um die Erklärung hat er sich Verdienst erworben, nicht durch Gelehrsamkeit im Einzelnen: Seine Gelehrsamkeit ist schwach und unselbstständig; aber durch die Erforschung des Gedankenzusammenhanges und durch die disqu. de vita et poesi Tibulli; er gibt manches fein und richtig bemerkte, aber in matter und schleppender Darstellung, kleinlich rhetorisch, oft krankhaft spitzfindelnd. Eine lebendige Auffassung wird durch solche ängstliche und schulmeisterliche Behandlung nicht gefördert.

6. Horaz.

Häufig las Haupt über die Satiren, über die Oden und Episteln selten. Die Einleitung zu den Satiren enthält ausser den gewöhnlichen Mittheilungen über Hss. und Ausgaben eine sehr ausführliche vita des Horaz und eine Geschichte der römischen Satire. Die Satire des Horaz wird am Schlusse folgendermassen charakterisirt: „In den Satiren, den Briefen, den lyrischen Gedichten leichtes Inhaltes und Tones liegt des H. Dichtergrösse und Horaz' Dichtergrösse. eigenstes Verdienst. Sein dichterisches Vermögen war vorzugsweise ein reflectirendes. Feiner Sinn für das Menschliche und sicheres Masshalten zeichnet ihn aus. Er ist gutmütig, tieferes sittlichen Zornes unfähig in seiner Behaglichkeit. Er ist voll heiterer Laune, liebenswürdig im Scherz

[1]) Dankenswerth hat Bährens den Apparat vermehrt. Tibullische Blätter 1875. Ausgabe 1878.

und Ernst, dialektisch fein, Herr einer lebendigen und durchsichtigen Sprache. Der Kreis, aus dem H. seine Gestalten und Bilder nimmt, ist der des Privatlebens (seiner Zeit gemäss), seine Weltansicht eine sehr gemässigte; Tiefe der Sittlichkeit darf man nicht bei ihm suchen. Genügsame Behaglichkeit, die alles Uebermass meidet. Ein Mann mildes Gemütes und klares Verstandes, nicht leidenschaftlicher oder sittlich energischer Antriebe. Fragen wir nach dem Verhältnisse der satirischen Poesie des H. zu der des Lucilius, so ergibt die Vergleichung der Lucilischen Bruchstücke und manche eigene Andeutung des H. im Wesentlichen Folgendes: Horaz hat vor allem die Form der Sprache und den Versbau veredelt; nicht blos musste H. unwillkürlich der seit sechzig Jahren veränderten Sprache folgen, sondern er strebte mit bewusster und künstlerischer Berechnung nach feinerem Stile, reinerer und gleichmässigerer Sprache, nach Harmonie der Darstellung. Er legte Gewicht darauf, nach der Weise der Alten, die auf die Form vornehmlich achten, und er setzt seine neue Weise gegen befangene Anhänger des Alten, seine Widersacher, durch. Seine Satiren haben im Versbau grössere Geschmeidigkeit als die oft wenig gefügigen Hexameter des Lucilius. Dennoch vermeidet H. mit Bewusstsein die Ausbildung des heroischen oder elegischen Hexameters. In der späteren Satire des Persius und des Juvenalis, die sich in rhetorischem Tone von der Redeweise des gewöhnlichen Lebens weit mehr entfernt, schwindet auch dieser Unterschied zu gutem Theile.

Lucilius. Wie Horaz in der Form die Satire nach strengeren aesthetischen Gesetzen bildete, als Lucilius, so auch in ihrem Inhalte. Bei Lucilius herrschte die bunteste Mannigfaltigkeit lebensvoller Gemälde, daneben trockene Unterweisungen, die mit dem Hauptinhalte seiner Satiren schwerlich zu harmonischer Einheit verbunden waren. Bei H. dagegen finden wir künstlerische Einheit, künstlerische Anordnung alles Einzelnen, damit ein Hauptgedanke, eine sittliche Betrachtung in scharfer Bestimmtheit hervortrete. So sind die Satiren des H. abgeschlossene, abgerundete Gebilde, Darstellungen ethischer Betrachtung in beweglicher, aber fest zusammenhängender Folge der Gedanken und Schilderungen. Einzelne Gemälde des Lucilius mochten mit ihren grelleren Farben eine derbere Wirkung thun; die horatischen Satiren sind in gemildertem Tone und in beschränkterer Mannigfaltigkeit ihrer Gemälde dichterische Kunstwerke.

Persius, Juvenalis. Die spätere Satire des Persius und Juvenalis steht der horatischen gegenüber als die bittere, düstere, ergrimmte der heiteren und scherzenden. H. spottet, die spätere Satire zürnt und schilt. H. weiss den Verkehrtheiten, die er schildert, gutmütig die lächerliche Seite abzugewinnen, die spätere, besonders die des Juvenalis, häuft heftige Angriffe auf das verderbte Zeitalter. H. gibt Gemälde in milden Farben, besänftigt durch

heitere Ironie, die er auch gelegentlich gegen sich selbst wendet, Persius und Juvenalis tragen ihre Farben so schreiend als möglich auf, sie sind Ankläger; endlich lässt sich in dieser Vergleichung die horatische Satire bezeichnen als eine poetische, die spätere als eine rethorische, und im Vergleich mit den Satiren des Persius, der unmittelbar aus der Schule kommt, als ein Gedicht des Lebens".

Leichte Verständlichkeit.

Ergänzend füge ich hinzu den Schluss einer Betrachtung, die besonders die Oden im Auge hat, und welche schon in die opuscula aufgenommen ist. Sie erklärt die ungemeine Verbreitung und Wirkung der horatischen Poesie. Es heisst dort III, 53: „Die Eigenthümlichkeit der horatischen Poesie, die in die Tiefe der Leidenschaft nicht dringt, noch zu den erhabenen Gipfeln der Gedanken auffliegt, aber mit Meisterschaft Gedanken ausspricht, wie sie Jedem verständlich sind, jedes Gemüt berühren, ist es, wodurch H. unter allen Dichtern des Alterthums die verbreitetste Wirkung erhalten hat; er ist der gemeinverständlichste. Wenn er nicht überall die tieferen Anforderungen, die sich an die Poesie, namentlich an die Lyrik stellen lassen, befriedigt, so verlangt er andrerseits keine besondere Vorbereitung; wie manche Dichter erst dann verständlich sind, wenn man selbst Aehnliches erlebt hat, oder wie zum Verständniss mancher Gattungen von Poesie ein Zeitalter erst reifen muss, z. B. Shakspeare den Deutschen erst spät verständlich ward, oder der gesamten neuen Welt das homerische Epos, als ein in volksmässigem Element und volksmässiger Darstellung von berechneter, kunstmässiger Erzählung specifisch verschiedenes. Horatius kann nicht allen genügen; aber alle für Poesie überhaupt Empfängliche hat er zu allen Zeiten angesprochen. Die Bewunderung des Horaz aber durch scharfe, vergleichende Betrachtung des Einzelnen in seinen Gedichten auf ihr rechtes Mass zurückzuführen ist schon deshalb nothwendig, weil sonst auch die philologische Kritik seiner Oden gesetzlos und schrankenlos irrt." [1])

Sat. I, 1. 108—116.

„In der Form eines Briefes an den Maecenas führt diese Satire einen ganz einfachen Gedanken aus. In Verkehrtheit und ohne Ernst wünschen sich die Menschen, wenn sie mit ihrem Loose unzufrieden sind, an die Stelle Anderer, mit denen sie, wenn es ihnen freigestellt würde, doch nicht tauschen würden, da sie unablässig und unersättlich nach Bereicherung trachten. Das Hauptbild der Schilderung ist die Habsucht." V. 108 lautet:

---

[1]) Haupt schätzte Lehrs ungemein hoch, besonders auch als einen Mann von feinem Geschmack, wie er ihn z. B. in den quaestiones epicae bewiesen habe. Lehrs' Horaz aber bezeichnete H. als eine ihm nicht verständliche Verirrung des Geschmackes.

Illuc unde abii redeo, qui nemo, ut avarus,
se probet ac potius laudet diversa sequentis,

„Rückkehr zu dem Gedanken, mit dem die Satire begann, und der schon von Vers 28 an zu anderen Betrachtungen übergeleitet ward. Zuletzt (69 ff.) Digression durch ein Gespräch mit einem Geizigen. Verschiedene Erklärungen und Conjecturen, und schon die Handschriften überliefern drei verschiedene Lesarten. 1) nemo ut avarus, so ein Bland.; einige bei Fea., die Ven.-Ausgabe von 1488. 2) nemon ut avarus, so zwei Bland. und andere Cruquische, so wie es scheint alle Bentleyschen (denn Bentley[1]) setzt dies und schweigt), so die Orellischen und überhaupt fast alle. Wäre dies nemon ut avarus die einzig bezeugte Lesart, so wäre es bedenklich, davon abzuweichen, obwohl diese verwundernde Frage hier, wo nur an den Eingang wieder angeknüpft, nichts Neues gesagt wird, wenig passend und geschickt ist. Wenn man so schreibt, so darf man nicht etwa nemon ut als zusammengehörig fassen, wie Manche gethan haben. Serm. 2, 5, 18 utne tegam spurco Damae latus? Ter. Andr. 1, 5, 28 eine ego ut advorser? Das würde bedeuten: 'kein Habsüchtiger sollte mit seinem Lose zufrieden sein?' Unwillige oder verwundernde Abwehr einer Behauptung oder Forderung. Hier also entschiedener Unsinn. Vielmehr muss bei dieser Lesart ut avarus verbunden werden. Aber die durch die wenig passende Frage bedenkliche Lesart wird noch verdächtiger durch die andere Lesart nemo ut avarus, aus welcher sie willkürlich gemacht zu sein scheint, um den Hiatus zu füllen. Jene Lesart nemo ut avarus ist empfohlen worden von Wachsmuth in einem Aufsatze in seinem und Günthers Athenaeum I, 305, aufgenommen von Orelli und von Krüger. Sie ist zu erklären aus einer nicht seltenen Vermischung der Begriffe eines Bewirkten und eines Urtheils über eine Sache, confusio rei effectae et notionis iudiciique de re effecti, wie Madvig es ausdrückt in einer vortrefflichen Anmerkung über solche Wendungen zu Cic. de fin. I, 5, 15: Z. B. Cic. leg. 3, § 33 ego in ista sum sententia, nihil ut fuerit in suffragio voce melius (= fuisse putem). Dergleichen Wendungen sind nicht selten. So würde man also hier sehr wohl erklären können:

(illuc unde abii redeo, nemo ut avarus
se probet ac potius laudet diversa sequentis)

bedeute: 'illuc unde abii redeo, ut dicam neminem avarum se probare'. Gedanke und Ausdruck sind untadellich. Aber diese Lesart ist unglaublich: nemó ut avarus ist ein bei Horaz ganz unglaublicher Hiatus, ausser aller Caesur und vor einsilbiger Kürze. Unseren jetzt bekannten Hand-

[1]) Bentley schreibt: Illuc, unde abii, redeo. nemon' ut avarus
Se probet, ac potius laudet diversa sequentis?

schriften steht mit 3) einer dritten Lesart gegenüber die beste und älteste Blandinische. Von ihr ohne Noth abzuweichen, ist Unkritik. Sie hat: „illuc unde abii redeo, qui nemo ut avarus etc.“, und auch in einer andern Handschrift (cod. Divari) fand Cruquius ‘qui’ beigeschrieben. Thöricht meint Orelli, qui sei, wie nemon, eine metrische Aenderung um den Hiatus zu tilgen. Das wäre eine sonderbare Füllung der metrischen Lücke, und diese Annahme beruht auf ganz falscher Ansicht von jener Handschrift. Durch diese Lesart wird die ἀναχεφαλαίωσις genau, qui und laudet diversa sequentis. [1. Qui fit Maecenas ut nemo quam sibi sortem Seu ratio dederit seu fors obiecerit, illa Contentus vivat, laudet diversa sequentes]. Die Conjunction steht abhängig von dem Gedanken ‘ich kehre zu der Frage zurück’ etc. Reisig hat, wie Wüstemann berichtet, in seinen Vorlesungen qui gebilligt, aber als Frage gefasst: qui? wieso? in wiefern? eine ganz absurde Frage. Nothwendig ist qui dasselbe qui wie v. 1, nur in indirecter Rede. Qui nemo ut avarus habe ich also in meiner Ausgabe gesetzt, und in seiner letzten auch Meineke.

Ut avarus ist nicht zu erklären ‘wie der Geizhals oder Habsüchtige’, der eben geschildert ist, mit dem Horaz das lange Gespräch fingirt hat. Denn wenn auch dieses Gespräch, das den avarus charakterisirt, allerdings v. 29, wo die Vorbereitung desselben beginnt, sich anreiht an den Gedanken mit dem die Satire anhebt, dass Niemand mit seinem Loose zufrieden ist, vielmehr Jeder sich einbildet, Andere seien glücklicher, so ist doch in dem ganzen Dialoge, in der ganzen Verhandlung mit dem avarus dieser nicht als ein Beispiel solcher Unzufriedenheit mit dem eigenen Loose geschildert; nichts davon ist erwähnt, vielmehr ist dieser Gedanke bei Seite gelassen, und die ganze Digression schildert nur die Thorheit der unersättlichen Habsucht. Also lässt sich schon deswegen ut avarus nicht als Vergleichung mit dem eben Geschilderten fassen. Zweitens ist von v. 29 der Gedanke ausgesprochen, dass die Leute, die, wenn ihnen der Mühe oder Gefahr zuviel wird, sich an die Stelle Anderer wünschen, doch aus Habsucht, die sie unter nichtigen Vorwänden verstecken, die Mühsal ihres Berufes fort und fort ertragen. Zu diesem Gedanken kehrt H. hier zurück, mit neuer Wendung. Der wahre Grund, dass die Menschen mit ihrem Loose nicht zufrieden sind, ist, dass sie nie genug haben. Neidisch blicken sie auf den Besitz Anderer, suchen es Andern zuvorzuthun im Erwerben und gelangen so nie zu Zufriedenheit und Glück. Die avaritia ist also der Grund, aus dem überhaupt jene Verkehrtheit der Menschen hergeleitet wird. Denn der Faden, an dem sich die Gedanken dieser Satire aufreihen, ist dieser: ‘Die Menschen pflegen oft das Loos Anderer als ein glücklicheres zu preisen, als das ihre. Nicht aus richtiger Betrachtung und aufrichtiger Gesinnung, sondern in Unmut und Ueber-

druss einzelner Stimmung. Denn tauschen würden sie doch nicht; sie tragen Mühe und Gefahr aus schnöder Habsucht, aus Habsucht preisen sie Andere glücklich, aus Habsucht beneiden sie die Andern und suchen ihnen zuvorzukommen.' Ist also die Habsucht, avaritia, das Princip ist, aus welchem der Dichter die Verkehrtheit ableitet, so kann unmöglich, was folgt, durch ut avarus mit dem Habsüchtigen blos verglichen werden. Die Menschen, die Horaz schildert, gleichen nicht blos dem avarus, sie sind avari. — So also lässt sich ut avarus nicht erklären. Dagegen liegt eine andere Erklärung nicht fern und scheint mir untadellich: ut ist zu fassen im Sinne von utpote. So ep. 1, 7, 41 non est aptus equis Ithace locus, ut neque planis Porrectus spatiis nec multae prodigus herbae. So auch in Prosa; Liv. 29, 1, 22 trepida omnia, ut inconditam turbam tironum esse. Ein solches ut oder utpote erwartet man nun an sich verbunden mit einem affirmativen Begriffe, nicht mit nemo. Aber der Gedanke geht sogleich in die affirmative Wendung über, in der Weise, die schon v. 3 stattfand. Der Sinn ist: 'ich kehre zu dem zurück, von dem ich abbog, zu der Frage und Verwunderung, wie es komme, dass die Menschen vermöge ihrer Habsucht mit ihrem Loose unzufrieden sind, wie doch die Menschen aus Habsucht so verkehrt sind, dass sie, unzufrieden mit ihrem Loose Andere beneiden, es Anderen zuvorthun wollen im Besitz, und so nie zum Behagen und ruhigen Glücke kommen.'

illuc unde abii redeo, qui nemo, ut avarus,
se probet ac potius laudet diversa sequentis,
quodque aliena capella gerat distentius uber,
tabescat, neque se maiori pauperiorum
turbae conparet, hunc atque hunc superare laboret,
sic festinanti semper locupletior obstet,
ut, cum carceribus missos rapit ungula currus,
instat equis auriga suis vincentibus, illum
praeteritum temnens extremos inter euntem.

Man hat überflüssige Conjecturen vorgebracht. Sie zu widerlegen verlohnt nicht der Mühe. Im folgenden aber hat G. Hermann eine sinnreiche Vermutung aufgestellt; 113 haben die meisten Hss. obstat, sodass der Satz vorher mit laboret 112 abschliesst. Aber Cruquius' cod. Torsanus und Orellis alte Berner Hss. haben obstet, so dass der Satz fortgeht (abhängig von dem Begriffe 'ich kehre zurück zum Anfange'). So hatte H. Stephanus vermutet. Hermann nun billigte dieses obstet und wollte si für sic. Das gibt vortrefflichen Sinn: 'Ich kehre zu der Frage zurück, wie es komme, dass Niemand mit seinem Loose zufrieden ist, sich nicht mit der Menge der Aermeren vergleicht, sondern erst diesen, dann jenen zu übertreffen sich bemüht, wenn doch, wie sehr er auch eilen mag,

immer ein Reicherer vor ihm ist, so dass all sein Streben niemals Erfolg haben kann.' Aber die sinnreiche Aenderung ist nicht nöthig. Denn derselbe Gedanke kann auch ohne conditionale Verbindung ausgedrückt werden: 'immer ist dem Eilenden ein Reicherer voraus im Wege. Also ist das rastlose Mühen und Eilen erfolglos und nichtig.' Aber obstet und die Verbindung mit dem Vorhergehenden ist anzunehmen. Durch obstat und Trennung vom Vorhergehenden wird geschieden, was viel besser verbunden wird, und der Ausdruck des Gleichnisses ist dann nicht ganz geschickt. — Durchaus nöthig ist 'sic festinanti' zu verbinden, wie Lambinus that: 'dem so Eilenden und sich Abmühenden'. Wollte man sic als Correlativum zu ut beziehen, so wäre das Gleichniss nicht correct; kein Gleichniss des obstare ist im Folgenden enthalten. Wenn man sic festinanti richtig verbindet, so lässt sich, mit neuem Satze, sic — obstat freilich verstehen, aber correct ist das Gleichniss auch dann nicht; obstat — ut instat ist nicht richtig gedacht. Zieht man dagegen diese Zeilen, bis 116, zum Vorhergehenden und schreibt mit Stephanus, cod. Tors. und Bern. B obstet, so gibt die eilende, rastlos vordrängende Rede ein vortreffliches Bild des geschilderten hastigen Drängens, und schon in hunc atque hunc superare laboret ist das Gleichniss von dem Wagenrennen auf der Rennbahn begonnen, zu dem dann (nicht zu obstet) das angeführte Bild 114 f. gehört. So also haben ich und Meineke geschrieben."

Wiederholungen.

Zum Schlusse eine Auseinandersetzung über die Wiederholungen bei Horaz. Lachmann hatte im Philologus I, 166 [= kl. Schr. II. p. 100] beiläufig gesagt: „Horaz wiederholt seine Worte nicht ohne Anspielung." Diese beiläufige Bemerkung führte Haupt aus bei Serm. I, 2, 13: Vers 13 = ars poet. 421. Bentley zieht den Vers zum vorhergehenden und setzt nach nummis ein Punctum; er schreibt:

12 Fufidius vappae famam timet ac nebulonis,
dives agris, dives positis in fenore nummis.
quinas hic capiti mercedes exsecat; atque
15 quanto perditior quisque est, tanto acrius urguet.

Besser wird der Vers zum folgenden gezogen, als Prädicat des Subjectes: quamvis dives sit, cum dives sit. Aber der Vers ist nicht echt. Ich habe ihn eingeklammert, und nach mir hat ihn Meineke an den Rand verwiesen. Dass der Vers auch in der ars poetica steht und dort so nothwendig ist, wie hier entbehrlich, musste schon auffallen. Denn wenn auch gleichgiltige Verse sich wiederholen können, so ist doch ein solcher Vers zweimal bei einem Dichter wie Horaz unglaublich; so borgt ein solcher Dichter nicht sich selbst ab. Die Sache ward klar durch eine Betrachtung der bei Horaz zweimal stehenden Verse. Diese Betrachtung lehrt, dass H. nicht ohne Anspielung wiederholt. Den Satz hat

Lachmann Philolog. 1, 166 ausgesprochen; er lässt sich leicht beweisen. — 1) Carm. I, 19. 1 mater saeva Cupidinum = 4, 1, 5. Deutliche und schöne Anspielung. — 2) Serm. 1, 2. 27 pastillos Rufillus olet, Gargonius hircum = serm. 1, 4, 92 ego si risi, quod ineptus Pastillos Rufillus olet, Gargonius hircum, Lividus et mordax videor tibi? — 3) Serm. 1, 8. 11 Pantolabo scurrae Nomentanoque nepoti = serm. 2, 1. 21 quanto rectius hoc quam tristi laedere versu Pantolabum scurram Nomentanumque nepotem. In diesen Fällen liegt bestimmte Anführung vor, diese Wiederholungen sind untadellich; anders steht es mit den übrigen. 1) Carm. 3, 25. 20 cingentem viridi tempora pampino = 4, 8. 33 ornatus viridi tempora pampino. Lachmann's allein richtige, von mir und Meineke befolgte Herstellung von 4, 8 scheidet den Vers als falschen Zusatz aus. — 2) Serm. 1, 6. 74 laevo suspensi loculos tabulamque lacerto = ep. I, 1. 56. In dem Briefe ist der Vers, trotz manchen Auslegern, albern. — 3) Ep. I, 6. 28 si latus aut renes morbo temptantur acuto = serm. 2, 3, 163 quod latus etc. In dem Briefe ganz unentbehrlich, in der Satire überflüssig, deshalb von mir eingeklammert, unter Meinekes Billigung. — 4) Ep. I, 14. 34 quem bibulum liquidi media de luce Falerni = ep. I, 18. 91 potores [bibuli media de nocte Falerni Oderunt] porrecta negantem pocula. Von Meineke schon in seiner ersten Ausgabe richtig gesäubert. An unserer Stelle also kann nur Aberglaube den 13. Vers festhalten".

So lange Haupt altdeutsche Collegien las, hat er auch erklärt

7. Tacitus' Germania.

Oft las er in demselben Semester noch Geschichte der älteren deutschen Poesie. Er gab beiläufig einmal eine Charakteristik von Tacitus' Stil:

„Tacitus' Stil ist nicht ein ihm überlieferter, sondern von ihm erfunden. Er brauchte alle möglichen Mittel, um seinem Latein den grössten Reiz zu geben. Dahin gehört nicht, wie man gewöhnlich sagt, die grosse Kürze. Das ist verfehlt, zu sagen, der Stil des Tacitus habe grosse Kürze; ebenso kann man bei Thukydides in den Reden Stellen finden, die nichts weniger als kurz sind, sondern uns überflüssig erscheinen können. Z. B. in den von Thukydides so sehr geliebten antithetischen Stellen, wo um des blossen Gegensatzes willen etwas gesagt wird, was uns unnöthig vorkommt. Dies, die Kürze, ist ein Phantom und unbestimmtes Ding. Des Tacitus' Geist hat etwas dem Dichter Verwandtes, und wenn Tacitus ausser der Geschichtsschreibung zu etwas befähigt war, so war er es gewiss zum tragischen Dichter, hätte die Zeit überhaupt so etwas gedeihen lassen. Eigenthümlichkeit des Dichters aber ist es, dass in dem engsten Raume

der Worte soviel Vorstellungen, Anschauungen als möglich erweckt werden. Das kann man nirgends deutlicher wahrnehmen, als in der Poesie, welche in ihrer Ausbildung die uns bekannte höchste ist, der griechischen. Ich denke vor allem an Aeschylus, Pindar, auch Sophokles. Oft treten zu den Substantiven Adjectiva, die gar keine logische Nothwendigkeit haben, zuweilen sogar befremden; sie treten aber hinzu, um neben der Hauptvorstellung noch andere zu erwecken. Genau so ist es bei Tacitus. Er will so viel als möglich Gedanken, oder Vorstellungen, oder Begriffe in einem Satze vereinigen. Dies ist zu prüfen an den Taciteïschen Gegensätzen. Er braucht in der Regel nicht den einfachen Gegensatz, den der Gedanke unerlässlich fordert, sondern, um es bildlich auszudrücken, sein Gegensatz kommt von der Seite, d. h. bringt zum Unerlässlichen noch eine Nebenvorstellung.

Wenn Tacitus in der Germania (c. III) vom Bardit redet und sagt: 'die Deutschen prophezeien der zukünftigen Schlacht Ausgang; terrent enim trepidantve prout sonuit acies', so ist der eigentliche Gegensatz des terrere nicht das trepidare: wie trepidant ein dichterischer, starker Ausdruck ist, so ist terrent ein prägnanter Ausdruck, der die Correctheit der prosaischen Rede, wenn wir sie mit dem Masse der früheren, classischen Zeit messen, verletzt. Das durch den Gegensatz von trepidant Geforderte ist blos eine Bezeichnung des entgegengesetzten Affectes, audaces sunt, animantur u. dergl. In terrent ist damit noch, prägnant, der Begriff der Wirkung auf die Feinde hinzugenommen. Dieses Herbeiziehen von Nebenbegriffen ist ein wesentliches Merkmal des taciteïschen Stiles, eine Manier, welche die Rede zwar sinnschwer macht, aber aus der correcten Einfachheit ausbiegt. Aehnlich ann. I, 25 diversis animorum motibus pavebant, terrebantque. I, 29 terrere, ni paveant.

Ein weiteres Kunstmittel des Tacitus ist der Wechsel der Construction; also in zwei völlig gleichen, neben einander stehenden Gliedern wird das eine mal das Imperfectum, das andre mal der Aorist gesetzt. Tacitus schrieb, als das alte classische Latein veraltet schien, und man griff zu neuen Reizmitteln.

Darum muss sich eine Betrachtung, welche seinen Stil wirklich verstehen will, auf die Beweggründe desselben richten, und versuchen, sich den ganzen Mann vor Augen zu stellen.

In der Einleitung steht noch die Bemerkung über die Kritik der Germania: „Ist aus A B C die Ueberlieferung mit Sicherheit oder mit Wahrscheinlichkeit gefunden, so beginnt das zweite Geschäft der Kritik, die Verbesserung des Ueberlieferten. Denn die Germania ist so wenig als irgend eine Schrift des Alterthums fehlerfrei überliefert. Die Germania ist aber sichtlich nicht sehr verderbt, weniger als der Dialogus oder gar

der Agricola und die Historien. Dies muss vor hastigem Vermuten warnen. Dazu kommt, dass wir gar manches eben nur aus der Germania wissen. Facta zu conjiciren ist aber immer sehr misslich. Die früheren Herausgeber, denen überdies die sichere Grundlage des Textes unbekannt war, haben viel unnütze Vermutungen vorgebracht; diese sind jetzt entfernt. Aber auch die neuere Zeit hat, besonders in den Namen, zuweilen das Mass des Erlaubten und Wahrscheinlichen in Vermutung und Aenderung überschritten. Einer Deutung zu Liebe Namen, die sonst nicht vorkommen, zu ändern, oder von der Lesart der Ueberlieferung zu Willkür und Irrthum der schlechteren Hss. abzuweichen, ist unkritisch. Die Kunst des Nichtwissens, oder die Ehrlichkeit des Nichtwissens ist auch hier zu üben. Es wäre ein Wunder, wenn uns in der Germania die aus so alter Zeit fast allein von deutschen Dingen zu uns redet, alles deutlich und mit Sicherheit erklärbar wäre. Vielmehr ist es schon ein grosses Glück, dass so vieles sicher und deutlich ist, dass so viele und zum Theil überraschende Erläuterungen und Bestätigungen aus späteren Quellen und aus der Sprachforschung sich ergeben haben. Dies Glück hat gerade die verwöhnt, denen wir die bedeutendsten Aufhellungen verdanken".

Das Heft über die Germania unterscheidet sich von allen andern dadurch, dass es sehr ausführliche sachliche Erläuterungen gibt, die zum Theil zu Excursen sich ausdehnen. Sie enthalten zum Theil eine Kritik der Erzählungen des Tacitus. Für solche Kritik stellte Haupt den Grundsatz auf: „Von der Ermittelung des Verständnisses ist methodisch zu trennen die ganz verschiedene Frage, ob das, was Tacitus erzählt, richtig ist".

C. Altdeutsche Litteratur.

Ueber Haupts Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Philologie weiss ich nur wenig zu berichten. Er las von 1837—1859 über Gegenstände aus ihrem Bereiche, besonders über die Nibelungen, den Parzival, Walther von der Vogelweide, deutsche Grammatik, Geschichte der älteren deutschen Dichtung. Die Hefte aber sind bis auf eines über den Parzival nicht mehr vorhanden. Bleibt der Verlust auch bedauerlich, so liesse sich für den Zweck dieses Buches, Haupts Methode zu schildern, kaum etwas neues hinzufügen; denn gerade das betonte er, dass aus der viel länger zur Wissenschaft gediehenen classischen Philologie Regel und Methode für die deutsche [1]) zu gewinnen sei.

Dass Haupt grosses Gewicht auf die Vereinigung beider Disciplinen in

[1]) Antrittsrede von 1854, opp. III, 2.

einer Hand legte, hat sich schon bei der Betrachtung über das Epos gezeigt (p. 165). Eine Gefahr sei freilich vorhanden: 'dass diese Verbindung die Kraft des Forschers theilt, und ihn auf beiden Gebieten nicht erreichen lässt, was er vielleicht auf einem erreichen könnte'. Ganz ähnlich hat sich Lachmann in einem Briefe an Gottfried Hermann vom 1. Juli 1829 ausgesprochen: „Mich beschränkt die Ihnen wahrscheinlich bekannte Zwitterhaftigkeit meiner Studien, die freilich auch ihre Vortheile hat, aber mich auch auf beiden Seiten von manchem nothwendigen zurückhält. Auf dem Felde der germanischen Philologie finde ich es für mich weit lustiger, weil man, den langen Gang und die festen Resultate der classischen Philologie im Auge haltend, sicher geht, und doch frisch und jugendlich: zum Abstrusen und zu leeren Einfällen hat man noch keine Zeit". Gemeint ist dasselbe, was Haupt den Reiz der neuen, werdenden Wissenschaft nannte. (Vgl. oben p. 9).

Die angedeutete Gefahr ist nun freilich für Haupt und für Lachmann nur in der Theorie da gewesen; wie mancher würde für einen berühmten Mann gelten, der nur auf einem Gebiete solche Leistungen sein nennen könnte, wie jene auf zweien! In der Wirklichkeit resultirte für beide Richtungen der Philologie nur Gewinn aus dieser Vereinigung, und der Gewinn war ein gegenseitiger. Wolfs Prolegomena zu Homer waren auch dem Nibelungenliede zu gute gekommen, die Betrachtung des uns viel genauer bekannten deutschen Epos regte zu ähnlicher Untersuchung des griechischen an; die feste Methode der classischen Philologie ermöglichte es, um nur eines zu nennen, auch für die deutsche durch kritische Ausgaben eine zuverlässige Grundlage historischer und sprachlicher Forschung zu schaffen. Haupt hat selbst in meisterhafter Rede [1]) über den Gewinn gesprochen, den die deutsche Philologie der classischen gewährt. Er findet ihn in der gegenseitigen Erläuterung, welchen die Sprachen [2]) einander gewähren, er findet ihn in dem Gewinne, den die Anschauung der Poesie der Griechen und der nachahmenden Römer aus der Kenntniss der altdeutschen Dichtungen erwirbt: ein zwiefacher Gewinn, je nachdem er aus Gegensätzen oder Analogien sich ergibt; Haupt findet diesen Gewinn endlich in der Stellung

---

[1]) 1848 zu des Königs Geburtstage. opp. I, 236--252.

[2]) Wie die historische Betrachtung einer Sprache methodisch für die einer andern werthvoll sein könne, betonte er schon 1831 in der Anzeige von Graffs Ausgabe des Krist: „diê, dia, diô, diu hat sich nach und nach in die abgeschwächt, bis das e gänzlich verstummt ist, sodass wir in ie nichts mehr hören, als ein langes i. Dies sind in der That sehr triviale Dinge für Jeden, der von der historischen deutschen Grammatik nur einige Notiz genommen hat; aber wie wenig eben davon Notiz genommen wird, können z. B. die principlosen Verhandlungen über die Aussprache des Griechischen lehren".

der deutschen Mythologie [1]) zur griechischen, die aus jener nicht nur Bestätigung, sondern auch Erläuterung und Ergänzung empfängt. Das Studium dieser Rede kann dem Philologen, der in jeder Rücksicht vor Einseitigkeit sich bewahren will, nicht genug empfohlen werden.

Schon als dreiundzwanzigjähriger, 1831, trat er mit Energie gegen die einseitigen Philologen auf, welche ohne historische Kenntniss der deutschen Sprache sie doch zum Etymologisiren benutzten. In einer Kritik der Graff'schen Ausgabe von Otfrieds Krist heisst es: „Den Unfug, der mit den Wörtern in ihrer jetzigen Gestalt von thörichten Etymologisirern, die ohne Kenntniss geschichtlicher Grammatik frisch darauf losdeuteln und schwindeln, getrieben wird, rügt der Herausgeber mit Recht, leichtfertiger und unsinniger wird nichts getrieben als dies Etymologisiren, und es scheint diesen Wurzelsuchern zu gehen, wie denen, die unvorsichtig nach Alraunen graben: sie werden toll. Selbst sehr ausgezeichnete Männer können sich von dieser unhistorischen und grundlosen Ansicht der deutschen Sprache nicht losmachen. — Sobald Buttmann in seinem Lexilogus deutsche Wörter zur Vergleichung zieht, entstellt er fast immer seine einsichtigsten Forschungen durch ganz unhaltbare Einfälle. Aber die classischen Philologen sind meist Widerspiele des Antaeus: sobald sie den Boden der Muttersprache berühren, sind sie kraftlos". Das Verdienst, diesem Unwesen ein Ende gemacht zu haben, schrieb er der vergleichenden Sprachwissenschaft zu, insbesondere aber Jacob Grimms deutscher Grammatik und seiner Entdeckung der Lautverschiebung (opp. I, 241).

An Haupts Stellung zur deutschen Litteratur lässt sich deutlich beobachten, dass sein Leben in zwei verschiedene Zeitalter fiel. In früher Jugend, da die allgemeine Stimmung noch unter dem Einflusse der Romantiker stand, zog ihn das deutsche Alterthum fast allein an (opp. III, 2). Allmählich, wohl unter G. Hermanns Einflusse auf der Universität, ging ihm die höhere Schönheit der antiken Poesie heller auf. Vom Enthusiasmus gelangte er zur objectiven Beurtheilung: „Die deutsche Poesie des Mittelalters, sprach er 1848, bildet einen scharfen und reinen Gegensatz zur griechischen und römischen Poesie, und dieser Gegensatz lässt das wesentlich Antike der antiken Poesie in einer Deutlichkeit erkennen, die anderswoher schwerlich zu gewinnen ist. Die classische Philologie, die der abergläubischen Bewunderung jedes griechischen oder gar lateinischen Verses längst entsagt hat, darf nicht besorgen, dass das vergleichende Studium der altdeutschen Dichtungen die Geltung der antiken Meister-

[1]) In späteren Jahren ward er in dieser Hinsicht etwas zurückhaltender. Vgl. oben p. 103.

[2]) Antrittsrede von 1854. opp. III, 2. Vgl. oben p. 9.

werke beeinträchtigen könne: wer mit voller Liebe sich in die Herrlichkeit der Poesie unserer deutschen Vorzeit vertieft, wird, wenn er unbefangenes Sinnes ist, dennoch die höhere Meisterschaft, die den Griechen von günstigen Geschicken beschieden war, willig und mit freudiger Bewunderung[1]) anerkennen". Noch ein schärferes Urtheil aus seinen letzten Jahren liegt mir vor. Er schickte im Jahre 1871 an Ludwig Steub die zweite Auflage seiner Ausgabe des Erec Hartmanns von der Aue und schrieb dazu: „Wenn Sie das Buch durchblättern, werden Sie begreifen, dass ich mittelhochdeutscher Dinge müde bin". Gemeint ist mit diesem Urtheile nur die höfische Poesie, welche, statt sich der reichen, schönen Stoffe unserer deutschen Sage zu bemächtigen, in zum Theil sklavischer Nachahmung und Bearbeitung fremdländischer Sagen sich erging. An unserer volksmässigen Poesie hat Haupt stets Freude empfunden, ebenso am Walther von der Vogelweide; Wolfram von Eschenbach erklärte er oft für einen wirklich grossen Dichter; doch kann ich mir lebhaft vorstellen, dass ihm grosse Theile des Parzival, in denen wir vom geraden Pfade der Handlung ab durch die verwirrende Mannigfaltigkeit ritterlicher Abenteuer geführt werden, nur historisch interessant waren. Vorrang der Griechen.

Haupt hatte bei seiner allgemeinen Schätzung jeder geistigen Grösse, wes Namens oder Volkes sie auch sein mochte, doch auch ein sehr lebhaftes Gefühl, ja eine wahre Begeisterung für das Vaterländische; nicht in particularistischer Beschränkheit; sondern er, der kräftig entwickelte, gesunde Individualitäten liebte, wünschte auch, dass des deutschen Volkes Eigenthümlichkeiten gerade in ihrer Eigenart unverfälscht sich erhalten sollten, und hielt für diesen Zweck das Studium des deutschen Alterthums für besonders werthvoll: es gelte 'die Grundlagen und Bedingungen der Gegenwart kennen zu lernen und die nationale Individualität in reinen und entschiedenen Geprägen zu beobachten'. Die Worte, mit denen Jacob Grimm seine Thätigkeit bezeichnete, haben Haupts ganzen Beifall; er konnte sie auch von sich sagen: „Alle meine Arbeiten wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen; mir schwebte unbewust und bewust vor, dass es uns am sichersten führe und leite, dass wir ihm zuerst verpflichtet sind". Vaterlandsliebe.

Nicht aber glaubte er, dass mit dem mechanischen Herübernehmen von Worten und Gebräuchen aus der alten Zeit der neuen gedient werde. Ihm waren alle Pedanten, auch die deutsch-puristischen zuwider: „Jener unwiederbringliche Reichthum der alten deutschen Sprache wird der Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung bleiben, wie man sich an dem köstlichen Gepräge alter Münzen erfreut und belehrt, aber sie in Umlauf Sprachstudien.

[1]) opp. I, 245.

zu setzen sich nicht einfallen lässt. Doch kann insofern der Schatz der alten Sprache lebendig auf die Gegenwart einwirken, als die Betrachtung jenes unentstellten Organismus, jener Ursprünglichkeit der Bedeutungen zur Wiederbeseelung (wie Graff es schön ausdrückt) vieler heutiger Wörter, die jetzt als todte Zeichen erscheinen, das einzige Mittel ist. Doch wird auch hier das unmittelbare sprachliche Bewusstsein wohl kaum zurückzubringen sein und die Erkenntniss der lebendigen Wortbedeutungen immer in den Schranken der Wissenschaft bleiben". Diese 1831 ausgesprochene Ansicht hat Haupt auch später festgehalten. Noch in mancher Recension, auch in der Darlegung seines Programmes für die von ihm gegründete Zeitschrift für deutsches Alterthum (Bd. I, Vorrede) hat er sich allgemein über die Aufgaben der deutschen Philologie ausgesprochen, eine skizzirte Geschichte derselben und die reifsten Gedanken aber gegeben in der schönsten seiner Reden, der Gedächtnissrede auf Jacob Grimm [1]).

Ich wünschte sehr, dass Andere, welche des deutschen Alterthums kundiger sind als meine Dilettantenkenntnisse betragen, diese Skizze, sei es nun in Beistimmung oder Widerlegung zu einem ausgeführten Bilde gestalten mögen. Zum Schlusse noch eine Probe aus dem erhaltenen Hefte.

Wolfram von Eschenbach [2]).

Das Heft über den Parzival scheint nach den beigebrachten Citaten in der Mitte der fünfziger Jahre geschrieben; es enthält eine sehr ausführliche Einleitung über Wolframs Leben und Werke, besonders genau

---

[1]) Gelesen am 7. Juli 1864, opp. III, 164—200.

[2]) Lachmanns Ausgabe des Wolfram (1833) hat Haupt als ein junger Mann in dem Jahre 1835 ausführlich angezeigt, und dabei besonders das Verhältniss besprochen, in welchem die altdeutsche Philologie zum Publicum steht. Nach Lachmanns Tode hat er mit grosser Mühe die nöthig werdenden Auflagen 1854, 1872 besorgt: ja eine ganze Handschrift des Wilhelm verglichen, nur weil er wusste, dass Lachmann dies gewünscht hatte, obgleich ein Gewinn dabei nicht heraus kam. Haupt verstand es meisterlich, ein Freund in der That zu sein. Es existirt eine ganze Anzahl umfänglicher Werke z. B. von Billroth, F. Wolf, Hoffmann v. Fallersleben, bei denen Haupt die Correctur ganz allein besorgt hat, und nicht blos die Correctur, sondern auch eine litterarische Revision. Vgl. Briefe an Wolf 4. Juni 1840: „Haben Sie den herzlichsten Dank, dass Sie mir die Druckrevision Ihres Werkes [Wolfs Buch über die Lais] anvertrauen". Was ich mit Freuden für Ihr Buch thue, beschränkt sich ausser der Correctur darauf, dass ich jeden Bogen des Ms., ehe ich ihn in die Druckerei sende, sorgfältig lese und die Stäubchen abblase, die ich etwa finde". Von Hoffmanns Catalog der Wiener Hss. hat er die Correctur besorgt.

Haupt als Freund.

ist der Parzival behandelt, nach Abfassungszeit, nach seinen Quellen, nach den Quellen und Bestandtheilen der Sage. Die Erklärung reicht bis 320.

Name, Heimat etc.

Name. „Wolfram von Eschenbach Parzival 114, 12. 185, 7. 827, 13. Willehalm 4, 19. Von ritterlichem Geschlechte P. 115, 11. In ritterlicher Tracht abgebildet in der Pariser Liederhandschrift. 'Her' bei seinem Zeitgenossen Wirnt von Grafenberg Wigalois 6343 und bei anderen.

Heimat. Wolfram nennt sich einen Baiern P. 121, 7. Im heutigen Königreich Baiern gibt es mehrere Orte des Namens Eschenbach, zwei in der Oberpfalz. Aber das wolframische ist das E. im Landgerichte Heilsbronn, in der Gegend von Ansbach, im Jahre 1332 aus einem Markte zur Stadt erhoben. Auf dieses E. führt ein anderer Name des Dichters im jüngeren Titurel und daraus in dem 1462 geschriebenen Ehrenbriefe Jacob Püterichs von Reichertshausen (Zeitschr. 6, 55). Im jüngeren Titurel, der (das ganze Gedicht) sich für ein Werk Wolframs ausgibt, sagt die Aventiure an drei verschiedenen Stellen 'Friunt von Blîenvelden', Püterich 'Wolfram der hôchbekant, — ich mein von Eschenbach und Pleienfelden'. Pleinfeld, Markt an der schwäbischen Rezat, drei Meilen von Eschenbach. Wäre dem jüngeren Titurel ganz zu trauen, so müsste man etwa annehmen, dass W., vermutlich durch Dienstmannschaft einem in beiden Orten angesessenen Geschlechte angehörte. Es lässt sich aber nur folgern, dass der Dichter des jüngeren Titurel wusste, dass W. aus jenem Eschenbach war. Hiermit stimmen örtliche Anspielungen Ws.: P. 227, 13 werden Ritterspiele auf dem Anger zu Abenberg erwähnt. Dies ist die Burg Abenberg (Klein-Amberg) bei der Stadt Abenberg, zwischen Spalt und Schwabach, etwa zwei Meilen von Eschenbach, Sitz der Grafen von Abenberg, die in dieser Gegend ansehnliche Bezitzungen hatten. Ohne Zweifel ist in der Nähe auch Wildenberg zu suchen, P. 230, 13 hie ze Wildenberc: Es ist mir noch nicht gelungen es aufzufinden (bei v. d. Hagen Irrthümer) [1]). Wh. 426, 29 sölhe sarwât, der man ûf dem Sande wênic hât: Pleinfeld liegt in der Gegend, die noch jetzt der Sand heisst. P. 184, 24 ein Trühendingaer phanne mit kraphen: Die Krapfen, oder wie man sie jetzt nennt, Klösse von Wassertrühdingen, in Fleischbrühe oder Milchrahm aufgekochte Eierkuchen sind noch jetzt berühmt: die Stadt Wassertrühdingen liegt drei Meilen von Eschenbach. Wh. 295, 16

[1]) Am Rande hat Haupt notirt: Wildenberg M. B [?]. 16, 219. In der Gegend von Abensperg.

ze Nördeling kein dehsschît (Werkzeug zum Brechen des Flachses): Nördlingen drei Meilen von Wassertrühdingen, sechs von Eschenbach. P. 409, 8. Fastnachtskämpfe der koufwîp ze Tolenstein: Dollnstein, Markt an der Altmühl, nicht weit von Eichstätt, ungefähr sechs Meilen von Eschenbach.

Das Eschenbach, von dem der Dichter den Namen hat, ist also unzweifelhaft das im Landgerichte Heilsbronn. Nun liegt dies aber im fränkischen Nordgau. Wenn also Wolfram P. 121, 7 sich zu den Baiern rechnet, so folgt er einem ungenauen Sprachgebrauche. (Verkehrte Bemerkungen bei Rückert zum welschen Gast p. 498: er scheint nicht ordentlich zu wissen, welches Eschenbach das wolframische ist).

Armut. Wolfram war verheiratet. Titurel 18, Lieder 6, 1. Willehalm 33, 4. Er war kein reicher Ritter. Daraus erklärt sich, dass er nie als Zeuge in Urkunden[1]) gefunden wird. Er besass wohl eine Burg, aber er scherzt mehrmals über seine Armut, P. 184, 27 ff. 242, 27 ff. 735, 9. Aber die Stelle vom Schildesamt P. 115, 11 lehrt, dass er nicht etwa, wie z. B. sein Zeitgenosse, Herr Walther von der Vogelweide, ein fahrendes Leben führte und durch seine Dichtkunst sich erhielt.

Geburt und Tod. Wolframs Geburtsjahr ist unbekannt. Aber da er seinen Parzival, den er bald nach dem Anfange des 13. Jahrhunderts begann, offenbar in reifer Manneskraft dichtete, so werden wir seine Geburtszeit um 1170 ansetzen müssen. — Unbekannt ist auch sein Todesjahr. Aber den Willehalm, über dem er starb, hat er nach dem Tode des Landgrafen Hermann von Thüringen begonnen, d. i. nicht nach dem April 1215, wie Lachmann nach einer ehedem hergebrachten Meinung annimmt (p. XIX), sondern Hermann starb zu Ende des Jahres 1216; s. meine Anmerkung zu Walther von der Vogelweide 11, 6. Er wird um 1220 gestorben sein.

Wappen. Begraben liegt er in der Frauenkirche zu Eschenbach. Püterich von Reichertshausen ritt dorthin, um das Grab des Dichters zu besuchen und fand darauf seinen Wappenschild und eine Inschrift ohne Angabe des

---

[1]) Die angeführte Stelle ist ein Commentar zu Scherers Worten im Nekrologe: „Die ältere deutsche Litteraturgeschichte und die Erklärung unserer alten Dichter verdanken Haupt eine grosse Masse von Thatsachen, die er feststellte. Die Minnesänger waren zum grossen Theil Privatpersonen ohne öffentliche Stellung, die Chroniken melden nichts von ihnen, blos in Urkunden finden wir sie als Aussteller oder Zeugen: kein neu erscheinendes Urkundenbuch daher, welches Haupt nicht auf altdeutsche Dichter hin durchsuchte. Topographien las er mit der grössten Passion; in Niederösterreich z. B. kannte er jedes Dorf; denn er hatte die Gedichte des Ritters Neidhart von Reuenthal herausgegeben, in denen zahlreiche niederösterreichischen Localitäten erwähnt werden; um diese nachzuweisen, waren die ausgedehntesten Localstudien nöthig."

Todesjahres. Jetzt ist das Denkmal verschwunden. Das Wappen zeigte einen Topf und einen Busch auf dem Helme. In einer Münchner genealogischen Hs. ist Ws. Wappen abgebildet und daraus von Schmeller bekannt gemacht worden. Ein rother Topf in gelbem Felde, derselbe Topf auf dem Helme, darauf ein Blumenbusch. Dieses Wappen stimmt nicht zu dem der Pariser Liederhs. (zwei weisse Messer in rothem Schilde); aber die Wappenbilder dieser Hs. sind unzuverlässig. Neben dem Münchner Bilde 'Franck', darüber 'Wolfram freyher von eschenbach Laien mund nie basz gesprach'. 'Freiherr' ist willkürliche und auf das 13. Jahrh. nicht anwendbare Bezeichnung, das Lob seit Ws. Zeit sprichwörtlich. Wirnt von Grafenberg Wig. 6343 ff.: her Wolfram, ein wîse man von Eschenbach. sîn herz was ganzer sinne ein dach, leien munt nie baz gesprach'.

Im Lohengrin p. 2: 'man saget von dem von Eschenbach und gît im prîs daz leijen munt nie baz gesprach'.

Zeit in Eisenach.

Eine vielleicht bedeutende Zeit seines Lebens brachte W., wie es scheint am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen zu Eisenach zu. (Einige Sprachformen deuten auf Angewöhnung durch längeren Aufenthalt, besonders die für der.) Der Parzival scheint zum Theil in Eisenach verfasst zu sein. P. 297, 16 über das Leben am Thüringer Hofe. 379, 18 die Erfurter Weingärten (Belagerung nach Pfingsten 1203). 639, 11 neue Tänze aus Thüringen. Durch Hermann erhielt W. das französische Werk, nach dem er seinen Willehalm dichtete. Wh. 3, 8. Wh. 407, 22 ff. redet er von ihm als von einem Verstorbenen.

Wolframs Dichterruhm und dass er wirklich zu Eisenach sich aufgehalten hat, ist Anlass gewesen, dass ihn die Sage von dem Sängerkrieg auf der Wartburg (1206/8) in dem Wettstreite auftreten lässt. Diese Sage ist aber durchaus ungeschichtlich, und das Gedicht von dem Sängerkriege auf der Wartburg mit seinen Fabeleien und schwülstigen Gedanken kann über W. nicht das Mindeste lehren. (Nach ihm hat W. zu Mansfeld von einem Grafen von Henneberg die Ritterschaft erhalten. Fabelei.)

Nicht gelehrt.

W. war nicht gelêret. Er konnte nicht lesen. P. 115, 27. Wh. 2, 19. In der letzten Stelle noch mehr als in der ersten spricht sich das Selbstgefühl des Dichters aus, der sich in seiner Geisteskraft der Stütze des Lesens und Schreibens unbedürftig fühlte. W. sprach französisch. Wh. 237, 5. (Oertliche Bekanntschaft mit Frankreich zeigt sich nicht: wo er also sein Französisch gelernt hat, wissen wir nicht). Er liess sich also die französischen Gedichte, die er umbildete, vorlesen. Wären nun seine Werke blosse Uebersetzungen, so würde bei ihrem grossen Umfange schon dies unser Staunen erregen. Aber des 'ungelêreten' Dichters Geisteskraft, die

Helligkeit seines Verstandes, sein treues Gedächtniss, die Liebe, mit der er sich in seinen Stoff versenkt, sind bewunderungswürdig, da er den überlieferten Stoff mit freier Individualität bearbeitet, wirre Sagen zu geistigem Zusammenhange, zur Einheit eines epischen Grundgedankens [1]) bringt, seines Werkes, nie irrend, nie oberflächlich, Meister bleibt."

An Litteratur stellte Haupt Folgendes zusammen: „J. G. Büsching, Wolfram von Eschenbach, sein Leben und seine Werke, Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst I (1809), zum Glück unvollendet. — F. H. von der Hagen, Minnesinger 4, 192 f. — San Marte (Alb. Schulz) Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Magdeburg 1841. — J. A. Schmeller, über Ws. v. E. Heimat, Grab und Wappen, Abhandlungen der philos. philol. Classe der Baierischen Academie der Wissenschaften (1837) Bd. II, p. 189 ff. — K. Simrock [2]), Uebersetzung des Parzival und Titurel (Stuttgart 1842) I, 473 ff."

Darauf sprach Haupt über Wolfram's Werke, und zwar 1. über die Lieder, 2. über den

Parzival [3]).

---

[1]) Am Anfang der Interpretation praecisirte H. diesen epischen Grundgedanken also: „Der epische Grundgedanke des Wolframischen Parzivals beruht auf dem Gegensatze des Treue gegen Gott und der Beständigkeit, und des Zweifels und der Verzweiflung. In gedankenloser Jugend verfehlt Parzival das ihm bestimmte Glück; erst nachdem er die Verzweiflung darüber überwunden hat, wird er in des Treue gegen Gott und sein Weib des höchsten Glückes würdig erfunden". In der Recension von 1835 schon sprach er es aus: „Den Grundgedanken des Parzival hat zuerst Lachmann in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh. mit wenigen Worten ausgesprochen, die Alles an Wahrheit und Tiefe übertreffen, was seitdem darüber gesagt worden ist". (Vgl. jetzt Lachmanns Kl. Schriften zu d. Ph. p. 160, eben da p. 480—518 seine Abhandlung über den Eingang des Parzival.) Mein Freund Hinrichs hat eine ungedruckte Rede Lachmanns (1819) zum Drucke vorbereitet, in welcher dieser ganz ausführlich den Inhalt des Parzival darlegt. Sie erscheint in Steinmeyers Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur. Jahrgang V (1879), Heft II oder III.

[2]) Haupts folgende Auseinandersetzung enthält eine Polemik gegen Simrock, welcher für Wolfram eine grössere Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, besonders in der Hineinziehung deutscher Elemente. Gegen Haupt vertheidigt sich Simrock in der fünften Auflage seiner Uebersetzung (1876) p. 349 f. Ebenda spricht Simrock auch gegen Bartsch. Haupts Nachweisung steirischer Ortsnamen nimmt Simrock p. 373 an, verwahrt sich jedoch gegen die Folgerung, dass schon Ws. Quelle diese Namen gehabt hätte.

[3]) Ich gebe Haupt's Auseinandersetzungen über den Parzival, besonders um das Bild auch nach der Seite der deutschen Philologie hin abzurunden. In ihrer durchsichtigen Klarheit werden die Mittheilungen auch für die Interesse haben, denen die Facta nicht neu sind: in Weiterführung oder Widerlegung durch Andere werden sie der Sache nützen.

„Zeit der Abfassung. — Im 3. Buche 143, 29 gedenkt W. des Erecs von Hartmann von Aue, der schon vor 1197 gedichtet ward. Im 5. Buche 253, 10 wird auf den um einige Jahre jüngeren Iwein Hartmann's angespielt. Das 7. Buch (379, 18) gedenkt der noch sichtbaren Verwüstung der Erfurter Weingärten: dies bezieht sich auf die Belagerung nach Pfingsten 1203; König Philipp ward da vom Landgrafen Hermann, der bis zum 17. September 1204 auf der Seite des Gegenkönigs Otto's des IV. stand, neun Tage lang belagert. Also wird das 7. Buch nicht lange nach 1204 gedichtet sein; aber doch nach 1204 oder wenigstens nach dem Herbste des Jahres 1204. Denn im sechsten Buche 297, 25 wird ein von Walther von der Vogelweide am Hofe des Landgrafen Hermann gesungenes Lied (Guoten tac, boes unde guot) erwähnt: aber vor Hermann's Unterwerfung unter König Philipp (17. Septbr. 1204) ging Walther, der dem König Philipp treu anhing, gewiss nicht an Hermann's Hof: Lachm. zu Walth. 20, 4, Wenn im 13. Buche 639, 11 die neuen Tänze aus Thüringen auf Walther's noch dauernden Aufenthalt bei dem Landgrafen Hermann deuten, so kann es spätestens 1211 gedichtet sein: Lachm. zu Walth. 20, 4. Wann das grosse Gedicht mit dem 16. Buche vollendet ward, lässt sich genau nicht bestimmen. Zeit der Abfassung.

Der P. ward von W. nicht auf einmal, sondern nach und nach bekannt gemacht. Zwischen das 2. und 3. Buch hat er eine Stelle eingeschaltet (114,5—116,3), in der er sich gegen den Vorwurf, die Weiber getadelt zu haben, verteidigt. Der Anfang des 3. Buches hatte Anstoss gegeben 116, 5 ff. 22 ff. Zugleich entschuldigt er sich, dass er Scheltlieder, verlorene, gegen eine Ungetreue gesungen habe. Es ist also klar, dass dieses nach dem 2. Buche eingeschaltete Stück schon das Bekanntsein des dritten Buches voraussetzt. — Das 15. Buch nimmt nach einer Unterbrechung vielleicht von mehreren Jahren die Erzählung wieder auf 734, 1 Vil liute des hât verdrozzen u. s. w. Im 16. Buche enthält der 798ste, vielleicht später eingeschobene Abschnitt die Berichtigung einer früheren, ketzerischen Stelle: der Einsiedler Trevrizent lässt im 9. Buche 471, 23 ff. es unentschieden, ob nicht etwa Gott die abgefallenen Engel (den Lucifer und seine Gesellen) doch wieder zu Gnaden angenommen habe. Hier im 16. Buche nimmt Trevrizent das zurück, die abgefallenen Geister sind ewiglich verloren. Die Zurücknahme ist sehr geflissentlich gehalten, und es wird nicht klar, warum Tr. denn früher anders geredet. Ganz offenbar hatte, wie Lachmann (über den Eingang des P.) gesehen hat, ein geistlicher Mann den Dichter zur Zurücknahme der Irrlehre bewogen. (Ueberhaupt scheint W. einige Ansichten gehegt zu haben, die von der kirchlichen Lehre abwichen. Nirgend findet sich bei ihm eine Spur von der Verehrung der Jungfrau Maria, deren der jüngere Titurel voll ist: Allmähliche Entstehung. Kirchliche Ansichten.

Lachmann zu Walther 88, 20. W. hegt eine sehr milde Gesinnung gegen die Heiden, deren unbedingte Verdammung Wh. 307, 25 ff. er leugnet. Er ist auch in diesen religiösen Ansichten individuell). Wirnt von Grafenberg in seinem Wigalois 6325 ff. kennt das 3. Buch des P., sichtlich noch nicht das 6.: Lachm. Vorr. s. XIX. Aus dem 3. Buche 168, 9 — 12 abgeschrieben im Wig. 10545—48. Höchstens hatte Wirnt ganz zu Ende 115—69 das 5. Buch (224, 12) schon vor Augen: Lachm. zum Iwein s. 786. Gottfried im Tristan 4636 ff. spielt nur auf das 1. Buch an. In der Sammlung der Nibelungenlieder (um 1210) 353, 2 ist das Land Zazamanc [1]) aus dem 1. Buche des P.: Lachm. zu den Nib. p. 1, Wh. Grimm, deutsche Heldensage 65.

30 Zeilen. Vom 5. Buche an dichtete W. seinen P. (wie später den Wh.) in Abschnitten von 30 Zeilen: Lachm. IX und zu P. 125. Gelernt hatte er diese Einrichtung (die keinen mystischen Grund hat) vielleicht aus dem Iwein, der gerade im 5. Buche erwähnt wird: ob der Erec diese Einrichtung hatte, lässt sich nicht bestimmen. Vom 5. Buche an hat W. eine durch 30 theilbare Verssumme gegeben. Dieselbe Theilbarkeit ist für die vier ersten Bücher im Ganzen durchgesetzt, ohne Zweifel durch Zusätze oder Auslassungen nach dem ersten Erscheinen. Jenes nach dem 2ten Buche eingeschaltete Stück ist verfasst, nachdem sich der Dichter diese Einrichtung vorgesetzt hatte.

Wolfram's Quellen [2]).

Kyot. W. hatte ein Gedicht, wie er sagt, eines Provenzalen Kyot (Guyot), dem er folgte 827, 1 ff., vergl. 416, 20. 431, 2. 453, 2 ff., 455, 2 ff., 776, 10. Man hat bei diesem Provenzalen Kyot an den nordfranzösischen Dichter Guiot von Provins gedacht. Provins Stadt in Brie, Prôvîs bei W. Wh. 437, 11. Guiot von Provins, im letzten Drittel des 12. Jahrh. war ein satirisch-didaktischer Dichter (la bible Guiot bei Méon contes et fabliaux 2, 307 ff.), aber auch Liederdichter, Wh. Wackernagel altfr. Lieder und Leiche p. 191. Lachmann lehnte jeden Gedanken an diesen Guiot von Provins ab, er bezog den Namen le chanteur, den W. ihm P. 416, 21 gibt, auf die Form seines verlornen P.; wenn W. nicht irre: in langen Versen (Uhland in Fouqués Musen 1812, 3, 59 ff. Ferd. Wolf Lais,

[1]) Vgl. Lachmann an Wh. Grimm bei Zacher. Ztschr. f. d. Ph. II, 197.

[2]) Nach der Zeit von Haupts Auseinandersetzung hat besonders Zarncke in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 3, 304 ff. über die Sage vom Gral gehandelt, und nach ihm Birch-Hirschfeld in seinem Buche (1877): Die Sage vom Gral, ihre Entwicklung und dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland im 12. und 13. Jahrhundert. Beide suchen nachzuweisen, dass der Provenzale Kyot eine Fiction Wolframs sei.

Sequenzen und Leiche. Heidelb. 1841). Lachm. Vorr. XXIII. Aber die Annahme langer Verse bei einem Gedichte dieses Stoffes ist sehr unwahrscheinlich, ebenso unwahrscheinlich, dass ein Provenzale französisch gedichtet habe; und so hegte Lachmann, wie ich weiss, später eine andere Vermutung. Er nahm an, dass das Gedicht in kurzen Verspaaren gewesen sei, Guiot nicht der Verfasser (sonst passte le chanteur nicht), sondern nur Bezug auf ihn darin. — Das Gedicht war, wie die Namensformen zeigen, ohne allen Zweifel nicht Provenzalisch, sondern Französisch; es lehrt dies Ws. eigenes Zeugniss P. 416, 28. Wackernagel fasst le chanteur als Bezeichnung Guiots als Liederdichter, und den Guiot von Provins, nach der von Lachmann verworfenen Meinung, als den Verfasser des von W. umgebildeten Parzival. Dies ist die einfachste Meinung und, glaube ich, die richtige. Man muss dann annehmen, dass W. ihn irrig einen Provenzalen nannte, Provins mit Provence verwechselnd. Dies ist aber nichts unwahrscheinliches: im Wh., wo wir französische Texte vergleichen können, lassen sich mehrere Missverständnisse französischer Ausdrücke nachweisen. Simrock meint, Guiots Werk könne provenzalisch gewesen, aber von W. in einer französischen Uebersetzung benutzt worden sein. Luftiger Einfall. Der Verlust oder die Verborgenheit des Gedichtes von Guiot ist ein Haupthinderniss der Erforschung der Sage. Hätten wir es, so würde Ws. Verdienst sich noch heller zeigen, als es uns schon jetzt entgegenleuchtet.

Chrétien de Troyes.

Erhalten ist der Perceval des Chrétien de Troyes, wie er ihn selbst nennt li contes del graal. (Wh. Holland. Chrestien von Troies, eine literaturgeschichtliche Untersuchung. Tüb. 1854). Chrestiens Geburtsjahr und Todesjahr sind unbekannt; dass er 1190 oder 1191 gestorben sei, wie man annimmt, ist unerweislich: aber in den 90er Jahren des 12. Jahrh. scheint er gestorben zu sein; nicht wie Wack. nach Fauriel annimmt in den 70ern. Dies umfängliche Gedicht (in den kurzen, viertaktigen Versen der contes) des fruchtbarsten französischen Erzählers ist in vielen Hs. erhalten. Noch nicht[1]) gedruckt, ungenügender Auszug des Inhalts von Ginguené in der hist. litt. de la France 15, 246 – 252. S. Marte, die Arthursage. Quedl. 1842. Th. de la Villemarqué, contes populaires des anciens Bretons 1, 182—190. Christians Werk unterbrach der Tod. Fortgesetzt von Gautiers de Denet, vollendet von zwei Dichtern Gerbers und Manessier: Lachm. Vorr. XX. ff. Holland. — Christian kürzte die Geschichte des Parzival ab, Lachm. XXI. Ob das Gedicht Kyots oder das Christians das ältere war, lässt sich aus der Stelle, wo W. am Schlusse des P., 827, 1 ff. Christians gedenkt, nicht erkennen. Lachmann XXIII. (I. Ausg.) verstand einen von Guyot gegen Christian wirklich ausgesprochenen Tadel, später änderte er 'vorgeworfen

[1]) Veröffentlicht 1866—1871 von Ch. Potvin: Perceval le Gallois ou le conte du Graal. 6 vols. (Theil 2 u. 4).

ward' vorsichtig in 'vorzuwerfen war'. Jene Erklärung ist an sich die einfachste: Guyots Gedicht wäre also das jüngere gewesen. Dieselbe Meinung hat Wackernagel altfr. Lieder und Leiche p. 191, besonders weil W. lange Stellen hindurch mit Christian übereinstimme: Guyots Werk also, an das W. sich zu halten behaupte, müsse eine Umarbeitung des Gedichtes von Christian gewesen sein. Das ist ein vorschneller Schluss. Hartmanns Erec stimmt noch viel auffallender mit dem Erec des Chr. von Troyes, und ist doch nicht nach diesem verfasst, und Chr. im Eingange des Erec erwähnt älterer Poesie dieses Inhalts: er habe die Erzählung wieder in Ordnung gebracht; ebenso kann Chr. das ältere Gedicht Guyots umgearbeitet haben. Ws. Worte aber vertragen diese Deutung: 'Guyot möchte wohl, hätte wohl Ursache, sich über das Unrecht zu beklagen, das Chr. der Sage angethan hat.' Ich halte diese Erklärung, der auch Simrock 1, 481 folgt, für die richtige, denn 1) nach Chr. Tode die Fortsetzung seiner Arbeit durch drei Dichter. Zwischen dieser und Wolframs Parzival ist schwerlich Raum für Guyot. 2) Von Chr. wissen wir aus dem Erec, dass er ältere Gedichte umarbeitete, von Guyot wissen wir es nicht. Ist diese Erklärung richtig, so hat W. also auch Chr. Gedicht gekannt. (Dass Chr. seinen P. aus einer anderen Bearbeitung offenbar abgekürzt hat, zeigen Anspielungen bei Heinrich von Türlin in der Krone, Lachm. Vorr. XXI. ff. über die Eing. des P., Beilage II. (1835). Vielleicht der P., aus dem S. Marte p. 400, 455—458 Proben und Kapitelüberschriften nach einer Pariser Hs. gibt. Also Bearbeiter war Chr. auch hier.)

Wolfram.

Aus dem was wir von Chr. Gedichte kennen, und für den Inhalt genügt die Prosa, ergibt sich, verglichen mit der Darstellung der W. folgte, Verflachung der Fabeln und hier und da märchenhaftere Erweiterung. W. hielt sich an Guyots Werk, das ihm (wenn er beide kannte) strengere Ueberlieferung und sinnigere Auffassung der Sage zu enthalten schien; aber wir dürfen uns ihn nicht etwa als einen Uebersetzer denken. Seine scharf ausgeprägte Individualität (die in allen seinen Werken gleich ist) herrscht mit solcher Entschiedenheit, dass er offenbar nur dem Stoffe treu bleibt, nicht bis in das Einzelne den Worten des französischen Gedichtes. Dem Stoffe freilich ohne Zweifel bis in die einzelnen Situationen, nicht bloss im Ganzen und Grossen. Wahrhaftigkeit, d. h. treues Festhalten der Ueberlieferung, galt damals für die erste Tugend eines Erzählers. Ueber Ws. selbstständiges Verdienst Lachm. XXIV f. Nach Lachmann folgte der Verfasser des jüngeren Titurel demselben Werke Guyots; Wolfram schied aus, was er für den Titurel bestimmte und was ihm die Sage von Parzival und den epischen Grundgedanken, den er in ihr erblickte, durch störende Mannigfaltigkeit zu überhäufen und zu verdunkeln schien. Auch

Christian von Troyes hat die Sage von Parzival für sich behandelt, aber ganz ohne den Tiefsinn, mit dem W. der Sage Einheit des Gedankens verlieh.

Quellen und Bestandtheile der Sage.

P. 416, 25 heisst es, Kyot habe 'diese Aventiure' heidnisch geschrieben gesehen und sie französisch nacherzählt. Genauer wird dies bestimmt 453, 11 ff. Flegetanis, ein Heide vaterhalb, von der Mutter ein Jude aus Salomons Geschlechte, schrieb zuerst vom Grale. Er war ein Astronom und las in den Gestirnen den Namen des Grales und dass eine Schar ihn auf Erden in der Hut von Christen gelassen habe, selbst aber hoch über die Sterne hinauf gefahren sei. Diese Erzählung des Flegetanis fand Kyot in Toledo in heidnischer (d. i. arabischer) Schrift. Mehr als diese Kunde von der Herkunft des Grales scheint Kyots Gedicht dem Flegetanis nicht zugeschrieben zu haben. Es heisst weiter, Kyot suchte in lateinischen Büchern ein Volk, das des Grales würdig gewesen wäre. Er suchte vergebens in den Chroniken von Bretagne, Frankreich, Irland. In Anjou fand er das Rechte, von Mazadan und seinem Geschlechte bis auf Gahmuret (Ps. Vater), und andererseits von den Herren des Grales, Titurel, Frimurtel, Anfortas, dessen Schwester Herzeloide dem Gahmuret den P. gebar, der dann König über den Gral ward. — Die ganze Erzählung von Flegetanis, die W. sicherlich ganz getreu aus Kyots Gedichte genommen hat, ist wunderlich und abenteuerlich. Ehe aber einmal Kyots Gedicht wieder entdeckt wird, müssen wir uns vor unbedingtem Absprechen über die Wunderlichkeiten hüten. Den Namen Flegetanis leitet Görres Lohengrin Einl. p. VI. f. aus einem arabischen Felekdanat, Himmelskundiger her. Ist diese Herleitung triftig, worüber ich nicht urtheilen kann, so beweist sie noch nichts anderes, als dass Guyot etwas Arabisches vernommen hatte. Guyots Nachricht kann, ja sie scheint erfunden zu sein, um das Geheimnissvolle des Grales noch wunderbarer zu machen, wie Toledo im Mittelalter als Sitz geheimer Wissenschaften berühmt war. Aber geradezu unmöglich ist es nicht, dass Guyot wirklich ein arabisches Buch mit einer solchen Erzählung kannte. Der Gral (um hier bei dem Allgemeinsten zu bleiben) ist eine wunderbare Schüssel, die jedem ihrer Hüter und Diener die Nahrung bietet, deren er begehrt. Es ist ursprünglich derselbe mythische Gedanke, der auch in dem Märchen vom Tischchen deck dich erscheint. In dem Mythus vom Horn der Amaltheia 2, 75 *τοῦτο δέ, ὡς Φερεκύδης λέγει, δύναμιν ἔσχε τοιαύτην ὥστε βρωτὸν ἢ ποτὸν ὅτερ εὔξαιτό τις παρέχειν ἄφθονον*, vergl. Heyne. Aber allerdings kann auch das Morgenland eine solche Vorstellung gekannt haben. Wie der Gral von einer himmlischen Schaar auf die Erde gebracht sein

Flegetanis.

Der Gral.

soll, so ist nach der muhammedanischen Sage der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka einer der Edelsteine des Paradieses, der mit Adam zugleich auf die Erde fiel. Möglich also, dass vom Grale etwas in einem arabischen Buche stand. Aber ein sicherer Schluss ist aus jener Stelle des P. aus Guyot nicht möglich, und Berufungen auf erdichtete Quellen sind in mittelalterlichen Gedichten nicht unerhört. Auch bleiben wir, wie es mit jenem arabischen Buche stehen mag, damit über die Sage vom Parzival noch ganz ohne Auskunft.

Chronik von Anjou.

Von Parzivals Ahnen und von den Hütern des Grales wollte Guyot in der Chronik von Anjou gelesen haben. Hierin schlechthin eine Erdichtung (erlogene Quelle) anzunehmen, sind wir nicht berechtigt. Es gibt mehrere Beispiele von lateinischer Aufzeichnung von (selbst volksmässigen) Sagen. (Die Chronik des sog. Turpins gegen das Ende des 11. Jahrh. verfasst, ist eine Sammlung karlingischer Sagen nach Volksgedichten. Die Cat. Chronik des Gottfried von Monmuth, aus der Mitte des 12. Jahrh., ist zum Theil eine Sammlung der bretonischen Sagen von Artus.) Schwerlich aber wird Guyot aus der lateinischen Quelle allein geschöpft haben; die Ueberlieferung floss gewiss noch lebendiger, und Chroniken sind nicht so reich an Einzelnem, wie die Erzählung vom Parzival.

Bretagnische Lieder.

Parzivals Jugendgeschichte ist voll märchenhafter Züge, deren weite Verbreitung sich aus Sagen und Märchen verschiedener Völker nachweisen lässt. Ps. kindische, dumpfe Einfalt, aus der er allmählich zur Klarheit und Heldenherrlichkeit erwacht, ist eine sehr verbreitete, sagenhafte Vorstellung. Ps. Jugendgeschichte ist eine Variation des bei vielen Völkern lebenden Däumlingsmärchens. Wie dieses Märchen oder diese Sage mit der Gralssage und mit den Sagen von den Königen von Anjou und der Königin von Britannien in Verbindung gebracht worden, lässt sich nicht erforschen. Es gibt bretagnische Volkslieder von dem Helden Morvan lez Breiz († 818) die von der Jugend des Helden dasselbe erzählen, was von Parzival erzählt wird. Morvan wird von seiner Mutter in einsamer Abgeschiedenheit erzogen; er trifft auf einen Ritter, den er für einen Engel hält; er kann der Begierde selbst ein Ritter zu werden, nicht widerstehen, zieht aus auf Abenteuer und kehrt als berühmter Held nach zehn Jahren zurück, während deren seine Mutter gestorben ist. Baizaz-breiz, chants populaires de la Bretagne, recoucillis et publiés par Th. H. de la Villemarqué (4. Ausg. 1846) 1, 127 ff. Keller und Seckendorf Volkslieder aus der Br. (Tübingen 1841) p. 68 ff. Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (dem Holland blindlings folgt) sieht in diesen Liedern den ursprünglichen Kern der Sage (mit hoffährtigen Bemerkungen über die deutschen Sagenforscher). Aber diese Lieder sind,

wie ihm selbst nicht entgeht, frühestens aus dem 14. Jahrh., und es fragt sich gar sehr, ob nicht Ps. Jugendgeschichte auf jenen Morvan übertragen ist.

Mabinogi.

Sicherer noch ist es, dass die echte Quelle der Sage von P. nicht gesucht werden darf in einem wallisischem Mabinogi (The mabinogion from the Clyfr Coch o Hergest and other ancient welsh manuscripts, by Lady Charlotte Guest (Lond. 1839). Peredur ab Efrawc p. 235 ff. In mehreren Hss. des 14. Jahrh. Die Geschichte des Peredur ist im Ganzen und Grossen die Sage von Parzival, aber versetzt mit anderen Elementen. Deutscher Auszug bei S. Marte, Leben und Dichten W.'s. 2, 387 ff. Die Arthurssage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest (Quedl. 1842), franz. bei Villemarqué contes populaires des anciens Bretons 2,133 ff. Aber es ist höchst unwahrscheinlich, dass dieses wälsche Mabinogi die ursprüngliche echte Quelle des P. enthalte. Das Mabinogi ist schwerlich viel älter als seine schriftliche Aufzeichnung gegen das Ende des 14. Jahrh., es ist künstlich und überladen, setzt das ausgebildete Ritterthum so deutlich (wie andere dieser Mabinogion) voraus, dass es unmöglich reine, alte keltische Sage enthalten kann. Mit Recht hat Simrock 1,491 ff. gegen die Ursprünglichkeit dieses Mabinogi Einspruch erhoben, und triftig scheint seine Annahme, dass der Verfasser dieses wälschen Mabinogi die Erzählung Guyots oder eines Vorgängers oder Nachfolgers benutzte, sie umbildete, die romanischen Namen in keltische (welsche) verwandelte (um den fremden Ursprung zu verstecken), zum Theil auch verschwieg und eine Menge wirrer Abenteuer hinzufügte, den Gral aber (eben weil er sogleich den fremden Ursprung hätte erkennen lassen) wegliess.

Artus.

Allerdings, mit der keltischen Artussage ist die Sage vom Gral und Parzival bei Wolfr., also bei Guyot und auch bei Christian von Troyes verbunden (wie Peredur auch im Mabinogi zu Artus kommt). Wenn Artus geschichtlich ist, so war er höchstens ein kleiner König der Britten. Aber wenigstens schon im 10. Jahrh. war er ein bretonischer Held, mit seinen Helden von der bretonischen Poesie gefeiert, gewiss schon früher von den Barden. Wenigstens schon zu Anfange des 12. Jahrh. kamen Erzählungen von Artus und seiner Tafelrunde in romanische Gegenden. Der bretonische Sagenkreis des Artus ward der Hauptstoff der französ. höfischen Erzähler (Artus ein Mittelpunkt, wie Karl in den fr. chansons de geste und Dietrich in dem deutschen Sagenkreise). Lange vor Kyot waren Sagen von Artus in Frankreich bekannt und gewiss auch in Anjou, und auch in der Provence. Sagenkreise ziehen sich gegenseitig an. Die Verbindung des Artus mit der Sage vom Gral und von Parzival ist höchst wahrscheinlich nicht in keltischer Gegend, sondern in romanischer geschehen.

Wir müssen diesen britischen Bestandtheil (Artus und die Tafelrunde) ausscheiden und was übrig bleibt betrachten, die Sagen von dem Königsgeschlechte von Anjou und von dem Grale, ob wir vielleicht die Heimat der Sagen erkennen.

Gral romanisch.

1) Der Name des Grales ist romanisch. Ehedem die verschiedensten Deutungen (sanguis realis, regalis, weil Legende, von der der Parzival aber nichts weiss, den Gral mit der Schüssel identificirte, in der Joseph von Arimathia Christi Blut aufgefangen haben soll). Jetzt ist die Bedeutung des Wortes ganz sicher festgestellt. Graals, aus Gradalis, hiess im 13. Jahrh. eine breite, etwas tiefe Schüssel, in der mehrere Speisen reihenweise, gradatim, lagen, altfr. graal, greal, grasal, prov. grazal, catalonisch gresal. Noch im 17ten Jahrh. hiess in Südfrankreich eine Terrine un grazal oder une grazale. Ja noch jetzt sind in Südfrankreich grazal, grazau, grial, grau Gefässnamen. Mit Unrecht, scheint es, nimmt Diez etym. Wb. der romanischen Sprachen S. 648 auf jene Etymologie nicht Rücksicht. Helinand (Anfang des 13. Jahrh.): gradalis sive gradale Gallice dicitur scutella lata et aliquantulum profunda, in qua pretiosae dapes suo iure divitibus solent apponi, gradatim unus morsellus post alium in diversis ordinibus et dicitur vulgari nomine greal.

Provence.

2) In der Provence war die von Kyot behandelte Sage sehr bekannt. Fauriel de l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen âge. Par. 1832 (revue des deux mondes) hat Anspielungen auf Einzelnheiten gefunden (bei mehreren provenzalischen Dichtern), die gerade so bei Wolfram vorkommen, aber nicht bei Christian. Simrock bemerkt dabei mit Recht, dass daraus noch nicht auf Bekanntschaft mit Guyots Werk zu schliessen sei. Vielmehr mögen die Troubadoure aus einstimmender Sage oder aus Guyots Quelle geschöpft haben. Auf den Provenzalen Guyot ist daraus ein Schluss ganz unstatthaft.

Geogr. Namen.

3) Eine Anzahl geographischer Namen im P. ist noch nicht gedeutet, manche davon gewiss erfunden. Die Entfernungen sind oft sehr seltsam gehalten. P. wird in der Wüste Soltane erzogen: wo die liegt, wissen wir nicht, aber es scheint, dass sie im Süden zu denken ist (wenn sie auch erfunden sein mag). Von da reitet P. in ganz kurzer Zeit nach dem Walde Briziljan, und von diesem wissen wir, dass er in der Bretagne lag. Dann reitet P. nach Nantes. Von da, wieder in ganz kurzer Zeit, nach Graharz. Wo das liegt, wissen wir wieder nicht, aber, wenn es auch erfunden sein mag, es scheint in der Dauphiné zu denken. Gurnemanz von Graharz ist Schionatulanders Grossvater, und dieser heisst in Ws. Titurel der grâharzois und der junge talfîn ûz Grâswaldân, d. i. die Landschaft Graisivaudan in der Dauphinée. In diesen und ähnlichen Widersprüchen der Erzählung gegen die wirkliche Entfernung der Orte von

einander ist sichtlich die Vereinigung der Sagen von P. und vom Gral mit der ursprünglich ihr fremden bretonischen von Artus. Bretonische oder in Nordfrankreich entstandene Sage hätte so nicht gedichtet. Die Artussage ist an eine südliche angerückt.

Südfrankreich.

4) Britische (bretagnische) und benachbarte nordfranzösische Oertlichkeiten kommen im P. allerdings vor in nicht geringer Anzahl, aber ohne allen Zweifel erst in Folge der Aufnahme bretonisches Sagenstoffes (Artus). Das eigentliche Gebiet der Sage ist das südliche Frankreich. P. stammt durch seinen Vater Gahmuret aus dem Königsgeschlechte von Anjou (an Anjou grenzt südlich Poitou). Dies ist durchaus fabelhaft: Könige hat es in der Grafschaft Anjou nie gegeben. Und wir werden sehen, dass, ganz wunderlich, der Name von Gahmurets Vater Gandin, dem Könige von Anjou, von einem Orte in der Steiermark abgeleitet und er selbst zur Steiermark in Beziehung gesetzt wird — Gahmurets Bruder Galoes leistet Minnedienst einer Königin von Averre (91, 23): das scheint Auvergne. Gahmuret aber wird durch seine Gemahlin Herzeloide König der beiden Königreiche Wâleis und Norgâls. Wenn diese Namen nicht ganz erdichtet sind, so muss man sie wohl mit Simrock auf Galizien und Nordgalizien deuten, oder vielleicht auf die Grafschaft (seit d. 15. Jahrh. Herzogthum) Valois in der Picardie. Aber das ist wohl zu weit nördlich. Und die Erzählungen des zweiten Buches führen darauf, Herzeloidens Länder jenseits der Pyrenäen zu suchen. Der Schauplatz des zweiten Buches ist zum Theil deutlich Spanien. Gahmuret sucht seinen Vetter, den spanischen König Kailet zu Toledo. Herzeloidens Schwester Schoisiane (sie sind Töchter des Gralpflegers Frimurtel) war vermählt mit dem Herzog Kyot von Katelangen (d. i. deutlich Catalonien). Alles dies, und noch manches andere, führt uns nach dem Süden.

Orientalisches.

5) Hierzu kommen südspanische, maurische, orientalische Namen von Ländern und Orten, zum Theil entschieden fabelhaft. Aber dieses orientalische Element erklärt sich, scheint es, am leichtesten, wenn wir die Gestaltung der Sage im südlichen Frankreich suchen, in der Nachbarschaft Spaniens, wo die Christen und Araber sich berührten.

Spanien.

6) Hiermit stimmt eine gute Bemerkung von Görres in seiner Einleitung zum Lohengrin. In den Erzählungen vom Gral zeigt sich keine Spur von dem Hasse der Christen gegen die Muhammedaner und dieser gegen jene, wie er durch die Kreuzzüge angefacht wurde. Ueberall freundlicher Verkehr. Gahmuret kämpft im Dienst des Khalifen von Bagdad. Nach Görres deutet diese Toleranz auf Spanien, wo sie im grössten Umfang geübt ward. Wenigstens eine Einwirkung solcher Anschauungen werden wir annehmen dürfen.

7) Geradezu in Spanien dürfen wir aber die Gralssage nicht ent-

stehen lassen, wie z. B. Wackernagel und Fauriel thun. Ferd. Wolf bei Holland, über Chrétien von Troyes p. 208 ff. hat darauf aufmerksam gemacht, dass in altspanischen Gedichten und Büchern sich gar keine Spur der Gralssage finde, und dass sie vielmehr erst durch die französischen Prosaromane während des 15. Jahrh. scheine in Spanien bekannt worden zu sein. Die Historia de Perceval de Gaula, Sevilla 1526 ist (wie es heisst, ich kenne sie nicht), eine Uebersetzung der französischen Prosa. Dieses Nichtvorkommen des Grals und der ganzen Sage vom P. in spanischen Quellen des Mittelalters bewiese an sich nicht: denn von altspanischer Litteratur ist wenig erhalten: wenn sonst eine Nöthigung vorhanden wäre den Ursprung der Sage in Spanien zu suchen. Aber es genügt, ihre Heimat in der Nachbarschaft Spaniens, in Südfrankreich zu suchen. Dann, und dies ist das wichtigste, in dem Tempeleisenthume, der Ritterschaft des Grales, ist eine Einwirkung des Templerordens unverkennbar. Hierüber hat besonders Fauriel gute Bemerkungen. Der Orden entstand 1125 in Jerusalem zum Schutz der Pilger. Fratres militiae templi, weil König Balduin ihnen einen Theil des königlichen Palastes einräumte, der neben dem Tempel Salomons war und daher auch der Tempel genannt ward. Die ersten Templer waren Franzosen, und lange waren die meisten Templer in Palästina aus dem südlichen und westlichen Frankreich. Im südlichen Frankreich und nordöstlichen Spanien ward der Orden früh reich und mächtig, besonders in den Pyrenäen. Roger 3, Graf von Foix stiftete dort 1136 das erste Templerhaus in Europa. Bald waren viele dort. Ob im P. die Burg des Grals (Munsalvaesche) in den Pyrenäen gedacht ist, lässt sich nicht ausfinden, aber der Name deutet, wie es scheint, auf ein wildes Gebirge (m. salvage). Soviel aber ist sicher, die Gestalt, welche die Sage vom Grale und seiner geistlichen Ritterschaft in unsern Quellen hat, kann sie nicht erhalten haben vor der Ausbildung des Templerordens und seiner Geheimnisse. Und es hat die höchste Wahrscheinlichkeit, dass sie diese Gestalt in den Gegenden erhielt, welche die erste Stätte dieses Ordens in Europa waren. Ob das Tempeleisenthum der Gedichte nur ein Abbild des Tempelherrenordens, eine Anspielung darauf ist, wie es namentlich Fauriel fasst, oder ob wesentlichere Elemente geradezu dem Templerorden angehören, wie andere angenommen haben, das lässt sich nicht bestimmen. Von den Geheimlehren, die der Tempelorden bekanntlich hatte, wissen wir sehr wenig sicheres.

Tempeleisen.

Zu wenig festem und klarem Ergebnisse sind wir gelangt, es ist dies nicht anders möglich. Die Sage ist mannigfach verschlungen und vermehrt. Sie ist keine einfache Volkssage, die sich unschuldig fortbildet, sondern offenbar ist in ihr die Erdichtung sehr thätig gewesen. Und es mangelt uns gar zu sehr an Quellen der Erkenntniss. Mit ziemlicher

Nicht Volkssage.

Sicherheit dürfen wir das südliche, Spanien benachbarte Frankreich als die Heimat der Sage annehmen. Ob der Kern der Sage vom Gral orientalisch ist, von den Arabern in Spanien entlehnt, lässt sich nicht bestimmen. Es ist nicht unmöglich, aber ganz unerweislich, und Guyot's Berufung auf eine arabische Quelle erscheint vielmehr eine Erdichtung. Dass der Kern der Sage in alten keltisch-druidischen Ueberlieferungen liege, ist eine ganz unerweisliche, leere Vermutung. Einwirkung des Tempelherrenthums und seiner Geheimnisse, wenigstens seiner geistlichen Ritterschaft, ist sicher. Dies führt wiederum auf das südliche Frankreich. Auch mit dem Königsgeschlechte von Anjou kann sie dort ausgestattet sein. Hierzu traten Artus und seine Tafelrunde aus der bretonischen Sage, die im 12. Jahrh. früh auch nach Südfrankreich gedrungen war, vielleicht schon früher.

Namendeutung.

Ueber diese Behauptungen können wir beim jetzigen Stand der Sache, d. h. ehe nicht neue Quellen sich eröffnen, nicht hinausgehen. An luftigen Vermutungen hat man es nicht fehlen lassen. So wäre z. B. orientalischer Ursprung der Sage von P. fast erwiesen, wenn Görres Recht hätte, und in seiner Einleitung zum Lohengrin den Namen Parzivâl aus dem arabischen 'parseh fal', der reine oder arme Dumme (ob es dies wirklich heisst, mag dahin gestellt bleiben) richtig deutet. Der Name, so gefasst, würde für P. nach seiner Jugendgeschichte wohl passen. Aber der Name lässt sich wohl nur zufällig so deuten und das fabelhafte Königsgeschlecht von Anjou hat gewiss mit dem Orient und seiner Ueberlieferung nichts zu schaffen. Auch ist Deutung eines Namens dieser Sage aus dem Arabischen völlig unglaublich und an den vielen andern hat selbst Görres keinen Versuch gemacht. Sie sind, wie es scheint, erfunden und, wenn sie nicht wundersam entstellt sind, von Anfang an bedeutungslose, zum Theil auf seltsamen Klang berechnete. In W's. P. 140, 16 ist der Name Parzival aus dem Französischen gedeutet: Deiswâr du heizest Parzivâl. der nam ist 'rehte enmitten durch'. Also von percer, wobei W. vâl unberücksichtigt lässt. Heinrich von Türlin in seiner Krone deutet 6385 ff. beide Theile des Namens darauf, dass P. bei seiner Mutter im Walde lebte und den Bau des ausgerodeten Waldlandes beaufsichtigte, 'als sich sîn name diutet, wan parce sprichet durch, val ein tal oder vurch'. Das ist wahrscheinlich sein Einfall. In Chrestiens Gedichte oder vielmehr in der Fortsetzung desselben durch Gautiers de Denet steht (bl. 175. d. Hs. de l'arsenal 195 A.)

Parzival.

a droit as nom Perchevax,
car par vous est li vax perchiez.

Der Held eines späteren französischen Gedichtes trägt den Namen Perceforest, der dem so gedeuteten Namen P. wohl nachgebildet ist. Aber das sind Deutungen des bereits überlieferten Namens.

Haben wir schon in den Hauptbestandtheilen des Gedichtes von P., der Sage vom Gral, verbunden mit den Fabeln vom Königsgeschlecht von Anjou und der bretonischen Artussage, ein zum Theil räthselhaftes Sagengemisch erkannt, so mehren sich die Räthsel, wenn wir in Einzelheiten eine Beimischung nordischer und besonders deutscher Elemente finden.

Deutsche Namen.

In der Vorgeschichte des P., der Geschichte seines Vaters Gahmuret erscheinen Helden und Könige mit deutschen Namen, Nebenpersonen, nicht eigentliche Träger der Fabel: besonders ein König Fridebrant von Schotten und um ihn andere deutsche Namen, Îsenhart, Herlint, Hernant, Schiltunc, Hiutegêr. An sich wäre das Vorkommen deutscher Namen in einem französischen Gedichte nicht auffallend. Fränkische Namen bei den Franzosen, besonders den Edlen, in Menge. Aber dies erklärt nicht, dass hier eine ganze Reihe solcher Namen erscheint, in einer Sage, die sonst nur romanische oder erfundene wunderliches Klanges kennt. Und nicht bloss die Namen, einzelne Erscheinung, sind auffällig. Wir besitzen ein kleines Lehrgedicht aus dem 13. Jahrh. (M. S.), nicht aus der besten Zeit, wie J. Grimm meint, worin ein König Tirol von Schotten seinem Sohne Fridebrant Lehren ertheilt und ein kleines episches Bruchstück (J. Gr., Zeitschr. 1. 7 ff.), worin Tirol und Fridebrant erscheinen. Eine späte Meistersängerfabel (16. Jahrh.) erzählte, Wolfram habe von seinem Meister Fridebrant Bücher in Schottland erhalten. Diese Fabelei bedeutet gar nichts, und die Gedichte von Tirol und Fridebrant sind später als W.'s P., können also sehr wohl den Namen Fridebrant daher haben. Wichtiger ist dass in der Gudrun ein Frideschotten lant erscheint. Das gehört dort zu Norwegen (Erklärungsversuche des Namens, missliche, von J. Grimm, Zeitschr. 1, 8). Dies Fr. lant kann nicht aus dem Fridebrant von Schotten des P. hergenommen sein, erinnert aber an ihn und macht, dass man die Vermutung nicht abweisen kann, dass Fr. v. Sch. nicht ein rein erfundener Name ist, sondern aus einer Sage hier eingerückt. Dazu kommt noch anderes, Schiltunc, Fridebrant's Schwiegervater: Skiöld ist in der nordischen Mythologie ein Sohn Odhins, der ein Gott der Skônûngar (Einwohner von Schonen) heisst, ein Ahnherr der Dänen, Eponymus der Skiöldûngar: J. Gr., Myth. 341. In Fridebrants Heer sind P. 48, 29 helde von Gruonlanden, das ist, wie J. Gr. Ztschr. 1, 8 nachgewiesen hat, das Groenlandsfylki (Gebiet, Gau) der Landschaft Vik in Norwegen. Wie kommen diese nordischen Dinge in das französische Gedicht oder in diese südliche Sage? Sehr wohlfeil ist Simrock's Einfall, von dem allen habe in W.'s französischer Quelle nichts gestanden, das alles sei Zuthat W.'s; aber nicht das mindeste führt darauf, W. solche Willkür zuzutrauen, die durch keinen Anlass, durch gar nichts gerechtfertigt wäre und der Treue, mit der er

sonst sichtlich seiner Quelle folgt, gänzlich widerspräche. Völlig verfehlt ist eine Behauptung, die Wh. Müller 1843 vorgebracht hat. Er meint, die Sage, wie sie bei W. erscheint, müsse vor ihm schon eine Umbildung im nordöstlichen Deutschland, etwa am Niederrhein, erfahren haben. Dies erklärt nichts und es ist an sich verfehlt. Nicht die mindeste Spur eines deutschen Gedichts vom Gral oder vom P. vor Wolfram. Vor W.'s Gedicht war in Deutschland durchaus nichts von dieser Sage behandelt oder bekannt. Nur genannt wird Parzival unter den Rittern der Tafelrunde im Erec 1512 Parsevaus und Parcefâl von Glois (le Gaulois?) 1683. — Es ist nicht der mindeste Grund zu zweifeln, dass jene Namen schon in W.'s Quelle standen. In die französische Poesie ist manches Deutsche und Nordische gedrungen, z. B. der forgeron Véland. Auch lässt sich in manchen französischen Gedichten (auch, und vielleicht besonders, in den chansons de geste) ein Prunken mit einer wirren geographischen Kenntniss von Deutschland und anderen östlichen und nördlichen Ländern nachweisen.

Steirische Namen.

Aber das Räthsel mehrt sich durch eine wunderliche Entdeckung, die ich in den Berichten d. k. sächs. Ges. d. W. 1853, p. 2 ff. bekannt gemacht habe. Gahmurets Vater, Ps. Grossvater, der König von Anjou, heisst Gandîn. Dieser Name wird P. 498, 25 ff. abgeleitet von der wîten Gandîne, einer Stadt, wo die Greiân, ein goldführendes Wasser, in die Trâ fliesse. Das Land heisse Stîre (Steiermark). Dabei wird Zilje erwähnt und der Rôhas. Cilly und, wie ich nachgewiesen habe, die Burg Rohitsch (Rohaz) im steirischen Saangau. Die Greian aber habe ich nachgewiesen als den Bach Grajena, der dicht bei Pettau in der Steiermark in die Drau fällt. Endlich habe ich [Ztschr. 11, 47 ff.] aus einer Urkunde vom Jahre 1212 in der Drauebene dicht bei Pettau 2 Villas, Namens Candin nachgewiesen. Wie kommt der König von Anjou in diese Gegend, wie zu diesen Namen, wie kommt das französische Gedicht zu so genauer Kenntniss steierischer Oertlichkeiten. Gandins Wappen aber ist 101, 6 ein Panther: und ein Panther ist das Wappen von Steiermark. Auch hier ist es ein unerlaubter Nothbehelf, dies alles dem deutschen Dichter zuzuschreiben, räthselhaft aber sind sie in dem französischen P. — Ob es je gelingen werde diese mannigfachen Räthsel zu lösen ist sehr zu bezweifeln. Unmöglich ist es, so lange Ws. Quelle, Guyots Gedicht, verloren bleibt.

Weniger Schwierigkeit machen einige andere Einfügungen in die Sage.

Klinschor.

1) Klinschor. Im 11. Buche werden die Abenteuer Gawans (Artus Schwestersohn) auf der Wunderburg (schastel marveil) in Terre marveile, dem Lande des Zauberers Klinschor erzählt. Sein Land heisst auch Terre de labour (terra di laboro = Calabrien), seine Hauptstadt ist Câps, Capua, er ist ein Neffe des Virgilius von Neapel. Hier ist entschieden

an andere, vielleicht neapolit. Fabeln angeknüpft. Immer galt der Dichter Virgilius für einen Zauberer, und noch jetzt ist er dies in neapolitanischen Märchen: Keller, li Romans des sept sages CCIII. ff. Fr. Michel de Virgilio. Woher aber Klinschor? Schwerlich italienische Sage. Ein Zaubermärchen eingewebt. In Chretiens Perzeval werden diese Abenteuer trocken und ohne Namen erzählt. Eine Erfindung des Namens W. zuzuschreiben ist verkehrt. (Aus diesem Klinschor des Parzival ist der Klinschor von Ungerlant des Wartburgkrieges genommen.)

rangrin. 2) Loherangrin. Ein Sohn P. ist Loherangrin, dessen Sage am Schlusse 824, 1 ff. kurz erzählt wird. Die Sage vom Schwanritter, chevalier au cigne altfr. Gedicht von Jean Renault, fortgesetzt von Graindor zu Douai, aus dem Anfang des 13. Jh. — Konrad von Würzburg, Schwanritter a. w. 3. Ueber die Sage, die eine ursprünglich niederländische oder niederrheinische ist, deutsche Sagen 2. 286, J. Gr. Myth. 2. Ausg. 343. Hier an die Geschichte des Grales und seiner Pfleger geknüpft: Im Lohengrin (herausg. von J. Görres, Heidelberg 1813), der an den Wartburgkrieg sich schliesst, mit der Geschichte der sächsischen Kaiser, wohl ganz willkürlich, verbunden. — Auch diese Anreihung oder Ausspinnung hält Simrock fälschlich für W's. Einfall.

riester annes. 3) Der Priester Johannes. Parz. 822, 21 ff. Repanse de schoie (die Schwester der Mutter Ps.) wird an seinen Halbbruder Feirefiz, König im Morgenland, verheiratet und die Mutter des Priesters Johann in Indien. Vom Priester Johann wusste das M. A. viel zu erzählen. Christlicher Herrscher im fernen Morgenlande, überaus gewaltig und reich. Er ist eine idealisirte Verkörperung übertriebener Gerüchte von einem christlichen Reiche im fernen Morgenlande. (Nestorianer, Anhänger des auf der Synode zu Ephesus 431 verdammten Häresiarchen Nestorius, zur syrischen Kirche gehörig. Ritters Erdkunde). Auch hier meint S., erst W. sei auf diese Anknüpfung gekommen, und auch hier weiss icht nicht warum. W's. Art ist nicht so gelehrt, er sucht nicht willkürlich überall zusammen, was sich etwa anreihen lässt; er ist durchaus nicht auf Mehrung des Stoffes aus, sondern auf Vereinfachung und Klärung; und hätte er hier noch am Schlusse seiner Erzählung den Lohengrin und den Priester Johannes aus eigener erdichtender Willkür angefügt, so wäre ja ganz unverschämt, was er im letzten Abschnitte von Kyot und Christian sagt. Vielmehr werden wir in W's. Gedicht den Stoff überall als in seiner Quelle (Kyot) ihm überliefert ansehen müssen, ein Gemisch mannigfaltiger ursprünglich unverwandter Bestandtheile. Und die Vermehrung und Umkleidung der Sage nicht volksmässig, sondern voll individueller Willkür und Erfindung.

Diese seltsame, mannigfaltige, zum Theil wunderliche Erzählung, in

der es von Personen und Abenteuern wimmelt, hat W. zu einem Kunstwerke erhoben, dem an Grossartigkeit in der altdeutschen Litteratur nichts gleicht, in der altfranzösischen nichts nahe kommt, zu einem Gedichte voll menschlichen Lebens, gedankenvoll, unerschöpflich im Wechsel anziehender Situationen und Schilderungen, das uns trotz des seltsamen Inhalts reizt und fesselt."

Titurel. An dritter Stelle sprach Haupt über den Titurel. In diesem Abschnitte heisst es: „Das Gedicht, obwohl nicht zum Gesange bestimmt (denn gesungene höfische epische Poesie gab es in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung nicht) ist in Strophen abgefasst"; es sei aber eine unwahrscheinliche Annahme, diese Strophe als eine Umbildung der Kudrunstrophe zu denken (Müllenhoff Kudrun S. 124). — „Dass W. dieses Gedicht nicht vollendet hat, ist sehr zu bedauern; denn die beiden von ihm gedichteten Abschnitte dieses sogenannten Titurel übertreffen an Glanz und Anmut, an Festigkeit der Darstellung alles, was das höfische Epos geleistet hat, und sie überragen selbst Wolfram's andere Werke. Wie die besten Lieder der Nibelungen-Noth das Höchste sind, was das echt volksmässige Epos zu Tage gebracht hat, so sind diese beiden wolframischen Bruchstücke das höchste Erzeugniss der höfischen und individuellen epischen Kunst." — Lachmann gebühre das Verdienst, den Wahn, dass der jüngere Titurel W's. Werk sei, für immer beseitigt zu haben; Simrock's Ansicht, dass dem j. T. kein französisches Werk zu Grunde liege, sondern dass der Dichter desselben seinen Stoff grösstentheils aus Andeutungen in W's. Parzival und den wolframischen Stücken zusammengeklaubt habe, hielt Haupt für wahrscheinlich, aber doch nicht für so sicher, dass sie Wackernagel als ein Factum in seiner Litteraturgeschichte hätte aufführen dürfen; auch sprach er gegen die Annahme Simrocks, dass alles von einem Dichter herrühre. Zuletzt handelte Haupt noch vom Willehalm.

Zum Schlusse wird die Anzeige[1]) nicht unwillkommen sein, die Haupt

[1]) Ich gebe diese Recension auch aus dem Grunde, zu zeigen, dass Haupt schon früh Lachmanns Grösse vollkommen zu würdigen verstand und in neidloser Freude innig verehrte. Diese Verehrung war dem Herrn v. Meusebach [vgl. oben p. 15 f.] unbegreiflich, sie erschien ihm als eine Selbstherabsetzung, und er ward geradezu eifersüchtig auf diesen 'Abgott', diesen 'grossen Foibos Apollo' seines Lieblings, seines Magisters Pelz. Dies lehren deutlich die Briefe Meusebachs an Haupt in dem Buche von Wendeler: Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach (1879). So kenntnissreich Meusebach war, fehlte ihm doch die straffe Methode und die feste Hand; darum ist er auch trotz aller seiner Studien nicht über das Sammeln und Ansätze zur Ausarbeitung hinausgekommen. Es hat gerade nach jenen dankenswerthen Mittheilungen den Anschein, als habe er sich neben Lachmann gedrückt gefühlt. Er nimmt es sehr übel, wenn ihn Jemand zum Abschluss drängt. Der junge Haupt liess sich gern solchen Rath ertheilen. Es Meusebach u. Lachmann.

im Jahre 1835, zwei Jahre nach dem Erscheinen von Lachmann's Ausgabe des Wolfram schrieb. Ausser dem Interesse, welches sie für die Kenntniss Haupts bietet, enthält sie auch ein Stück Geschichte der deutschen Philologie. Sie ist das Programm Haupt's für die altdeutschen Studien, die hier ausgesprochenen kritischen Grundsätze hat er sein Leben lang bewahrt.

anns ram. Haupt schreibt: „Der Herausgeber, sein Werk überblickend, legt in der Vorrede ein Geständniss ab, welches die Strenge der Anforderungen, die er an sich selbst zu stellen gewohnt ist, ebenso unumwunden bezeugt, als es Unberufene vor dünkelhafter Bekrittelung zurückzuschrecken geeignet ist: „dass mir die Arbeit nicht überall sauber und zierlich genug erscheint, muss ich selbst sagen, und dies werden gewiss Beurtheiler, die von der Sache nichts verstehen, ebenfalls finden und mit unpassenden Beispielen zeigen." In der That scheinen diese scharfen Worte von Erfolg gewesen zu sein; wenigstens erinnern wir uns nicht, in einem der gelehrten Blätter, welche auch die altdeutsche Philologie vor ihr Gericht ziehen, eine irgend in das Einzelne gehende Beurtheilung dieser meisterhaften Ausgabe eines der grössten Dichter gefunden zu haben. Sowie wir nun diese Vorsicht höchlich loben müssen, so sind wir unsererseits in dem glücklichen Falle, in d. Bl., welche der litterarischen Unterhaltung, nicht der Erörterung wissenschaftlicher Details bestimmt sind, dieses Werkes bescheidentlich gedenken zu können, ohne durch passende oder unpassende Belege detaillirten Urtheils unsere Sachkenntniss oder Sachunkenntniss verrathen zu dürfen und vielleicht der strengen Verdammung, welche der Herausgeber über den „Unverstand der Mitlebenden" ausspricht, zu verfallen. Jene detaillirte Beurtheilung überlassen wir mit Vergnügen den eruditen kritischen Zeitschriften; und da dies Werk mehr als irgend ein anderes die Höhe bezeichnet, zu welcher die mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik bis jetzt gelangt ist, so werden wir es ihnen nicht verargen, wenn sie ihre Meinung so lange zurückhalten, bis die in diesem Fache bestallten Kritiker die Stufen zurückgelegt haben, die ihnen bis zu jener Höhe noch zu fehlen scheinen. Unterdessen wollen wir fortfahren, uns durch dieses Werk zu belehren, wie wir es in der langen Zeit gethan haben, die seit seinem Erscheinen bis zu dieser Anzeige zu gerechtem Missfallen der Redaction verstrichen ist.

Der herbe Ton, in welchem der Herausgeber seine Vorrede abgefasst hat, wird keinen befremden, der das Verhältniss, in welchem die alt-

---

ist mir ein rührendes Zeugniss von Haupt's selbstloser Verehrung des Grossen und seines klaren Blickes für das wahrhaft Bedeutende, dass er sich durch nichts, auch durch den sehr hoch geschätzten Mensebach nicht, in dieser seiner Verehrung Lachmann's irre machen liess.

deutsche Philologie und vorzüglich die den mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern gewidmeten Bemühungen zu dem Publikum stehen, mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet.

Mangelnde Theilnahme.

Auf die Gunst der Menge, der sogenannten Gebildeten, haben die trefflichen Männer, die in stiller Einsamkeit mit treuem Fleisse das vaterländische Alterthum und besonders unsere alte vaterländische Litteratur zu erforschen bestrebt sind, längst verzichten müssen, und die Theilnamlosigkeit darf in einer Zeit nicht auffallen, die in hastigem Drange von Geschichte, Ueberlieferung und Sitte sich immer mehr losszureissen sucht, und in eigenmächtiger Erfindung und wurzelloser Abstraction eine heilbringende Verjüngung zu gewinnen hofft. Sehen wir doch vorlaute Gesellen in diesem ekeln Ueberdrusse alles Bisherigen eifrig beflissen, die Poesie Goethe's, in welcher unser Zeitalter die schönste Blüte seiner Bildung zu erblicken gewohnt war, als eine schon veraltete, der Litterargeschichte anheimfallende darzustellen und mit verworrenem Geschrei ein neues Reich zu verkündigen; sammelt sich doch um sie eine Schaar gläubiger Seelen, denen die leere Negation, über die es die Polemik jener Herolde der Bewegung noch nicht gebracht hat, ganz bequem ist, indem sie unbestimmten Wünschen und gedankenlosen Träumen ein weites Feld eröffnet sehen, wobei sie sich das lange Warten auf die neue Herrlichkeit nicht verdriessen lassen, weil die ankündigenden Trompetenstösse die Langeweile von Zeit zu Zeit pikant unterbrechen und weil sie vornehmlich froh sind, der lästigen Verehrung und Unterordnung entledigt zu sein; wie sollte denn die Poesie des entlegenen Mittelalters in weitern Kreisen der Gegenstand sinniger, genussreicher Betrachtung werden können? Die Declamationen über die Finsterniss und Barbarei des Mittelalters trauen sich zwar nur selten hervor, seitdem die eindringendere Geschichtsforschung diese Beschuldigungen auf ihr rechtes Mass gebracht und das Auffallende und Zurückstossende einzelner Erscheinungen durch Darlegung des Zusammenhanges gemildert hat; dennoch blickt die Menge, in lebhaftem Gefühl vieler einzelner Vorzüge und ohne Sinn für die Einheit geschlossener Zustände, auf jene Jahrhunderte mit selbstgefälligem Mitleid hinab, und wenn sie ja von hervorragender Trefflichkeit, z. B. der mittelhochdeutschen Poesie, einige oberflächliche Kenntniss nimmt, so bringt sie es selten weiter als bis zu einer vorübergehenden Verwunderung; anstatt genossen zu werden, nachhaltig zu wirken, zu näherer Kenntniss und zu belehrender Vergleichung mit dem Besitzthume unserer Zeit aufzufordern, erregen die Kleinode der Vergangenheit als Curiositäten eine schnell befriedigte Neugier und werden nach flüchtiger Beschauung bei Seite geschoben. Als gegen den Druck fremder Herrschaft die nationale Kraft und Eigenthümlichkeit sich auflehnte, der drohende Verlust den Wert

des angestammten Besitzes tiefer empfinden liess und endlich glückliche Erfolge das Selbstgefühl des Volkes erhöhten, regte sich allenthalben ein Romantiker. Enthusiasmus für das deutsche Alterthum. Mag auch dieser schnell auflodernden und schnell verlöschenden Flamme nicht überall das rechte Oel gereicht worden sein; mag man sie zum Theil künstlich erzeugt oder den Schein faulen Holzes für lebendiges Feuer ausgegeben haben; mag das unbedingte Anpreisen mittelalterlicher Dinge, das thörichte Streben, eine unwiederbringliche Vergangenheit in die veränderte Welt zurückzuführen, so schädlich gewesen sein, als es der Klarheit und des Masses ermangelte: dennoch waltete in jenem allgemeinern Interesse für die Denkmäler unserer Vorzeit neben manchen krankhaften ein gesundes Element der Ehrfurcht vor Würdigem und Grossem, es stand in Zusammenhang mit dem gesamten Streben der Zeit und ging aus dem lebhaft, wenn auch undeutlich empfundenen Bedürfnisse hervor, die Grundlagen und Bedingungen der Gegenwart kennen zu lernen und die nationale Individualität in reinen und entschiedenen Geprägen zu beobachten.

Deutsche Gesellschaften.

Wie inhaltslos und kindisch ist dagegen heutzutage die Betriebsamkeit der meisten von den vielen Alterthumsgesellschaften, die seit einer Reihe von Jahren zusammengetreten sind, das reiche Leben der Vergangenheit berührt sie ebensowenig, als ihre eigene Thätigkeit zu dem Leben der Gegenwart in Beziehung steht; mit dem Leblosen und Todten [1]) mit alten Töpfen und Knöpfen treiben sie arbeitsscheu ihr langweiliges Spiel, und wenden sie sich ja einmal zu einem Denkmal der Sprache, so zeigt alsbald die gröbste Unwissenheit, wie beschränkt die Wirkung der echten wissenschaftlichen Forschung ist. Aus dem Thun und Nichtthun der Gesellschaften, die sich selbst nach dem deutschen Alterthume nennen, ergibt es sich deutlich, dass sie von den Erwerbnissen der deutschen Philologie ebensowenig Notiz nehmen, als die Menge, die es kein Hehl hat, dass ihr die Vergangenheit so gleichgiltig ist als lästig die Gegenwart.

Uebersetzungen.

Die Versuche, durch Uebersetzungen Sinn für die altdeutsche Poesie zu verbreiten, sind von geringem Erfolg gewesen, worüber wir uns nicht wundern. Wir sprechen nicht von den immer noch von Zeit zu Zeit zu Markte gebrachten Uebersetzungen mittelhochdeutscher Gedichte in die modernste Sentimentalität; dergleichen mit ebenso geringem Wissen als Verstande zusammengepfuschte Arbeiten finden wenig Absatz, weil selbst

[1]) Denselben Gedanken hat Haupt ausgesprochen in der Vorrede, die er an die Spitze des ersten Bandes der von ihm gegründeten Zeitschrift für deutsches Alterthum (1840) setzte. Es ist deutlich, dass Haupt damals im Streite der Sach- und Sprachphilologie auf Seite des letztern stand. Vergl. oben p. 85. Schon in Leipzig aber hat er seinen Frieden mit der Sachphilologie geschlossen; vielleicht unter der Einwirkung Otto Jahns.

einem weniger gebildeten Sinne die Mischung widerstreitender Elemente unbehaglich ist; wer sich verleiten lässt, eine solche Uebersetzung zu lesen, der ist gewiss von unserer alten Poesie gründlich zurückgeschreckt, wenn er sie hier zuerst kennen lernt. In einigen andern Uebersetzungen zeigt sich dagegen so viel Kenntniss und Sinn [1]), dass wir den Aufwand derselben bedauern, indem uns das ganze Bestreben, mit der Absicht, den poetischen Eindruck zu bewahren, aus der alten Sprache in die neue zu übersetzen, ein verfehltes scheint. So löblich die Sorgfalt und Geschicklichkeit ist, mit welcher diese Uebersetzungen gearbeitet sind, so ist doch ihre Treue nur eine vermeintliche. Die Züge des Originals sind durch vielfältige, wenn auch leise Abweichungen verändert, seine Farben verblasst oder verstimmt; man fühlt es der alten Poesie an, dass sie ein unbequemes Kleid belästigt. Tritt nun dieses Misshellige allein den Kennern der alten Sprache und Dichtungsart in voller Deutlichkeit entgegen, so machen doch auch auf die, welche nichts von ihr verstehen, diese Arbeiten einen ungenügenden und halben Eindruck, der zu näherer Kenntnissnahme weniger anregt, und je mehr sich diese Uebersetzungen den Schein geben, das Original zu ersetzen, desto mehr Leser entziehen sie ihm. Prosaische, auf genaues Wortverständniss berechnete Uebersetzungen würden zu den Urschriften hinführen und am besten geeignet sein, der altdeutschen Litteratur nach und nach ein grösseres Publikum zu gewinnen; dass sie für die nächste Zunkunft diesen Erfolg haben würden, müssen wir bezweifeln.

Denn nicht nur die altdeutsche Philologie, sondern fast jede Wissenschaft, die zu dem unmittelbaren Bedarf des Lebens in keiner Beziehung steht, ist gegenwärtig von der Theilnahme der in materiellen Interessen ringenden Menge esoterisch abgeschieden, während in früheren Perioden eine Wissenschaft der andern vorschreitend nicht nur auf diese den entschiedensten Einfluss gewann, sondern ihre Wirkung in den weitesten Kreisen verbreitete und die Richtung der Zeit bestimmte. Materielle Interessen.

Dieser fördernden allgemeinen Theilnahme bedarf die jugendliche Wissenschaft; die herangereifte muss der Geselligkeit entbehren. Und so sehen wir denn in unsern Tagen die Wissenschaften, wenn ihnen auch von Aussen nur ein scheuer Respect zu Theil wird, auf sich selbst verwiesen innerlich immer mehr erstarken, bis die wachsende Kraft endlich die Banden sprengen und allgemeiner und tiefer als jemals wirken wird. Denn der Wissenschaft scheint die Verjüngung der Zeit beschieden; die Erschütterungen der Gegenwart bereiten den Boden vor für die neue Saat. Und wie wir von der Philosophie, deren Wirksamkeit nach Aussen keineswegs dieselbe ist, die sie auf früheren Stufen ihrer Ausbildung verbreitete, Die Wissenschaft.

[1]) Simrocks Walther lobt H. 1833 sehr.

die dereinstige Wiedergeburt des religiösen Lebens mit Zuversicht hoffen, so wird auch die jetzt isolirte deutsche Philologie nicht für immer ohne allgemeinere Anerkennung und ohne Frucht für das Leben bleiben.

Geschichte. Einigen Ersatz für den frischen, rein geniessenden Antheil der Gebildeten, dessen die der altdeutschen Sprache und Dichtung zugewendete Philologie fasst gänzlich entbehrt, leistet allerdings die gelehrte Benutzung, welche das auf diesem Felde Erforschte in verwandten Gebieten findet; doch ist diese Benutzung weder so ausgebreitet, als zu wünschen wäre, noch überall erfreulicher Art. Wo sie von grösster Wichtigkeit ist, wie in der Geschichte, zeigt sie sich noch selten genug. Nicht sowohl Begebenheiten sind es, was die Geschichtsforschung aus den deutschen Gedichten des Mittelalters schöpfen kann, als vielmehr die Stimmungen und Ansichten des Zeitalters, dessen Geist sich in der Poesie mit energischer Unmittelbarkeit ausspricht. Aus diesen Quellen sollten die Historiker ihre Felder tränken, nicht mit dem trüben Wasser unerquicklicher Rhetorik.

Sprachvergleichung. Zu den bedeutendsten Fortschritten unserer Zeit gehört ohne Zweifel die wissenschaftliche Sprachvergleichung, deren Resultate für die Erkenntniss des Menschengeistes und für die Geschichte von unabsehbarem Werthe sind. Die Erforschung der gothischen und der althochdeutschen Sprache hat darauf grossen Einfluss gehabt, sowie überhaupt das vergleichende Studium des indogermanischen Sprachstammes durch die historische deutsche Grammatik ihre Richtung und ihre Muster empfangen hat; das Mittelhochdeutsche hat man bisher ziemlich ignorirt. Dies liegt zum Theil in der Natur der Sache; denn je älter eine Sprachniedersetzung ist, je näher dem Ursprünglichen, desto grösseren Werth hat sie für die comparative Sprachforschung, ausserdem ist aber hierbei noch der Umfang der gothischen und althochdeutschen Sprachquellen zu erwägen, der zu beschränktem Gebrauch selbst von dem, der selbstthätig sich nicht damit begnügt, das von Anderen Gefundene zu verwenden, eher zu bewältigen ist als der Reichthum der mittelhochdeutschen Denkmäler, aus denen zwar auch über frühere Spracherscheinungen Aufschlüsse gewonnen werden können, aber mit grösserer Mühe.

Litterarhistoriker. Endlich müssen wir der Litterarhistoriker gedenken, die in neuerer Zeit der altdeutschen Litteratur eine sogenannte philosophische Behandlung haben angedeihen lassen. Die Rechte der Philosophie bleiben ungekränkt, wenn wir uns gegen diese anspruchsvollen Versuche, die im Grunde ebensowenig philosophisch als historisch sind, unumwunden erklären.

Ist das Gebirge im Einzelnen geognostisch durchforscht, dann mag der umfassende Blick von dem höchsten Gipfel herab frommen; wer vorher diesen hohen Standpunkt erklimmt, der kann ein farbenreiches Bild gewinnen, wissenschaftliche Einsicht wird er nicht erlangen. Und in der

That gleicht die altdeutsche Poesie einem weiten Gebirge voll verborgener Thäler und unerstiegener Höhen, dessen Durchforschung noch langer Mühe und Sorgfalt bedürfen wird. Jene philosophischen Historiker, trotz aller der scharfen Accente, die sie auf die Geltung des Concreten legen, in Abstractionen befangen, raffen die durch den ernsten Fleiss Anderer bisher gewonnene Kenntniss mit flüchtigem Danke für geleistete Dienste eilfertig zusammen, um sie nach ihrer Weise zurecht zu stellen; die Lücken dieser Kenntniss ahnen sie nicht oder füllen sie durch eigne Zuthat erfindsam aus. Die Werke, die aus einem solchen Verfahren hervorgehen, sind nicht nur, weil selbst die Wahrheit der allgemeinen Ansicht nicht für die Willkürlichkeit der einzelnen Behauptungen entschädigen kann, und das im Einzelnen richtig Erkannte gewöhnlich der festen Begründung und der rechten Stellung entbehrt, unnütz, sondern durchaus verderblich, indem sie bei denen, die sich blenden lassen, den Sinn für ernste Forschung unausbleiblich abstumpfen und auf der andern Seite Manche, denen gelehrtes Wissen etwas gilt, durch ihr abschreckendes Beispiel auf das entgegengesetzte Extrem blosser Empirie zurückdrängen, wie sich dies namentlich an einigen Historikern zeigt.

Deutsche Philologie.

Dagegen hat der treue, berufsfrohe Fleiss der Männer, denen wir das Dasein einer deutschen Philologie verdanken, ausser dem wissenschaftlichen Verdienste noch das andere, moralische: durch ein hervorragendes Beispiel zu lehren, wie Bedeutendes aus gediegenem Sinne trotz aller Ungunst der Gegenwart hervorgehen kann. Seit kaum zwei Jahrzehnten ist die deutsche Philologie aus schwachen Keimen so weit gediehen, dass sie den Saaten benachbarter, seit langen Zeiten durch viele Hände bestellter Gefilde an gesundem und hohem Wuchse gleichsteht und zum Theil sie übertrifft. Hierbei ist allerdings die frische Kraft des Neubruchs, dessen Ergiebigkeit zu unablässiger Arbeit reizt, anzuschlagen, aber mehr noch die lautere, unselbstsüchtige Liebe zur Wissenschaft, die selbst um scheinbar Kleines sich angestrengte Mühe nicht verdriessen lässt, weil es im wissenschaftlichen Zusammenhange wichtig und unerlässlich ist, und die vertraute, gegenseitig ergänzende und fördernde Gemeinschaft. Aus diesem reinen, wissenschaftlichen Sinne ist dies Werk entstanden, sowie es durch die Widmung an die „drei Freunde [1]) in Göttingen", denen es „zum Gedächtniss treuen Mitforschens" zugeeignet ist, den vertrauten Kreis bezeichnet, dessen gemeinsame Thätigkeit seine Grundlage ist, obwohl es vielleicht nur dem Herausgeber in dieser Weise gelingen konnte; jenen engverbundenen Kreis, aus dem fast alles hervorgegangen ist, was wir in der deutschen Philologie Treffliches kennen.

[1]) Ge. Fried. Benecke, Jac. Grimm, Wilh. Grimm.

Lachmanns Wolfram.

Seine Aufgabe, Wolframs Gedichte heutigen Lesern so echt und so verständlich zu übergeben, als sie ein guter Vorleser in der gebildetsten Gesellschaft des 13. Jahrh. aus der besten Handschrift vorgetragen haben würde, hat der Herausgeber mit Klarheit erkannt und mit Meisterschaft gelöst. Sein Scharfsinn ermüdet nicht an der Masse des schwierigen Stoffes; ein reiches Wissen ist ihm immer zur Hand und um so vertrauter, je mehr es zum grossen Theile ein selbsterforschtes ist; störender Nebenabsichten sich streng enthaltend, hat er überall sein Ziel fest und mit gleichmässigem Bedacht im Auge; über sein gesamtes Verfahren legt die Vorrede genügende Rechenschaft ab, jedes Einzelne ist durch die Anmerkungen deutlich bezeugt oder zu weiterer Forschung angeregt, ohne dass durch ermüdende Weitläufigkeit der Genuss der Gedichte geschmälert und die Aufmerksamkeit sorgfältiger Leser eingeschläfert wird. Es lag dem Herausgeber nicht daran, sein Verdienst vor Aller Augen auszubreiten; was er geleistet, redet zu Aufmerksamen und Einsichtigen in der Weise eines wohlgelungenen Kunstwerkes, durch Einheit und Vollendung befriedigend, so dass man zuerst im Anblick des Gelungenen der schwierigen und mühevollen Arbeit nicht gedenkt, bis der sorgfältigen Beobachtung die Kunst und der Fleiss des Meisters sich nach und nach enthüllt.

Handschriften.

Welcher unermüdlichen Ausdauer wir dies Werk verdanken, geht schon daraus hervor, dass zu dem „Parzival", der fast 25000 Verse enthält, ausser dem alten Druck von 1477 sieben Handschriften und mehrere Bruchstücke verlorener, zu dem ungefähr 14000 Verse enthaltenden „Willehalm" sechs Handschriften und ebenfalls mehrere Fragmente sorgfältig benutzt sind. Keine Vorarbeit erleichterte den Gebrauch dieser Urkunden, indem Müller's Abdruck des „Parzival" zwar eine vortreffliche Handschrift, aber mit grosser Nachlässigkeit wiedergibt, und Casparsons Ausgabe des „Willehalm" auf einer Handschrift voller Fehler und schlechter Sprachformen beruht. Der Herausgeber musste daher sein Gebäude von Grund aus aufführen, durch Ausscheidung der Willkürlichkeiten und Fehler der jüngeren Handschriften das brauchbare Material von unnützem Wuste säubern und durch beharrliche Beobachtung die Geltung der Handschriften und ihr gegenseitiges Verhältniss, beides in verschiedenen Abschnitten verschieden, ermitteln. Der „Willehalm" ist übrigens nur in einer einzigen alten, aber keineswegs vortrefflichen Handschrift erhalten, und von den späteren sind die von ihrem Texte abweichenden und einem anderen Geschlechte angehörigen im Einzelnen nicht weniger verderbt und im Ganzen von der echten Gestalt noch entfernter; vom „Parzival" gibt es zwei alte und gute Handschriften, die mit den ihnen im Ganzen folgenden zwei Familien bilden, und von denen die eine mehr Willkür zeigt und deshalb der andern untergeordnet ist. Wenn aber die Kritik

griechischer und römischer Schriftsteller durch die Unterscheidung handschriftlicher Familien in der Regel eine feste Grundlage erhält, so ist hier, wo eine weit grössere Willkür der Abschreiber waltet, die Verwandtschaft der Quellen weniger rein erhalten, und bei Werken, welche ihr Verfasser nicht selbst aufschrieb, die Ueberlieferung nie so sicher und entschieden. Um das kritische Material mit Erfolg zu behandeln und über die schwankende Ueberlieferung mit sicherer Einsicht zu entscheiden, genügte nicht die genaue Kenntniss der allgemeingültigen Ergebnisse der mittelhochdeutschen Sprachforschung; die Eigenthümlichkeiten Wolframs mussten bis ins Feinste untersucht werden, und nur langer, scharfsichtiger Beobachtung konnte dies gelingen Denn sowie Wolframs Poesie sich durch freie und kühne Selbständigkeit von der Kunst seiner Zeitgenossen, deren Gepräge ein allgemein verbreitetes ist, scharf unterscheidet, so ist auch seiner Sprache, seiner Metrik und Reimkunst eine entschiedene Individualität eigen. Die aus jedem Blatte hervorleuchtende Vertrautheit des Herausgebers mit seinem Dichter konnte allerdings nicht überall zu völliger Gewissheit führen, indem im „Willehalm" und in den Bruchstücken des „Titurel" die handschriftliche Ueberlieferung zu mangelhaft ist und an vielen Stellen des „Parzival" zwei Lesarten von gleichem Werthe gegenüber stehen und nur nach der allgemeinen Würdigung der Handschriften geschätzt werden können, nicht nach besonderen Momenten; wogegen die Lieder theils nur in einer Handschrift überliefert sind, theils, wo mehrere vorhanden sind, ihre Uebereinstimmung die Kritik sichert. Im Ganzen aber erhalten wir die Gedichte Wolframs in solcher Reinheit, als vernähmen wir sie aus dem Munde des Dichters; was in Zukunft, ohne den wenig wahrscheinlichen Gebrauch besserer Quellen als die bisher benutzten sind, für die Kritik Wolframs noch geleistet werden mag, wird ausser einzelnen Nachglättungen grösstentheils in der Aufnahme von Vermutungen, die der Herausgeber vorsichtig in den Anmerkungen mittheilt und überhaupt nur in einem Vorwärtsschreiten auf der Bahn bestehen können, die von geübter Hand geebnet und bis nahe an das Ziel geführt worden ist [1]).

Sprache u. Metrik.

[1]) Derselben Meinung war Haupt, als er nach des Freundes Tode die zweite Auflage 1854, und die dritte 1872 besorgte. Haupt schreibt: „Was Lachmann an seinem Wolfram nachgebessert hatte, ist in dieser zweiten Ausgabe sorgfältig befolgt worden. Weiter ging weder mein Beruf noch, dass ich es ehrlich sage, meine Kraft. Lange Beschäftigung mit diesem Werke hat mich gelehrt, dass es zwar leicht ist, auch hier allerhand Einfälle zu haben, dass sie aber fast niemals vor Lachmanns Kritik aufkommen. . . . Auch die Lesarten zu vermehren, habe ich nicht getrachtet. Denn die unbenutzten Handschriften und Bruchstücke, die ich kenne, gewähren für die Verbesserung des Textes nirgend sicheren Gewinn von einiger Bedeutung. Hat doch die ganze Leipziger Handschrift des Wilhelms, deren Vergleichung ich nicht gescheut

Interpunction.

Denselben Fleiss und Scharfsinn, mit dem Lachmann die echte oder doch wahrscheinliche Lesart ermittelt, und aus bald deutlichen, bald leiseren Spuren die Orthographie so sinnreich gestaltet hat, dass sie der Aussprache und dem Gange der Verse sich eng anschmiegt, hat er auch auf die Interpunction verwendet. Obwohl sie in das Gebiet der Erklärung übergreift, so wird sie sich doch kein Kritiker erlassen, der auf Erleichterung des Verständnisses bedacht und durch genaue Erforschung des Sinnes vor Allen dazu befähigt ist. Wenn die Herren Meyer und Moyer altdeutsche Gedichte ohne alle Interpunktion abdrucken lassen, so sind wir ihnen allerdings zu Dank verpflichtet; denn bei der gänzlichen Unkenntniss, die sie in ihren Anmerkungen offenbaren, würden sie ohne Zweifel etwas so monstroses zuwege gebracht haben, als die Bamberger Herausgeber des „Renners"; wenn aber Graff dem Leser seines „Otfrid" die richtige Auffassung des Sinnes durch Nichts erleichtert, vielmehr durch nutzlose Reimpunkte erschwert, so erregt dies in der That Verwunderung [1].)

Durch die Interpunction, bei der, höchst zweckmässig und dankenswerth, mehr das unmittelbare Bedürfniss des Lesers, als eine ohnehin kaum erreichbare, leicht in Pedanterei ausartende Consequenz berücksichtigt ist, hat der Herausgeber den wichtigsten Schritt zu der Erklärung gethan, deren die Gedichte Wolfram's bedürfen. Nicht ein „Ringen mit der Sprache", wie man es neulich nannte, sich selbst vielleicht mit dem Dichter verwechselnd, sondern, wie Lachmann es längst treffend bezeichnet hat, des Dichters sprachgewaltiges Ringen [2]) mit der reichsten Gedankenfülle; die inhaltsschwere Kürze, durch die er sich von seinen oft redseligen Zeitgenossen absondert; die kühnen Wendungen, an denen er unerschöpflich

Wolframs Grösse.

---

habe, weil Lachmann sie sich selbst vorgesetzt hatte, nichts erhebliches eingetragen, ein Wort ausgenommen (365, 1), das von Lachmann schon aus Vermutung gesetzt war. Die Abschriften und Vergleichungen, nach denen er gearbeitet hatte, sind von mir nachverglichen worden, aber nur sehr selten war eine Kleinigkeit zu berichtigen."

[1]) In den altdeutschen Kuckkastenbildern, die Haupt und Hoffmann von Fallersleben 1836 gemeinsam verfassten [vgl. oben p. 14, Note 1], heisst es von Graff:

„Den Otfrid hat er ausgeschickt,
Dass er ihm seinen Beutel spickt.
Dass man ihn trefflich mag verstehn,
In jedem Vers zwei Puncta stehn".

In der Recension von 1831 hatte Haupt weit günstiger über Graffs Ausgabe geurtheilt; vielleicht gehört der Vers Hoffmann.

[2]) Diesen Ausdruck braucht Lachmann in der Vorrede zu der 'Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts'. 1820. p. V. (Kleine Schriften I, 159), also 15 Jahre vor dieser Recension.

ist; das heitere, humoristische Spiel, in welchem sich seine Ironie gefällt; die Tiefe seiner Weltansicht; die künstlerische Einsicht, mit der er dem in seinem Innersten erfassten Grundgedanken des Gedichtes alles Einzelne planmässig unterordnet: dies Alles macht einen Commentar so wünschenswerth, als es ihm reichen und würdigen Stoff darbietet. Am allgemeinsten und lebhaftesten wird freilich der Mangel eines genügenden mittelhochdeutschen Lexicons empfunden, wie überhaupt von Jedem, der sich nicht mit einem ungefähren Verständniss der mittelhochdeutschen Dichter begnügt, so insbesondere von dem Leser Wolfram's, dessen Sprachreichthum nicht blos Unkundige hemmt. Einen besonderen Band Scholien und Excurse zum „Wolfram" lässt Lachmann einigermassen hoffen und rechnet dabei auf die Beihülfe seiner Freunde. Die wichtigste Förderung dieses Unternehmens und zugleich ein schöner Lohn für die beharrliche Liebe, die der Herausgeber seinem Dichter widmet, würde es sein, wenn das französische Gedicht des Provenzalen Guyot, aus welchem Wolfram den Stoff seines „Parzival" schöpfte, und das französische Gedicht, welchem er bei seinem „Willehalm" („Guillaume au court nez") folgte, aufgefunden würden. Wolfram's Gedicht vom heiligen Wilhelm ist nach Lachmann's Urtheil in der Form noch reicher und feiner ausgebildet, als der „Parzival", was wir nicht bestreiten, aber vielleicht eben durch die vollendete Einheit des „Parzival" befangen, nicht empfunden zu haben ehrlich gestehen; da jedoch dieses Gedicht unvollendet ist, so würde erst durch eine Vergleichung der französischen Quelle die Absicht, welche den deutschen Dichter bewog, die ersten Bücher der Geschichte Wilhelm's zu übergehen, und das Vorhandene in seinem Verhältniss zu dem Ganzen, welches der Dichter beabsichtigte, erkennbar werden. Ebenso würde Guyot's Gedicht die selbständige Einsicht, mit der Wolfram seinen „Parzival" zu einem geschlossenen Ganzen ausbildete, erst in ihr volles Licht setzen. Die Bemerkungen, welche der Herausgeber über den Plan des „Parzival" in der Vorrede niedergelegt hat, sind höchst scharfsinnig und treffend, sowie er es war, der zuerst (in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh.) den epischen Grundgedanken dieses Gedichtes mit wenigen Worten aussprach, die Alles an Wahrheit und Tiefe übertreffen, was seitdem darüber gesagt worden ist[1]). Auch der hier als lehrreiche Aufgabe für Jüngere vorgeschlagene ausführliche Gegenbeweis gegen die von Lachmann verworfene Meinung, Wolfram sei der ursprüngliche Verf. des ganzen „Titurel" und dieser nur später umgearbeitet, würde durch Gyot's Gedicht, das auch die Quelle des „Titurel" war, sehr erleichtert, und der Abstand der Kunst und Präcision, mit

Guyot.

[1]) Kleine Schriften I. 160.

welcher Wolfram durch Ausscheidung alles Störenden und Verwirrenden den „Parzival“ zu epischer Einheit erhoben hat, von der Haltungslosigkeit des „Titurel“ würde dadurch deutlicher werden. Gegen die Annahme, die Verschlechterung des „Titurel“ sei eben der fremden Hand zuzuschreiben, spricht die Weise, in welcher die echten Strophen, ohne den Kern anzutasten, umgearbeitet sind; dass bei dem Uebrigen die Verschlechterung weiter um sich gegriffen, ist eine willkürliche Annahme. Diese echten Strophen (ungefähr 170), voller Innigkeit, Kraft und Milde, dürfen mit Recht als der Gipfel der altdeutschen Kunstpoesie angesehen werden,“ und schon durch sie reiht sich Wolfram den grössten Dichtern aller Zeiten an“.

Anhang.

Haupt im philologischen Seminar.

Alle die geschilderten Eigenthümlichkeiten Haupt's traten in den Uebungen des Seminars noch weit deutlicher hervor, als in den Vorlesungen: die Schärfe des Urtheils, die schneidige Zurückweisung des Verkehrten und Falschen, das Dringen auf ein wirkliches Verständniss der sprachlichen Erscheinungen, die strenge Zucht in der Handhabung der Kritik. Als Vorbild hatte er sich schon früh für diesen Theil seiner Thätigkeit Gottfried Hermann gesetzt. „Non diffiteor, heisst es in der Widmung des Schriftchens zu Hermanns Geburtstage 1839, in his exercitationibus, quantum eruditionis et ingenii mei modus et Latinorum scriptorum ratio fieri patiuntur, tuum me sequi exemplum, impressum animo ex quo Graecae societatis sodalis perfectam in te artem admiratus sum“. Hermann selbst hat in der Vorrede zu den actis societatis Graecae (1836 p. IV. f.), deren wiederholte Lectüre mich mit immer neuer Bewunderung erfüllt, sich über seine Ziele und seine Methode ausgesprochen. Er legte auf die Uebungen seiner Societas höheren Werth, als auf seine Vorträge: „Duplex est doctoris academici negotium, docendi audientes alterum, alterum exercendi eos, qui ipsi virium suarum periculam faciunt“. In diesem zweiten Theile liegt erst die Garantie, dass der erste seinen Zweck erfüllt: „Qui nihil nisi docet, etiamsi religiosissime officium suum facit, tamen proficere auditores sperat magis, quam intellegit, vererique debet ne sint aliqui, qui non satis perceperint quae dixerit, aut propter aliquod indolis vitium imperfectamve scientiam non recte iis utantur: quod contra qui exer-

G. Hermann.

Nutzen für den Schüler.

citationibus eorum quos docet praeest, cum et quid nesciant videat et quid in quoque pro ingeniorum diversitate vel corrigendum vel incitandum vel coercendum sit animadvertat, si his rebus omnibus medelam adhibet aptam, strenuam, iustam, non solum certissime aestimare potest singulorum profectus, sed etiam, sicut ipse magis amat eos in quibus formandis se non vanam operam collocasse videt, ita vicissim amatur ab illis, ut cuius studio se eruditiores fieri intellegant. Omnino studiorum academicorum haec ratio est, ut sola auditione nihil nisi partim materia qua quis uti possit, accipiatur, partim via qua incedendum sit praeceptis exemploque cognoscatur, partim si magister ipse amore artis suae plenus sit, pari amore etiam auditores incalescant: recte vero litteras tractandi ratio ususque aliquis et robur satis firmum non potest nisi exercitatione disci compararique". Aehnlich hat sich Haupt in der Antikritik gegen Pfeiffer im elften Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum (p. 567) ausgesprochen: „Die beste Schule für einen Erklärer sind der mündliche Unterricht und die Fragen der Lernenden. Erst dieser mündliche Unterricht, das Wechselgespräch, gibt dem Lehrer die Sicherheit, dass er gegeben hat, was sie bedürfen, lehrt ihm auch die rechte Form der Mittheilung". Diesem Fehler, nicht zu wissen, ob die Zuhörer die Meinung des Lehrers gefasst hätten, verstand Haupt vortrefflich zu entgehen. Es wurden sehr langsamen Ganges Schriftsteller gelesen, nicht aber nur auf die Kritik, sondern vielmehr auf die Erklärung, besonders des Sprachlichen hin; und zwar begann diese Erklärung mit dem Elementarsten: keine Besonderheit der Form, der Syntax, des Stils, nichts, was irgend die Grammatik anging, ward übersehen; dabei verlangte er beständige Anwendung der von ihm gegebenen Regeln.

Der Lehrer.

Haupt leitete in Berlin die lateinische Abtheilung des Seminars wöchentlich zwei Stunden nacheinander; dazu kam, semesterweis zwischen den beiden Directoren abwechselnd, eine Stunde Disputirübungen, in welchen die Mitglieder Thesen aufzustellen und zu vertheidigen hatten. Bei der Erklärung der Schriftsteller wurde deutsch gesprochen, bei den Disputirübungen lateinisch. Haupt war, besonders in den letzten Jahren, nervösen Zuständen häufig ausgesetzt; darum war es ihm unmöglich, während der ganzen Zeit der Vorlesung oder einer Sitzung des Seminars einen festen Platz inne zu halten; aus diesem Grunde sass er nie auf dem Katheder, sondern die ersten Plätze der vorderen Bänke wurden freigelassen, und er nahm dann einen um den andern ein; oder aber er stand mit dem Rücken an den Ofen gelehnt. Während der Uebungen des Seminars blieb die erste Bank frei, auf den andern, von der zweiten an, sassen die Mitglieder und die Hospitanten; Haupt aber nahm seinen Sitz auf der freigelassenen ersten Bank, öfter, wenn er erregt ward, hin-

Aeusserliches.

und herrückend. Dabei kam es manchmal vor, dass er im eindringlichsten Vortrage seinen Zuhörern den Rücken drehte; wer von seiner Nervosität nichts wusste, nahm dann wohl Anstoss. Verfuhr nun der Interpret bei einer schwierigen Stelle nicht methodisch mit der Ueberlieferung, oder antwortete er auf die Frage: „Was heisst das"? mit einer nur ungefähr passenden Uebersetzung, oder führte er vielleicht Orelli im Horaz, Hertzberg im Properz, Kritz im Velleius, manches anderen zu geschweigen, als Auctoritäten [1]) an, dann drehte sich Haupt mit einem ärgerlichen Rucke um, sah den Interpreten über die Brille mit den durchdringenden, ruhigen Augen an und gab dann, freilich oft in scharfer Form, seine besten methodischen Auseinandersetzungen, bisweilen in zusammenhängender Ausführung, meist aber in kurzen, kategorischen Sätzen, beginnend mit: 'Man muss', oder 'Man soll'. Vor allem verhasst war ihm alles unklare, und gar was wie eine Phrase klang. Dann hiess es: „Philologie ist nicht verschwimmendes Reden und Denken; philologische Uebungen sind eine Schule, in der man lernen soll, den Nagel auf den Kopf zu treffen". Noch erinnere ich mich, wie er einst von einem unklaren Menschen sagte: „Er trifft mit Präcision die Wand neben den Nagel".

Präparation.

Es lässt sich denken, dass eine genaue Präparation dazu gehörte, um Haupts Ansprüche zu befriedigen; er verlangte sie auch ausdrücklich. Für die Erklärung forderte er: „Sie müssen sich so praepariren, dass Sie von jeder sprachlichen Erscheinung Rechenschaft geben können, als sollten Sie in der Schule die Stelle erklären"; für die Kritik lautete seine Forderung: „Richtig sich vorbereiten heisst mit zusammengenommenem logischen Denken entweder zu vollkommenem Bewusstsein sicheres Verständnisses zu gelangen, oder der Gründe des Nichtverstehens sich bewusst zu werden".

„Herr".

Für seine Schätzung wissenschaftlicher Leistungen hatte er neben dem ausgeführten Urtheile auch ein äusserliches Mittel: die Art und Weise, wie er das Wort „Herr" vor dem Namen eines Gelehrten brauchte oder wegliess, vor allem, wie er es betonte. Männer, die er bewunderte, nannte er mit dem blossen Namen: Herr Lachmann wäre in seinem Munde ganz undenkbar gewesen; doch gebrauchte er bei Lebenden das Wort auch zur Bezeichnung seiner hohen Achtung; dann betonte er aber nicht das „Herr",

[1]) Hätte er Emil Bährens' Ausgaben erlebt, so würde er vielleicht die Berufung auf ihn als auf eine Auctorität sich ebenso verbeten haben; denn wer im Conjiciren nicht Mass hält, und gar seine Conjecturen durch Aufnahme in den Text als Dichtung des herausgegebenen Dichters erklärt, missfiel ihm sehr. Vgl. oben p. 126: „Eine kritische Ausgabe soll nur das geben, was wir wissen".

sondern den darauf folgenden Namen. Begann er etwas gehobenen Tones, in breiter Aussprache und mit rollendem R mit dem Worte „Hérr", und liess mit gesenkter Stimme den Namen folgen, so lag darin schon eine Geringschätzung. Eine ganze Scala, von der leisen Misbilligung bis zur entschiedenen Verachtung hinab wusste er in das unscheinbare Wörtchen zu legen. Etwas neues über die Methode ist nicht mehr zu erwähnen. Zur Veranschaulichung seiner Art werden eine Anzahl von Aussprüchen dienen, wie er sie besonders im Seminar gelegentlich that:

Hauptiana.

1) „Metaphern sind ein Glatteis.

2) Ein Buch soll gelesen werden können, ohne dass man immer ein Dutzend anderer daneben liegen hat.

3) Eine Recension soll vor allem ein deutliches Bild des recensirten Buches geben.

4) Wenn an einer Stelle mehrere Conjecturen zur Auswahl geboten werden, so muss man von vorn herein misstrauisch sein.

5) Salmasius mag gewesen sein, wie er will: mein Mann ist er nicht; denn diese zentnerweise Gelehrsamkeit imponirt zwar, und doch ist nicht immer das Richtige, Klare dabei; aber Respect muss man vor ihm haben.

6) Wenn Jemand sagt: 'Ohne Zweifel', so hat man dies als eine Aufforderung zu betrachten, recht stark zu zweifeln.

Gelenius.

7) Der Editor Basileensis ist einer der feinsten Köpfe: Gelenius, der ohne durch Handschriften unterstützt zu sein, den Text des Aristophanes einen grossen Schritt weiter führte; jetzt braucht man das nicht mehr; denn sehr Vieles, was er aus Conjectur gesetzt hat, haben dann die Handschriften gegeben. Es ist derselbe, der den Ammianus Marcellinus herausgegeben hat, ein überaus bedeutender Mann. An den Philologen des 16ten Jahrhunderts kann man den Respect lernen. Denn wie arbeiteten die Leute, mit welchen Hülfsmitteln? Sie selbst schufen die Hilfsmittel, es sind dieselben Leute, von denen die ersten Lexica ausgingen. Und was mehr ist als alles erlernte Wissen, sie hatten den allersichersten Tact. Das kommt freilich mit daher, dass sie die zerstreuende Mannigfaltigkeit unserer Bildung nicht hatten. Alles war basirt auf zwei Grundfesten, die Bibel und das Latein und Griechisch. Das sind die Leute, die sich zur classischen Philologie der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ungefähr so verhalten, wie die vorausgusteischen Dichter zu diesen. Dann kommt die allergrösste Zeit der Philologie, zu der sie die unentbehrliche Vorbereitung waren.

8) Es gibt heutzutage wenig Menschen, die mehr wissen als sie drucken lassen, wohl aber viele, die mehr drucken lassen als sie wissen.

Gelehrsamkeit. 9) Wie man sagt: 'Alter schützt vor Thorheit nicht', so kann man auch sagen: 'Gelehrsamkeit schützt vor Thorheit nicht'; eine confuse Notizengelehrsamkeit ist selbst schon eine Thorheit.

10) An manchen Leuten unserer Zeit kann man nachweisen, dass ihr Stil durch das Parenthesezeichen [1]) verderbt worden ist.

11) Das Studium der Griechen und Römer ist auch deshalb so lehrreich, weil sie der Natur am nächsten stehen.

Asyndeton. 12) Ein Asyndeton ist da am Platze, wo das logische Verhältniss der Gedanken zu einander so klar ist, dass es einer besonderen Bezeichnung nicht bedarf. Im Griechischen ist das Asyndeton constant gebräuchlich, wenn der vorhergehende Satz entweder ein Allgemeines umfasst, und dann Einzelnes kommt, — oder wenn der vorhergehende Satz ankündigt, und dann das eintritt, was der Ankündigung entspricht.

13) Schlechte Theologen conjiciren sich ein Factum, um nur möglichst viel vom Buchstaben zu retten; eine solche Theologie untergräbt die Sittlichkeit.

14) Forma, Gestalt. Die Sprache fasst das Gute an einer Sache als das Wesentliche auf; was vom Rechten und Schönen abweicht, wird als seines Namens nicht würdig betrachtet; also forma bedeutet die Gestalt überhaupt, aber das Hässliche wird so betrachtet, als wäre es dieses Namens gar nicht werth; formosus ist = schön. Aehnlich unser Mensch und Unmensch.

Lateinschreiben. 15) Lateinschreiben ist vielleicht heute keine Nothwendigkeit mehr. Denn wenn man früher sagen konnte, das Latein sei die Sprache, die alle verstehen, wodurch die Wissenschaft zum Gemeingut der Welt werde, so ist das ganz anders geworden. Theils nothwendig; denn die Wissenschaften haben sich in Richtungen entfaltet, denen lateinisch zu folgen überaus schwer [2]) ist; — theils mehr zufällig; denn mit Ausnahme der

---

[1]) Schopenhauer über Schriftstellerei und Stil. Parerga und Paralipomena II, § 295: „Der leitende Gedanke der Stilistik sollte sein, dass der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, dass er deren zwei, oder gar mehrere, auf ein Mal denke. — Dies aber mutet ihm der zu, welcher solche als Zwischensätze in die Lücken einer zu diesem Zwecke zerstückelten Hauptperiode schiebt; wodurch er ihn also unnöthiger oder mutwilliger Weise in Verwirrung setzt".

[2]) 1852 recensirte er Paul Heyse's Studia Romanensia Particula I. (Diss. inaug. Berlin 1852) und schrieb: „Der Refrain ist als wichtiges Moment in der Geschichte der lyrischen Dichtkunst besonders von Ferdinand Wolf in seinem gelehrten Werke über die Lais hervorgehoben worden. Anknüpfend an Wolfs Untersuchungen verfolgt Hr. H. die Anwendung des Refrains in der provenzalischen und in der altfranzösischen Lyrik. Dabei bewährt er sorg-

Deutschen kommt das Latein den Völkern allmählich abhanden. Die Engländer, welche noch Latein schreiben, schreiben grimmiges Latein, die Franzosen verstehen es gar nicht mehr. So ist die Alleinherrschaft des Latein nicht mehr zu behaupten. Wenn man aber Latein schreibt, und wenn ein Philolog Latein schreibt, so muss er sich zusammennehmen und ordentliches Latein schreiben, nicht jenen so gebräuchlichen Philologenjargon“ [1]).

Mangel.

Die Anregung, welche Haupt nach den verschiedensten Richtungen gab, war eine mächtige; nur eines lässt sich als ein Mangel bezeichnen, dass er nicht, wie z. B. Trendelenburg that, am Anfang des Semesters kleinere, leichter zu bearbeitende Themata stellte; so ward dem Anfänger der Beginn selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit nicht erleichtert; und doch bedarf der Anfänger gar sehr dieser Hülfe: hat er einmal von einem Punkte her begonnen sich in seine Wissenschaft einzuarbeiten, so findet er sich dann schon weiter, aber dieser Anfang ist schwer.

Persönlicher Verkehr.

Persönlichen Verkehr mit den Studirenden pflegte Haupt während der letzten Jahre, da ich ihn kannte, so gut wie gar nicht. Wer ihm aber eine bestimmte Frage vorlegte, dem ertheilte er bereitwillig Auskunft. Ich selbst kam Ostern 1870 mit der Empfehlung eines

---

fältige Studien und feine Beobachtung, und dankenswerth ist, was er über die Gattungen der romanischen Lieder und über den Einfluss der französischen Lyrik auf die spätere provenzalische bemerkt. Mit grösserer Klarheit würde er wohl seine Beobachtungen und Ergebnisse dargestellt haben, hätte er nicht müssen lateinisch schreiben. Das Latein ist bei der Behandlung solcher Dinge schon an sich hinderlich, und Hr. Heyse handhabt es nicht sehr löblich und schadet der Bestimmtheit und Deutlichkeit seiner Gedanken durch ein ungelenkes Streben nach Zierlichkeit und durch unlateinisch bildernden und schillernden Stil“.

[1]) 1833 schon schrieb er in einer Recension des Dübnerschen Neudruckes von Casaubonus Commentar zum Persius: „Das Latein des Casaubonus ist allerdings ein kräftiges und lebendiges Latein, mit welchem der Autor nicht ringt, noch es mühsam aus Lexicis und Grammatiken zusammenbaut, sondern worin er, und welches in ihm lebt; aber jenes damalige Latein ist ein jetzt gestorbenes; das heutige Latein soll die Reinheit und den Glanz der schönsten Blüte der Römischen Litteratur mit der durch die Fortschritte der Begriffsentwickelung nothwendig gewordenen Bereicherung der Sprache des silbernen und selbst späterer Zeitalter vereinen, aber nicht willkürlich mit den Ausdrücken aller Zeiten und mit griechischen Wörtern und Redensarten gespickt sein, so wie jede Seite des Casaubon'schen Commentars ist“.

Mannes zu ihm. [illegible] auf [illegible] Hermann'sche Societät gewesen war: da ich aber zwar manches [illegible] der alten Literatur gelesen hatte, zu einer eigenen wissenschaftlichen Arbeit aber noch nicht reif genug war, so ward ich kurzer Hand abgefertigt mit [illegible] dass er für jede Frage eine Sprechstunde [illegible]. Als ich kam ein halbes Jahr darauf ins Seminar trat, kam ich auch in einen warmen [illegible] persönlichen Verkehr mit ihm, und denke noch in dankbarer Erinnerung der Stunden, da ich in seinem Arbeitszimmer ihm gegenüber sass: als er wusste, dass auch ich Lessing liebte, zeigte er mir auch seine Autographa.

— —

Abschluss.

Die Darstellung hat vieles einzelne berühren müssen; doch ist, hoffe ich, auch auf den Seitenpfaden nicht der leitende Gesichtspunkt dem Blicke entschwunden: dass der Verlauf der Geschichte ein nothwendiger ist, und dass es gilt, Schritt für Schritt diesem Verlaufe nachzugehen und aus seinen Einzelerscheinungen die lebendigen Kräfte zu begreifen oder wenigstens zu ahnen, welche in ihm sich offenbaren. Eine solche Geschichtsforschung konnte nur entstehen auf dem Boden einer mehr oder minder spinozistisch gefärbten Weltanschauung, oder wenn wir lieber wollen eines Christenthums, als dessen innersten Kern wir die echte Humanität betrachten, voll Liebe zu Gott und darum auch voll Liebe und Achtung aller seiner Geschöpfe, eine Humanität, welche von einem auserwählten Volke nichts weiss. Eigenthümlich aber dem Spinoza ist ein methodisches Verdienst: erst seit er von unseren Augen den verhüllenden Schleier des menschlichen Zweckbegriffes entfernt hat, ist eine objective Betrachtung der Geschichte möglich geworden; erst als man aufhörte mit dem Pygmäenmasstabe unserer Interessen göttliche Grösse zu messen, konnte man daran denken, ihren Spuren nicht umsonst nachzuforschen. Als nicht mehr nach dem Zwecke der Sprache gefragt wurde, verschwand zugleich die Frage nach ihrem Erfinder, und man durfte fragen: Welche Kräfte haben die Sprache hervorgebracht, wie gestaltet sich ihr Walten im Laufe der Entwickelung, was leisten sie uns in ihrer Wirksamkeit? Als man nicht mehr nach dem Zwecke der Religion sich erkundigte, verschwand die Annahme von lügenden Priestern und fabulirenden Poeten und es ward möglich, zu beobachten, wie das Göttliche in den Seelen der Menschen erwachte. Ebenso ist es mit dem Staate, mit der Kunst.

Nothwendigkeit in der Geschichte.

Zweck.

So waren denn auch Herder und Goethe, denen unsere Geschichtswissenschaft vor allen die bedeutendste Anregung verdankt, ausgesprochene

Herder. Anhänger Spinoza's. Herder hat in verschiedenen Schriften seine Uebereinstimmung mit Spinoza dargelegt, ausser in den 'Ideen zur Philosophie der Geschichte' besonders in einer früheren Schrift: 'Vom Erkennen
Goethe. und Empfinden der menschlichen Seele' (1778). Goethe hat nicht sowohl durch directe Auseinandersetzung gewirkt, als durch die Art, wie er solche Gesinnung durch manche seiner Gestalten offenbarte und griechische Klarheit und Formenschönheit in seinen Werken darstellte und lebendig nachempfinden liess. Der Begründer aber der Alterthumswissen-
Wolf. schaft, Fr. Aug. Wolf, war mit Goethe befreundet und hat dies auch in der Widmung des von ihm und Buttmann herausgegebenen 'Museums der Alterthumswissenschaft' an Goethe 1807 ausgesprochen. Gottfried Hermann stand zwar, wenigstens in seiner Theorie, unter dem Einflusse eines andern Gestirns, aber in der Praxis hat er im Sinne der historischen Auffassung gewirkt. Darzustellen, wie Haupt im bewussten Gegensatze zu Hermann auf dem Boden rein historischer Wissenschaft stand, war eine der Aufgaben der hinter uns liegenden Ausführung.

Weder Herder's, noch Spinoza's Namen habe ich je von Haupt nennen hören, es kam mir nur darauf an, zu zeigen, in welcher grossen geistigen Bewegung die historischen Studien, wie sie Haupt getrieben wissen wollte, stehen.

Idealismus der Wissenschaft. Aber eines haben wir gesehen, dass für Haupt die Wissenschaft eine Sache des Herzens war und dass er von ihr einen thatkräftigen Idealismus als Wirkung erwartete. Es erübrigt noch zu zeigen, wie auch Philologie im engern Sinne dieses Resultat haben kann. Das überall bedingte, kurzlebige Geschlecht der Menschen hat von jeher den Drang empfunden, an dem Absoluten und Ewigen Antheil zu gewinnen [1]). Auf verschiedenen Wegen hat es, bewusst und unbewusst, diesem Ziele zugestrebt, und einen dieser Wege zeigt uns das Studium der Geschichte. Denn wie man sich auch das Göttliche und unser Verhältniss zu ihm vorstellte, immer hat doch kindlicher Glaube und strenge Wissenschaft in dem Leben der Einzelnen, besonders aber in dem Werden und Vergehen ganzer Völker mehr als zufällige Ereignisse gesucht und entweder das Walten eines wohlbekannten Gottes, oder ewige, im letzten Grunde für uns unerforschliche Gesetze gefunden. Von diesem hohen Standpunkte aus betrachtet schwinden die Unterschiede der Wissenschaften, und wir sehen nur ihr gemeinsames Bestreben, soweit es menschlicher Beschränktheit möglich ist, den göttlichen Gedanken nachzudenken. Als Ideal erscheint dieser Betrachtung die Geschichte der Welt; die Geschichte der Erde und die der

[1]) Es liessen sich hier manche Stellen aus Spinoza citiren, eine der interessantesten Aufsätze Schopenhauers handelt vom 'metaphysischen Bedürfniss des Menschen'. (Werke III, 165—213).

Menschheit nur als ein Theil; der werthvollste freilich für uns, für die das Wort wahr bleiben wird: Das Studium der Menschheit ist der Mensch. Wer diese Betrachtung ernst nimmt, den bringt sie freilich zum Bewusstsein seiner Nichtigkeit, aber indem sie ihn belehrt, dass er vereinzelt nichts ist, macht sie ihn frei vom Egoismus[1]); indem sie ihn den Herzschlag eines dem seinigen unendlich überlegenen Lebens mitfühlen lässt, erhebt sie ihn auch über die engen Schranken persönlicher Gebundenheit. Vor dem energisch empfundenen Gedanken des Ewigen fliehen die kleinen Sorgen; denn es verschwinden alle Unterschiede irdischen Lebens, und aus ihm erwächst dem Menschen die Kraft, den vergänglichen Werth persönlichen Vortheils oder Nachtheils gering zu achten gegenüber ewigen Gütern. Das Ewige.

In diesem Resultate berühren sich wahrer Glaube und wahre Wissenschaft, wenn auch ihre Wege verschieden sind; der Glaube beruhigt sich bei der Form, welche das beste Fühlen der edelsten Gemüter in grossen Zeiten gefunden hat; die Wissenschaft geht in ewiger Bewegung dem Gange der Welt nach. Wandlungen des Glaubensinhaltes gehen nur unter gewaltigen Kämpfen vor sich, friedlich vollzieht die Wissenschaft ihren Fortschritt. Denn auch sie kennt Wandelungen; das Leben der Geschichte nimmt seinen eigenen Weg unabhängig von unserem Meinen, oft den gerade entgegengesetzten; darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Vergangenheit allmählich sich als eine andere zeigt, als wir vielleicht lange zu denken gewohnt waren. Oder wollen wir dem wirklichen Leben todte Einbildungen vorziehen? Glaube und Wissenschaft.

Allgemein gekannt zu werden verdient ein Wort des englischen Bischofs Butler[2]): „Things and actions are what they are, and the consequence of them will be what the will by; why then should we desire to be deceived?“

Gerade diesen Dienst aber wird echte Philologie der Geschichte leisten: sie wird verhindern, dass sich die Geschichte täuschen lässt. Sie soll die Nebel zerstreuen, welche die Zeit über die Dinge verbreitet, und luftige Wolkengebilde von festen Körpern unterscheiden lehren. Mag auch die künstliche Blume oberflächlichem Blicke glänzender erscheinen, als das lebendige Gewächs der schaffenden Natur: schliesslich behält das Lebendige und Wirkliche doch sein Recht, und während der Schein vergeht, offenbart die Wahrheit ungeahnte Schönheiten. Geschichte u. Philologie.

---

[1]) Schopenhauer würde sagen, sie hebt das principium individuationis auf.

[2]) Ich kenne dieses Wort aus einem Aufsatze meines Freundes Paulsen über John Stuart Mills Religionsphilosophie (Zeitschrift für Völkerpsychologie etc. Bd. IX. p. 97.)

Schönheit u. Wahrheit.

Denn mit der Schönheit geht es oft wie mit dem Glück; das echte Glück lässt sich nicht suchen, sondern wird auf dem Wege der Pflicht gefunden [1]); ebenso muss selbstlos den Pfad der Wahrheit zuvor betreten, wer die wahre Schönheit anschauen will. Erst als das doch liebgewonnene Bild des einen Homer beseitigt war, ward das Verständniss der schaffenden Volkskraft, die sich im Liede kund gibt, möglich. Wieviel ähnlicher Vorurtheile aber liessen sich anführen, die ebenso festgehalten wurden und ebenso höhere Wahrheit verhüllten [2])!

Philologie im weitern Sinne.

Soweit gilt die Betrachtung für alle Wissenschaften. In einer jeden wird wahres Leben erst dann sich regen, wenn sie ihres Zusammenhangs mit dem Ewigen sich bewusst wird, oder ihn wenigstens fühlt. Die Anwendung auf die Philologie ergibt sich von selbst. Eine der edelsten Offenbarungen des göttlichen Geistes ist das Leben der Griechen und nach ihnen das der Römer, und ihm nachzugehen ist eine Aufgabe, welche den Einsatz einer Lebenskraft belohnt; denn hier fliesst 'eine lebendige Quelle der Erholung und Veredelung' [3]). Als sich in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch Herder, die Ueberzeugung immer mehr Bahn brach, dass nicht eine einzelne Lebensäusserung eines Volkes isolirt völlig begriffen werden könne, sondern nur im Zusammenhange mit allen übrigen, liess sich auch der bisherige Umfang der Philologie, der nur die Sprache und mit ihr die Litteratur umfasste, als einer Sonderwissenschaft nicht mehr halten; an seine Stelle trat der erweiterte Begriff der Alterthumswissenschaft als des Studiums eines einigen Volkslebens im Zusammenhange aller Lebensäusserungen dieses Volkes. In diesem höchsten Sinne ist die Philologie identisch mit der Geschichte [4]).

---

[1]) Einer von Aristoteles' schönsten und lebensvollsten Gedanken ist der in der Nicomachischen Ethik X., 4. 1174, b 32 ausgesprochene: *τελειοῖ δὲ τὴν ἐνέργειαν ἡ ἡδονὴ οὐχ ὡς ἡ ἕξις ἐνυπάρχουσα, ἀλλ' ὡς ἐπιγιγνόμενόν τι τέλος, οἷον τοῖς ἀκμαίοις ἡ ὥρα.* Vgl. ibid. III, 12. 1117 b. 15: *οὐ δὴ ἐν ἁπάσαις ταῖς ἀρεταῖς τὸ ἡδέως ἐνεργεῖν ὑπάρχει, πλὴν ἐφ' ὅσον τοῦ τέλους ἐφάπτεται.* Vgl. Trendelenburg, die Lust und das ethische Princip (historische Beiträge zur Philosophie III, 192 ff.).

[2]) Ich darf hier auf Lotzes Mikrokosmos, besonders auf die Einleitung und den dritten Band hinweisen.

[3]) Haupt opp. III, 235.

Böckh's Definition.

[4]) Es ist bekannt, dass Böckh vor allen diesem Gedanken Bahn gebrochen hat, vgl. oben p. 64, 76. Seine Definition der Philologie aber, als 'der Erkenntniss des Erkannten' bietet eine wenig glückliche Formulirung. Es ist nicht gestattet, Worten von umgrenzter Bedeutung, wie 'Erkennen', eine andere Bedeutung zu octroyiren; dies müsste man aber, um die Erkenntniss z. B. der alten Kunst in der Philologie wiederzufinden. Also ist die Definition

Philologie im engern Sinne.

Ist also der Philologie ein weites Gebiet geöffnet, so müssen wir uns doch hüten, dass wir nicht den beschränkteren Besitz verlieren, welcher ihr vorher eignete: ohne die Sprache reden die übrigen Denkmäler eines Volkes nur undeutlich und geben mehr Fragen als belehrende Antworten. Am unmittelbarsten und am reichsten offenbart sich das Leben in den sprachlichen Denkmälern, in der Litteratur. Darum ist die Sprache dem Philologen Zweck und unentbehrliches Mittel. Wie fein auch, um nur ein Beispiel zu nennen, des Archaeologen Kunstverständniss sein mag, nur in seltenen Fällen erreicht er in der Datirung der Kunstwerke Sicherheit, wenn nicht sprachliche Nachrichten, und wäre es die kleinste Inschrift, hinzutreten. Ja, wäre uns nicht durch die Litteratur die Ideenwelt erschlossen, aus welcher auch die Kunstwerke erwuchsen, sie wären uns kaum halb verständlich.

Die Sprache.

Wir können darum Gottfried Hermann insoweit zustimmen, als wir mit ihm die Sprache als den Lebenskern der Philologie ansehen, und sind in der glücklichen Lage, die Früchte des Streites zwischen ihm und Böckh geniessen zu dürfen: es gehört mehr zu einem Alterthumskundigen, als die Kenntniss der Sprache, ohne sie aber gibt es wissenschaftliche Einsicht nicht. Wer sich also einen Philologen nennt, wird sich in erster Linie durch genaue Kenntniss der Sprache als berechtigt zu diesem Namen ausweisen müssen.

Die Kritik.

Die sprachliche Forschung lässt uns den Weg erkennen, der von dem Geiste des Schriftstellers zu seinem Werke führte. Hierzu muss eine zweite Wanderung treten; zurück von der überlieferten Gestalt des Schriftwerkes zur Seele des Schriftstellers. Menschliche Schwäche hat es stets bewirkt, dass weder die Ueberlieferung der Thatsachen, noch der Schriftwerke unverfälscht bleibt. Es ist also nothwendig, wenn wir Sicherheit haben wollen, von der vorliegenden verderbten Form schrittweise rückwärts zu gehen, um bis zur ursprünglichen Gestalt zu gelangen. Da der Philolog eine vergangene Zeit in ihrer Wirklichkeit wiedererkennen will, so ist es sein Amt, diesen Weg einzuschlagen; das Ideal der Kritik ist, alle Stufen der Veränderung aufzuzeigen: erst die Geschichte der Entstellung gibt die volle Ueberzeugung von der Wahrheit des Gefundenen. Noch deutlicher als bei der niederen Kritik ist dies bei den höheren Aufgaben; wäre es möglich schrittweise zu verfolgen, wie die unverstandene Thatsache abgeschlossener Epen dazu führte, einen Dichter

---

einerseits zu weit: ein Schüler, der zum ersten Male den pythagoraeischen Lehrsatz begreift, erkennt Erkanntes und übt doch keine philologische Thätigkeit, andrerseits zu eng; denn die Kunstwerke der Alten sind nicht Producte der Erkenntnissthätigkeit.

für sie vorauszusetzen; könnte man darstellen, wie allmählich Vergessenheit des Ursprünglichen eintrat, könnte man endlich genau den Bestand der ursprünglichen epischen Lieder nachweisen, welche unmittelbar vor der Schöpfung jener Epen bekannt waren, so wäre ein Zweifel nicht mehr möglich [1]).

Philologisches Verständniss.

In dem Processe des vollen Verständnisses also vereinigen sich zwei Wege von entgegengesetzter Richtung, ähnlich wie in den Dingen des Herakleitos, der eine, um die bequeme aristotelische Formel zu gebrauchen, ausgehend vom *πρότερον φύσει* vorwärts, der andere vom *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* beginnend rückwärts. Den ersten wird am meisten die reconstruirende Phantasie betreten, den zweiten am liebsten der sondernde Verstand. Geniale Ahnung mag den Process des Werdens halb errathend anschauen, ich erinnere an Herder: wissenschaftliche Sicherheit gibt erst die Kritik, wir denken an Wolf, Lachmann, Kirchhoff. Glücklich, wer beides vereinigt. Eine selbstständige Wissenschaft ist die Kritik nicht; sie ist eine Technik, die zum Zweck hat, das Echte, von den Entstellungen und Umformungen der Zeit gereinigt, in ursprünglicher Form wiederherzustellen; das kann freilich nicht geschehen ohne eindringende Kenntniss des Gegenstandes und ohne die Kenntniss der historischen Bedingungen seiner Veränderung; die Technik der Kritik richtet sich ganz nach ihrem Objecte und je mehr sie sich führen lässt, desto sicherer wird sie gehen. Methodische Anwendung der Kritik ist das zweite Kennzeichen des Philologen.

Ethisches in d. Philologie.

Es folgt von selbst, dass Feindschaft gesetzt ist zwischen dieser Philologie, der Wissenschaft des wirklichen Geschehens, und der Construction aus dem Leeren; Feindschaft zwischen ernster Arbeit und bequemer Schönrednerei, kurz gesagt: Feindschaft zwischen Wirklichkeit und Schein, zwischen Wahrheit und Lüge.

Wir stehen am Ende. Wer die Quelle des nachhaltigsten Genusses und der höchsten Befriedigung, wer den tiefsten Grund der Sittlichkeit in dem lebendigen Gefühl unseres Zusammenhangs mit dem Ewigen erkannt hat, für den ist die historische Wissenschaft beides: eine Quelle ungetrübter Freude und eine sittliche Aufgabe; er weiss, dass er mit daran arbeitet, diesen Zusammenhang, wenn auch nicht völlig begreiflich zu machen, so doch lebhaft empfinden zu lehren. Für ihn ist die Wissenschaft mehr als ein interessantes Spiel der Phantasie: sie ist ihm ein Gottesdienst.

Ich schliesse mit Haupt's schon einmal angeführten Worten: „Vera eruditione liberantur animi ab angustis humilibusque curis et cogitationibus,

---

[1]) Ich bekenne, diese Vorstellung vom Wesen der Kritik hauptsächlich aus Kirchhoff's Untersuchungen über die Odyssee abstrahirt zu haben.

incitantur ad cognoscenda et appetenda summa generis humani bona, imbuuntur pietate, quae a superstitione tanto discrimine distat quanto a levi superboque religionis contemptu, denique corroborantur ad sustentandam atque augendam patriae laudem ac salutem".

Beilage A.

Verzeichniss der Vorlesungen Haupts.

I. Leipzig 1837—1850.

1) 1837 W[inter]. Catull — Nibelungen.
2) 1838 S[ommer]. Properz — Deutsche Grammatik.
3) „ W. Lucrez — Walther v. d. Vogelweide.
4) 1839 S. Tacitus' Germania — Geschichte d. altdeutschen Dichtung.
5) „ W. Horaz' Oden — Dichtersprache des 13. Jh. u. Hartmanns Gregor.
6) 1840 S. Catull — Ausgew. Gedichte des 13. Jh.
7) „ W. Persius — Germania — Gudrun.
8) 1841 S. Properz — Gesch. d. altd. Dichtung.
9) „ W. Tac. Agricola und Dialogus — Deutsche Grammatik - Walther von der Vogelweide.
10) 1842 S. Horaz' Satiren — Nibelungen.
11) „ W. Catull — Mhdeutsche Grammatik.
12) 1843 S. Germania — Gesch. d. altd. Dichtung.
13) „ W. Römische Litteraturgeschichte — Walther — Altfranzösische Grammatik.
14) 1844 S. Tibull — Ilias (ausgew.) — Nibelungen.
15) „ W. Catull — Deutsche Grammatik.
16) 1845 S. Germania — Babrius — Gesch. d. altd. Dichtung.
17) „ W. Horaz' Satiren — Parzival oder Nibelungen sind zur Auswahl geboten.
18) 1846 S. Ilias — Deutsche Grammatik.
19) „ W. Persius — Walther v. d. V. — Altfranzösische Gr.
20) 1847 S. Catull — Nibelungen.
21) „ W. Römische Litteraturgesch. — Gesch. d. altd. Dichtung.
22) 1848 S. Germania — Deutsche Grammatik.
23) „ W. Ilias — Parzival.
24) 1849 S. Catull — Nibelungen.
25) „ W. Plautus' Trinummus — Nibelungen — Metrik.
26) 1850 S. Aeschylus' Agamemnon — Walther v. d. V.
27) „ W. Theokrit — Gesch. d. altd. Dichtung — Altfr. Gr.

2. Berlin 1853—1874.

28) 1853 W. Catull — Germania — Walther v. d. V.
29) 1854 S. Properz — Deutsche Grammatik.
30) „ W. Tibull — Nibelungen.
31) 1855 S. Horaz' Satiren — Parzival.
32) „ W. Germania — Walther v. d. V.
33) 1856 S. Properz — Deutsche Grammatik.
34) „ W. Tibull — Römische Littgesch. — Hartmanns Gregor.
35) 1857 S. Ilias — Nibelungen.
36) „ W. Horaz' Satiren — Parzival.
37) 1858 S. Properz — Deutsche Grammatik.
38) „ W. Aristophanes' Acharner — Germania — Minnesinger des 12. Jh.
39) 1859 S. Catull — Ilias — Nithard.
40) „ W. Aeschylus' Prometheus — Horaz' Satiren.
41) 1860 S. Acharner — Properz.
42) „ W. Germania — Römische Littgesch.
43) 1861 S. Theokrit — Tibull.
44) „ W. Aristophanes' Aves — Catull.
45) 1862 S. Prometheus — Horaz' Satiren.
46) „ W. Acharner — Properz.
47) 1863 S. Ilias — Plautus' miles gloriosus.
48) „ W. Aves — Tibull.
49) 1864 S. Prometheus — Horaz' Satiren.
50) „ W. Sophokles' Elektra — Properz.
51) 1865 S. Acharner — Horaz' Episteln.
52) „ W. Aeschylus' Perser — Miles gloriosus.
53) 1866 S. Theokrit — Tibull.
54) „ W. Ilias — Horaz' Satiren.
55) 1867 S. Elektra — Properz.
56) „ W. Acharner — Catull.
57) 1868 S. Prometheus — Horaz' Episteln.
58) „ W. Aves — Terenz' Eunuchus.
59) 1869 S. Theokrit — Tibull.
60) „ W. Ilias — Horaz' Satiren.
61) 1870 S. Perser — Properz.
62) „ W. Elektra — Catull.
63) 1871 S. Acharner — Horaz' Episteln.
64) „ W. Prometheus — Tibull.
65) 1872 S. Ilias — Horaz' Satiren.
66) „ W. Aves — Properz.
67) 1873 S. Perser — Horaz' Episteln.
68) „ W. Elektra — Catull.

Am 5. Februar 1874 starb Haupt.

Beilage B.

Uebersicht über Haupts Recensententhätigkeit mit Auszügen aus seinen Recensionen.

I) 1831—1840. Der junge Haupt.[1])

1831.

1) Herzog Ernst's von Bayern Erhöhung, Verbannung etc. von Rixner. 1830. — Blätter für litterarische Unterhaltung 1831, No. 14[2]).

Am Schlusse heisst es: „Während Jacob Grimm's vorleuchtendes Beispiel die Grammatiker aller Sprachen zur Nachfolge auffordert, wird uns hier ein Buch geboten, mit dem sich in der griechischen und lateinischen Philologie erst dann allenfalls etwas vergleichen lassen würde, wenn etwa einmal ein Schüler einer der untersten Classen eines Gymnasiums einen griechischen Auszug aus der Ilias herausgäbe."

2) Reimchronik des Appenzellerkrieges etc. ed. Arx. 1830. Bl. f. l. U. No. 20.

„Der Zweck der Geschichte ist nicht blos, Geschehenes zu erforschen und zu erzählen, sondern auch von den Zuständen ein treues und lebendiges Bild darzustellen. — Kein Verständiger wird an die Reimchroniken des Mittelalters mit Anforderungen treten, die er sich nach der Einfalt und Würde und Unabsichtlichkeit des volksthümlichen Epos oder nach der Abrundung, Feinheit und Planmässigkeit der Kunstpoesie gebildet hat; aber schon in der Existenz der Reimchroniken liegt Poesie genug."

3) Die Haimonskinder etc. von L. Bechstein. 1830. Bl. f. l. U. No. 48.

„Als wir den Titel dieser Haimonskinder erblickten, fühlten wir bereits alle die Leiden, die ein neumodisches Epos über den armen Leser verhängt, der es büssen muss, dass die Ermahnung, welche die epischen Volksgedichte, die nun zu neuem Leben erwacht sind, deutlich ergehen lassen, an dem Verfasser unvernommen vorbeigerauscht ist. Die Herrlichkeit jener Gedichte, die Strahlen untergegangenen Lebens, die durch geheimnissvolles Dunkel brechen, sollten doch endlich abschrecken von frevelhaften Versuchen, den Wiederschein eines in sich einigen Volkslebens, die grossen Schatten, die eine mächtige Zeit wirft, durch Lampenlicht und Schattenspiel nachzustümpern. Es ist leicht, eine Aehre im Munde zum Blühen zu bringen, aber die ernährende Saat, die mit bunten Blumen geschmückt, im frischen Winde wogt, wurzelt im Erdboden."

4) Die Insel der Glückseligkeit etc., erste Abtheilung, von Atterbom. Bl. f. l. U. No. 144.

5) Die Verslehre der Isländer von Erasm. Chr. Rask, verdeutscht von Mohnike. 1830. Bl. f. l. U. No. 202.

---

[1]) Die Kenntniss der Recensionen in den Blättern für litt. Unterhaltung und der Leipziger Litteraturzeitung verdanke ich der Gefälligkeit der Herren Hirzel und Brockhaus in Leipzig.

[2]) Die Recensionen Haupts in den Bl. f. l. U. sind 1831 mit 133 unterzeichnet.

6) Otfrids Krist etc. ed. Graff. Bl. f. l. U. No. 223, 224.

„Aus dem Mittelalter ragen hohe Münster in unsere Zeit herüber, Denkmäler frommer Begeisterung, die Leben und Kunst einigend durchdrang, aber meist unvollendet und daher zugleich Zeugen zwiespältiger Tage, wo in der Theilnamlosigkeit der Menge die Kunst abstarb; umgekehrt, hoffen wir, wird die deutsche Philologie nach und nach sich allgemeinere Würdigung erringen. und wie das Werk der Bauenden fortschreitet, wird es, als ein Bedeutendes und Grosses, mannigfaltige Kräfte und Bestrebungen an sich ziehen." Vgl. oben p. 272, 274.

7) Slawische Volkslieder, übs. von Wenzig. 1830. Bl. f. l. U. No. 244. Vgl. oben p. 168.

„Die Lieder der meisten slawischen Völker haben die Eigenthümlichkeit grösserer Regelmässigkeit und Glätte der Sprache. — Die Zierlichkeit der Uebersetzung ist demnach wohlbegründet. Aehnlich verhält es sich mit den spanischen Romanzen, deren Uebersetzer sich von gewissen volksmässigen Freiheiten der Rede fern halten muss, die bei der Uebersetzung dänischer, schwedischer, englischer Lieder am rechten Orte, ja ganz unerlässlich ist."

8) Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jh. von Wilh. Müller. Elftes und zwölftes Bändchen. 11. Jacob Schwieger, Georg Neumark, Joachim Neander; 12. Friedrich Spee (Auswahl). Bl. f. l. U. No. 273.

9) Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius, übs. von Mohnike 1830. Bl. f. l. U. No. 282.

„Unverkennbar ist in den schwedischen Volksliedern eine gewisse Strenge, worauf Geijer die Aeusserung Alfieri's über das erhabene Schrecken, das ihn in der Stille der nordischen Natur befallen, sinnreich anwendet. Aber die verschlossenen Knospen brechen oft zu vollen Blüten auf, das tiefe Gefühl tritt aus der Hülle, in der es sich gleichsam verborgen, mächtig hervor."

10) Entgegnung auf einen Angriff von Reinbeck, bezüglich des deutschen Unterrichts auf Gelehrtenschulen (gegen eine Aeusserung Haupts in der Anzeige des Krist). Bl. f. l. U. No. 319. Der Aufsatz Reinbecks ibid. No. 292. 293. (Auszüge gibt Zacher im Nekrolog).

1832.

In diesem Jahre ward Haupts Vater todkrank. Vgl. oben p. 12. Haupt scheint wenig geschrieben zu haben, ich finde nur 11) einige kurze Notizen im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Aufsess und Mone, auf Spalte 281, 282, 289, 291, 292.

1833.

12) Einige Notizen und Anfragen in Aufsess' Anzeiger Sp. 11, 15, 16, 150 (Bitte um Mittheilung altfranzösischer Volkslieder), 243. Auf Sp. 11 sucht Haupt zu kaufen: ein vollständiges Exemplar der Einsiedlerzeitung Trösteinsamkeit. Vielleicht geschah es in Anknüpfung an diesen Wunsch, dass ihm später Freunde ein scherzhaftes Büchlein eigener Zusammen-

stellung schenkten: „Trösteinsamkeit, twe und föftig Sprekwörd för Moriz Kopp, up jeden Sündag en.“ Eine zweite vermehrte Auflage besorgte 1864 Gustav Parthey. Es sind fast durchweg scharf gewürzte apologische Sprüchwörter, wie denn Haupt zur rechten Zeit solche Kost sehr liebte.

13) Heine, zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland, 1. u. 2. Theil. — Bl. f. l. U. No. 225, 226, 227, 228, 323, 324, 325. Haupt ändert seine Chiffre und unterzeichnet mit 45.[1])

Heine.

In dieser Anzeige gibt Haupt seiner Liebe zum deutschen Vaterlande gegenüber Heines Spöttereien energischen Ausdruck, Heines Stil bewundert er: „Heines Bestreben, die Erhebung der deutschen Stämme den Franzosen gegenüber lächerlich zu machen, zeugt von grosser Unwürdigkeit der Gesinnung. Gerade das ist das Herrliche in den Franzosen, dass in ihnen das Gefühl der Nationalehre lebendiger waltet als in den Deutschen; eine solche frivole Entäusserung des nationalen Ehrgefühls, wie sie bei Heine sich kundgibt, muss ihnen verächtlich sein, wenn sie vielleicht auch ihrer Eitelkeit schmeichelt.“

„Die Opposition entgegengesetzter Parteien, die sich gegen Goethes Herrschaft vereinigten, insonderheit die Jämmerlichkeit Pustkuchens, wird nicht ohne hier und da treffende Schärfe gewürdigt. Durch das Ganze blickt Heines wohlbegreifliche Scham, sich selbst unter der sehr gemischten Gesellschaft der Gegner Goethes befunden zu haben. — Ehrenwerth ist das Geständniss, dass ihn der Neid zur Anfeindung Goethes angetrieben. Ueberhaupt hat ihn, nun Goethe todt ist, ‘ein unnennbarer Schmerz’ ergriffen. Dieser Schmerz ist aber keineswegs so mächtig, dass er einen herzlosen Witz zu unterdrücken vermöchte. Das Geistreiche, Pikante ist der Götze, dem Heine seine edelsten Gefühle opfert.“

14) Die erste ausführliche philologische Recension Haupts ist die über: Gedichte Walthers von der Vogelweide, übs. von Karl Simrock und erläutert von Wilh. Wackernagel 1833. Leipziger Litteraturzeitung No. 108, 109 (unterzeichnet M. H.). Vgl. oben p. 66, 145.

15) Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit, von Dr. Heinrich Hoffmann 1832. Leipziger Litteraturzeitung No. 185 (u. M. H.).

„An mehr als einer Stelle des Buches ist es recht ersichtlich, wie in jenen verunglimpften Zeiten (c. 12. Jh.) und noch lange nachher der Unterschied des Gemeinverständlichen und des Poetischen noch unerhört war.“

---

[1]) Im Verzeichniss der Mitarbeiter an dem Brockhausischen Conversations-Lexicon der Gegenwart IV, 2 (1841) p. IX. ist Haupt der fünfundvierzigste. Auf meine Erkundigung theilt mir Brockhaus mit, dass zu der von ihm herausgegebenen Gegenwart Haupt keinen Beitrag geliefert habe. Ob ein Irrthum vorliegt, weiss ich nicht. Scherer hat im Anzeiger des 3. und 4. Heftes der Zeitschrift f. d. deutsche Alterthum 1876, p. 322, Note 1 die Vermutung ausgesprochen, dass Haupt in dem Werke die Chiffre 56 führe; denn damit sind die Artikel Benecke I, 439 und Deutsche Philologie I, 1021 unterzeichnet, welche Sch. Haupt zuschreiben zu können glaubt. In der That zeigt die Vergleichung mit Haupts Gedächtnissrede auf J. Grimm grosse Aehnlichkeit.

16) Wiggert, Scherflein zur Förderung älterer deutscher Mundarten. 1832. Leipziger Litteraturzeitung No. 187 (u. M. H.)

17) Der Renner[1]) von Hugo von Trimberg; zum ersten Male herausgegeben etc. vom historischen Vereine zu Bamberg 1833. Leipziger Litteraturzeitung No. 290 (u. M. H.).

„Wenn wir den Renner ein Gedicht nennen, so geschieht dies nicht in jenem höchsten Sinne einer lebendigen Offenbarung des Göttlichen in concreter Erscheinung, mag nun diese Offenbarung aus der Kraft eines einzelnen Geistes hervorspriessen, oder in der Sage enthalten sein, welche die Dichter als dienende Hypotheten überliefern; vielmehr erinnert der Renner nur hie und da im Einzelnen an das Wesentliche wahrer Poesie. Denn indem er aus der bestimmten Absicht, zu belehren, hervorgegangen ist, und die abstracten Vorschriften der Moral, die er darlegt, zwar mit Beispielen umkleidet, aber nicht in dem Ganzen der Erscheinung durchdringend aufgehen lässt, befindet er sich durchaus auf einem didaktischen Gebiete, welches dem der Poesie ungleich, ja entgegengesetzt ist."

1834.

18) Recension des Dübnerschen Neudruckes der Casaubon'schen Persiusausgabe 1833. [Berliner] Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, No. 822, Mai (unterzeichnet E. B.).

19) Recension der Hauthal'schen Ausgabe[2]) der ersten Satire des Persius, ibid. No. 894. Juni (u. E. B.).

Haupt reiste nach Wien, lernte Hoffmann v. Fallersleben, Endlicher, Ferdinand Wolf persönlich kennen, nahm Theil an ihren Arbeiten und schrieb noch in Wien selbst:

20) Zu Endlicher's und Hoffmann's Ausgabe der Wiener althochdeutschen Fragmente 1834. [Wiener] Jahrbücher der Litteratur. Bd. 67, p. 178—198. Auch einzeln ist diese gehaltreiche Recension unter dem angegebenen Titel bei Gerold in Wien erschienen; sie ist mit vollem Namen unterzeichnet. Vgl. oben p. 14; Hoffmann v. F. erzählt von seiner und Endlichers Arbeit, sowie von Haupts Anzeige in: Mein Leben, II p. 247—251.

21) Der Cid, ein Romanzenkranz, übers. von Duttenhofer. Blätter für litterarische Unterhaltung, No. 52, 53 (u. 45). Hier spricht sich H. über die Pflichten eines Uebersetzers aus und gibt zuletzt selbst eine Probe durch Uebersetzung einer Romanze.

---

[1]) Diese Recension bezeugt Haupt selbst in einem Briefe an Hoffmann von Fallersleben vom 18. Februar 1835: „Haben Sie das zweite Heft des Bamberger Renner schon gelesen? Spasshaft ist, das in der Vorrede der guten Vorschläge des Recensenten in der Leipziger Literaturzeitung (das bin ich, mit Ehren zu melden) gedacht wird, ohne dass sie im geringsten befolgt sind."

[2]) Dass die beiden Persiusrecensionen von Haupt seien, beruht auf einer Mittheilung Herchers.

„Wenn Herder die strenge Treue ausser Acht liess, so hat er dagegen das Wesen jener alten Lieder mit reiner Empfänglichkeit aufgenommen und mit lebendiger Kraft reproducirt. Alles ist im Ganzen und Vollen empfunden; nichts mühseliges und künstlich erzwungenes ist sichtbar; der Hauch des Genius weht durch sein Werk. Wäre nun strenge Genauigkeit mit diesem einträchtigen Tone des Ganzen unvereinbar, so würden wir kein Bedenken tragen, uns eine treue Uebersetzung zu verbitten und uns an Herders freie Nachbildung halten, die Treue der Worte dem wichtigeren Erfordernisse des poetischen Eindruckes weit nachsetzend. Da aber die Fortschritte der Uebersetzungskunst und die gerade zu diesem Zwecke ausgebildete Fügsamkeit unserer Sprache es unzweifelhaft lassen, dass durch die höchste Treue zugleich ein Eindruck hervorgebracht werden kann, welcher der individuellen Wirkung des Originals entspricht, und freilich weit mehr entspricht als eine Uebersetzung, die es mit dem Einzelnen nicht genau nimmt, um den Geist und Ton des Gesamten zu erfassen; — so halten wir eine getreue Uebersetzung der Romanzen vom Cid allerdings für ein sehr lobenswerthes Unternehmen, wenn sie von Kenntniss, Sinn und Geschick zeugt. Das blose Bestreben, wörtlich zu übersetzen, diese mechanische Bemühung des Copirens reicht nicht aus. Der Uebersetzer muss die Individualität des Werkes, das er nachbilden will, mit künstlerischem Sinne in sich aufnehmen, sich in dasselbe durch aneignendes Studium so einleben, dass ihn überall ein untrügliches Gefühl des Angemessenen leitet und Störendes und Misstöniges ihn gar nicht berührt. Der Uebersetzer dieser Romanzen musste vor Allem sich der modernen Künstlichkeit und Sentimentalität entäussern und die epische Einfachheit dieser alten Poesie rein empfinden." Herders Cid. Vom Uebersetzen.

22) Die Insel der Glückseligkeit von Atterbom. Schluss. Bl. f. l. U. No. 82, 83.

23) Ferd. Wolf, über die neuesten Leistungen der Franzosen für Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte. Bl. f. l. U. No. 196, 199. Vgl. oben p. 81, 164.

1835.

24) Merigarto, althochdeutsches Fragment, ed. Hoffmann v. Fallersleben. Bl. f. l. U. No. 5.

25) Schi—king [1]). Chinesisches Liederbuch. Von Rückert. Bl. f. l. U. No. 160, 161, 162. Vgl. oben p. 164.

„Die neueren, zunächst gegen Wolf's Ansicht gerichteten Untersuchungen über die homerischen Gedichte zeigen recht deutlich, wie es ehrenwerther Gelehrsamkeit und nicht geringem Scharfsinne unmöglich ist, das Problem jener einzelnen Erscheinung befriedigend zu lösen. Diese mehr ausführlichen als gründlichen Untersuchungen legen den Masstab unserer Tage, in denen die Dichtung vereinzelt entsteht und vereinzelt empfunden wird, an das Epos, Vergleichende Methode.

[1]) Aus dieser Recension hat Scherer Einiges mitgetheilt im Anzeiger des 3. und 4. Heftes der Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bd. VII. der neuen Folge 1876, p. 322, unter der Ueberschrift: Haupt über vergleichende Poetik. — Haupt spricht von seiner Recension in einem Briefe an F. Wolf vom 1. Juli. 1835.

das ausschliessliche Eigenthum eines entschwundenen gemeinsamen Zustandes, anstatt auf sorgfältiger Beobachtung des Wesens und der Gestalt, welche die epische Poesie überall zeigt, zu fussen."

Volkspoesie.

„Wie in dem Antlitze des Menschen sein Charakter und seine Empfindung sich unwillkürlich darstellt, so tritt in der Volkspoesie die Eigenthümlichkeit eines ganzen Volkes und einer ganzen Zeit in ungetrübter Reinheit von selbst an das Licht. Die Poesie eines einzelnen Dichters deutet zwar ebenfalls auf die nationale Gemeinschaft und das Zeitalter, denen er angehört, hin, aber kein Einzelner vermag die Gesamtheit der Zustände, in deren Mitte er sich befindet, in bewusster Darstellung zu umfassen, und andrerseits überschreitet die Individualität den Kreis des Gemeinsamen. In der Volkspoesie aber tritt nirgend die Individualität einzelner Dichter hervor; das Volk selbst ist ein Individuum [1]), das sich in namenlosen Liedern offenbart, die aus seinem gesamten Leben unwillkürlich hervorgehen, so wie in der Sprache, die keine Erfindung Einzelner ist, die Poesie, die in allen Gemütern lebt, als gemeinsames und allen gerechtes Besitzthum zu Tage kommt, und die Einwirkung Einzelner erst dann bemerkbar ist, wenn die jugendliche Schöpferkraft des Sprachgeistes ihr Werk gethan hat. . . . . Echte Volkslieder in ihrer Unabsichtlichkeit schildern nicht sowohl Zustände als führen sie unmittelbar vor. In Göthes westöstlichem Divan ist nicht das Orientalische das, zu dem wir mit immer neuer Liebe zurückkehren, sondern das Göthe'sche."

Individualität.

26) Wolfram von Eschenbach, ed. Lachmann. 1833. Bl. f. l. U. No. 223, 224. Vergl. oben 294—304. Diese Recension ist die letzte, welche Haupt für die Brockhausischen Blätter schrieb. Es erschien in ihnen in demselben Jahre eine Recension der Grimm'schen deutschen Mythologie, die ihn zum Abbruche seiner Beziehungen bewog. Er schreibt am 18. Febr. 1836 an Hoffmann:

„Ihre Lieder würde ich freilich gern anzeigen, wenn es nicht unmöglich wäre, aber sonst ist es mir lieb, mich von den Brockh. Blättern frei gemacht zu haben. An einem kritischen Blatte ohne alle Einheit, dessen Mitarbeiter nur die zufällige Bekanntschaft mit dem Verleger zusammen würfelt und wo neben trefflichen Aufsätzen solches Zeug steht wie die Anzeige von Grimms Mythologie, bringt es keine Ehre mitzuarbeiten. Der Geldgewinn ist nicht gross, der Zeitverlust nicht klein und daran, dass man sich etwa in guter Gesellschaft erhoben und gefördert fühlte, nicht zu denken." Ganz ähnlich schreibt er auch an F. Wolf am 4. Jan. 1836. „Grimm's deutsche Mythologie ist in den Br. Blättern von einem Esel recensirt." Die Recension steht im Jahrgange 1835. No. 339—342 (unterzeichnet 175). Von nun an setzt Haupt die allgemeine Begeisterung immer mehr in ernste Specialarbeit um; nur wenige Recensionen allgemeinen Inhalts sind noch zu verzeichnen.

1836.

27) Glagolita Clozianus, ed. Kopitar. 1836. [Wiener] Jahrbücher für Litteratur. Bd. 76, 103—133, mit vollem Namen unterzeichnet.

---

[1]) Neben diesen Worten Haupts die Briefe Lachmanns an W. Grimm (bei Zacher. Ztschrft. f. d. Ph. II) zu lesen, ist vom höchsten Interesse.

28) Buch der Liebe von Hoffmann v. Fallersleben. 1836. — Neues Lausitzisches [1]) Magazin, herausgegeben von der Oberl. Ges. d. Wissenschaften, durch deren Secretär J. Leopold Haupt. Neue Folge B. I. p. 172 f. (unterzeichnet th = ψ).

„Was der Dichter gibt, ist deutsch empfunden und ausgesprochen in einem reinen, gewandten, wohllautenden Deutsch, dem man es aber gar nicht ansieht, dass der Verfasser Altdeutsch versteht. Wir wissen dies höchlich zu schätzen in unserer alexandrinischen Zeit, wo so viele Gedichte Erzeugnisse der Gelehrsamkeit und Nachklänge erlernter Weisen sind, und wo es Kopfstimmen in der Poesie weit mehr gibt, als Bruststimmen".

29) Die deutsche Philologie im Grundriss. Ein Leitfaden von H. Hoffmann. 1836. — Neues Lausitzisches [2]) Mag. Neue Folge I, p. 353 f. (u. th. = ψ).

„In der Einleitung gibt der Verfasser eine chronologische Uebersicht über die Geschichte der deutschen Philologie. — — Der Verfasser beabsichtigte nicht gleichsam eine bibliographische und litterarhistorische Chrestomathie, sondern eine Uebersicht aller Bestrebungen in diesem Gebiete, der verfehlten und aberwitzigen sowohl als der gediegenen und geistreichen zu geben. Christian Heinrich Wolke, der sich, wie noch jetzt mancher klügelnde Schulmeister thut, eine neue deutsche Sprache erträumte, musste seinen Platz nicht minder finden, als J. Grimm, der die Grammatik der wirklichen deutschen Sprache gründete; der Braunschweiger Karl Scheller, der für seine sassische Mundart schwärmend, sogar die Nibelungen in's Platte oder vielmehr in's Kauderwelsche zu übersetzen drohte, nicht minder als der Braunschweiger Karl Lachmann, der tiefforschende, unter allen, die mit der Nibelunge Noth ihre liebe Noth gehabt haben, des Namens eines Herausgebers einzig würdige Ergründer dieser Lieder; Herr Oskar Ludwig Bernhard Wolf, der wie es scheint, durch seinen Bedienten eine Sammlung geschichtlicher Lieder zusammenschreiben liess, und Herr von Erlach, der eine ähnliche Thätigkeit für die deutschen Volkslieder aufbietet, nicht minder —, wir vergessen, dass es hier leider noch immer keinen Gegensatz gibt." Lachmann.

1837.

30) Vitalis Blesensis Amphitryon et Aulularia eclogae, ed. Fr.

---

[1]) Haupt bezeugt die Recension in einem Briefe an Hoffmann vom 5. Mai 1836: „Zugleich mit diesem Briefe geht an Haupt in Görlitz ein Packet ab, worin die ersten 60 Blätter der Zittauer Chronik [Johannes von Guben, vgl. oben p. 7. Note 1], Jhr rosenfarbiges Blättchen und eine kurze Anzeige Ihres Buches der Liebe für das Magazin enthalten ist."

[2]) Haupt schreibt am 4. Juli 1836 an Hoffmann: „Geyders Anzeige Ihres Buches finde ich in jedem Sinne schlecht. — — In einer Antikritik wäre es sehr leicht, Geyder lächerlich zu machen, aber unterlassen Sie es ja. Was könnte es Ihnen nützen und was kann seine Anzeige Ihnen schaden? Das nächste Heft des lausitzischen Magazins wird eine Anzeige Ihres Buches von mir enthalten."

Osann 1836. Wiener Jahrbücher Bd. 79, 105—119 (mit vollem Namen unterzeichnet).

Mittellatein. Die Anzeige beginnt: „Beiträge zur genaueren Kenntniss des Mittelalters[1]) dürfen zugleich als Vorarbeiten zu einer Geschichte der Philologie gelten; denn diese wird das Studium der römischen Litteratur auch in seiner Wirkung auf die eigenen Erzeugnisse jener Jahrh. verfolgen müssen. Ist diese Untersuchung zunächst für eine gerechtere Würdigung der Gelehrsamkeit jener Zeit unerlässlich, so wird sie doch der classischen Philologie einigen Vortheil schon dadurch gewähren, dass sie dauernde Verbreitung oder lange Verborgenheit römischer Schriftsteller, und dadurch den verschiedenartigen Boden, welchen die Kritik betritt, zu erkennen behülflich ist. Aus einzelnen Entlehnungen und Nachahmungen altlateinischer Dichterstellen wird wenig kritischer Gewinn zu ziehen sein; aber entschiedenen Nutzen gewährt Bekanntschaft mit den lateinischen Gedichten des Mittelalters dem Kritiker dadurch, dass sie ihn lehrt, wieviel er der Philologie jenes Zeitalters zutrauen darf“ [2]).

1839.

31) Selbstanzeige der Ausgabe des 'Guten Gerhard' (1840) im Intelligenzblatte der [Hallischen] allgemeinen Litteraturzeitung von 1839, No. 23. p. 192 [3]).

32) Im Jahre 1833 hatte Adolf Ziemann ein deutsches Lesebuch geringen Umfangs herausgegeben, wenige Bogen und wenige Proben; 1835

Mittellatein. [1]) Ueber Mittellatein handelt noch eine Recension im litt. Centralbl. 1852 über Schuch, Christ. Theophilus, Mag. trilinguis, de poesis latinae rhythmis et rimis praecipue Monachorum libellus. Donaueschingen, 1851: „Eine umfassende wissenschaftliche Darstellung der lateinischen Verskunst und Reimkunst des Mittelalters wäre eine verdienstliche Arbeit, die auf die Geschichte sowohl der sinkenden lateinischen Sprache und Poesie, als noch mehr der nationalen Poesie des Mittelalters vieles Licht werfen würde. Aber zu einer wissenschaftlichen Arbeit dieser Art genügt es nicht ein magister trilinguis zu sein und aus bekannten Büchern allerhand zusammenzutragen; es gehört dazu selbständiges Studium der Metrik überhaupt, selbständiges Studium nicht blos der lateinischen, sondern überhaupt der Litteratur des Mittelalters. Davon ist in diesem Büchlein nichts zu spüren; vielmehr bezeugen Fehler und schiefe Ausdrücke das Gegentheil. Dass auch für die lateinische Poesie des Mittelalters die Entstehung und Entwickelung des klingenden Reims neben dem stumpfen ein geschichtlicher Kernpunkt ist, hat der Verfasser nicht erkannt. Brauchbar ist das Schriftchen durch eine Menge von Citaten, die freilich dem, der sich um diese Dinge bekümmert, nicht neu sind“.

[2]) Haupt schreibt an Wolf am 2. Febr. 1837: „Von Osanns Eclogen des Vitalis Blesensis habe ich eine scharfe Recension geschrieben“. Dem Herrn von Meusebach war sie zu scharf; er schrieb an Haupt am 15. Decbr. 1837: „Ist denn von Osann das ein Verbrechen, dass er vom Mittellatein weniger weiss, als wir beide zusammen genommen? Wir sind ja auch unsrer zwei dazu!“

[3]) Vgl. Brief an Wolf vom 27. März 1839.

erschien Wilhelm Wackernagels deutsches Lesebuch zum ersten Male, 'den Entwickelungsgang der Litteratur schrittweise in charakteristischen Urkunden darstellend', die Texte von Wackernagel kritisch bearbeitet. Drei Jahre später, 1838, liess Ziemann ein neues Buch erscheinen 26 Bogen stark, ganz im Format und Druck des Buches von Wackernagel, mit schweigender Benutzung desselben nach Auswahl, kritischer Bearbeitung, kurz zum grösseren Theile ein Nachdruck nach W., ohne auch nur an den betreffenden Stellen seinen Namen zu nennen. Wackernagel gerieth darüber begreiflicherweise in grosse Erregung und machte seinem Unwillen auf die schärfste Weise Luft in der Brochure: „Einige Worte zum Schutz litterarischen Eigenthumes. Beilage zu den altdeutschen Lesebüchern von W. Wackernagel und A. Ziemann und den Drey Büchern deutscher Prosa von H. Künzel. Basel im August 1838." Auch Künzel hatte Wackernagel schweigend benutzt. Diese Brochure begann mit einem Citat aus dem Schwabenspiegel (p. 1. in der Note): „Alle morder, unde die den pfluoc beroubent [1]), oder mülen oder kirchen oder kirchove beroubent, oder die verrâter sint, oder mortbrenner, oder die ir botschaft in ze vrumen werbent: die soll man alle ratbrechen. — Swer nahtes korn stilt, der ist des galgen schuldic." (Schwabenspiegel, Landr. 149, 173). Der also hart bedrohte Ziemann erwiderte in grosser Erbitterung in der: „Rechtfertigung gegen Herrn W. Wackernagel. Von Adolf Ziemann. Quedlinburg im Nov. 1838." Heute sind nur wenige, die etwas genaueres von Ziemanns Buche wissen, damals aber wirbelte diese Polemik vielen Staub auf. Haupt, der für Dinge litterarischer Ehrlichkeit ein sehr feines Gefühl und vor Wackernagels Verdiensten hohe Achtung hatte, ward von dem Streit ergriffen und schrieb über die beiden Streitschriften einen langen Bericht in die Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, her. von Ruge und Echtermeyer II. (1839) No. 133, 134, 135, 136, 137.

Ziemann u Wackernage

Diese Besprechung ist in ruhigem Tone gehalten, kritisirt Ziemanns Gudrunausgabe und sein mhd. Wörterbuch, und ist dem litterarischen Tod Ziemanns gleich zu achten. Sie enthält auch stofflich Interessantes, ganz abgesehen von der Polemik, z. B. einige Beiträge zur Erklärung der Gudrun, die Haupt aber gar nicht als solche ausgibt; „weil sie bei einigem Nachdenken Jedem einfallen müssen." (p. 1064). Haupt schliesst:

---

[1]) Wackernagel hatte diese Stelle übersetzt durch: 'den Pflug räuberisch entführen'; Meusebach tadelte in einem Briefe (vom 28. Octbr. 1839) an Haupt diese Uebersetzung: „Wackernagel übersetzt „den pfluoc beroubent" ganz unrichtig mit „den Pflug räuberisch entführen"; räuberisch in jetzigem Sprachgebrauche gilt nur von dem Diebstahle, der mit Gewaltthätigkeit gegen Personen verübt wird. Den Pflug berauben hiess „Stücke von ihm abreissen und stehlen".

den Pflug berauben.

„Ich habe diesen Aufsatz gegen Hrn. Ziemann ohne persönliche Gründe (denn mir hat er nichts zu Leide gethan), im Unwillen über den Unfug, den er treibt, niedergeschrieben. Er denkt am Schlusse seiner Schrift sich nicht weiter mit Wackernagel zu bemengen; denselben Gedanken hege ich in Beziehung auf ihn; doch werde ich, wenn es Noth thut, mich nicht scheuen, neue Beweise gegen ihn vorzubringen; lieber wäre es mir, hoffen zu dürfen, dass er sich aus unwürdigem Treiben zu edlerer Thätigkeit emporraffen werde".

Dies war freilich wohl nicht mehr möglich; denn Ziemann scheint bald darauf gestorben zu sein. Er war wenigstens schon ein Todescandidat, als er seinen Artikel gegen W. schrieb. Meusebach gerieth über die Besprechung Haupts in grosse Erregung und schrieb ihm einen Brief, ausführlich wie eine Abhandlung, worin er auch aus juristischen Gründen die Art der Polemik Wackernagels bekämpfte[1]). Als Haupt von Ziemanns Krankheit hörte, that es ihm darum leid, gegen ihn geschrieben zu haben. Meusebach schreibt: „Ich will abbrechen, mein bestes Pelzlein, damit ich Ihren Verdruss nicht vermehre. Ihre Selbstvorwürfe wegen Ziemanns hätte ich leicht abwenden können, wenn ich im vorigen Herbste Ihnen geschrieben, dass ich ihn in Quedlinburg gesehen, und einen Candidaten des Todes in ihm." Die sachliche Berechtigung seiner Kritik aber hielt Haupt Meusebachs Tadel gegenüber fest.

2) Recensionen im litterarischen Centralblatt 1850—1853.

Von 1840—1850 ist mir keine Recension Haupts bekannt. 1848 wird er wahrscheinlich für Leipziger Blätter manches geschrieben haben; regen Antheil nahm er an dem 1850 gegründeten litterarischen Centralblatte, bis der Nibelungenstreit auch hier eine Spaltung verursachte. Von Haupt stehen im litterarischen Centralblatte folgende Recensionen[2]):

1850.

1) No. 2, 29. Lex Salica ed. Joh. Merkel, mit einer Vorrede von Jacob Grimm. 1850.
2) No. 12, 174. Joh. Merkel, die Geschichte des Langobardenrechtes. 1850.

1851.

3) No. 1, 13. Ed. Cauer, über die Urform einiger Rhapsodien der Ilias. 1850. Vgl. oben p. 198.

---

[1]) Aus diesem Briefe theilt interessante Stellen mit Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Georg von Meusebach. Halle 1879, p. 62 f.

[2]) Die Kenntniss dieser Recensionen Haupts verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Prof. Zarncke.

4) No. 1, 13. Q. Valerii Catulli Veron. liber. [Conjecturen von Fröhlich].
5) No. 5, 83. Grammatici incerti de generibus nominum etc., primum integrum ed. Fr. Guil. Otto.
6) No. 5, 84. Ph. Wackernagel, Edelsteine deutscher Dichtung u. Weisheit im 13. Jahrh. Ein mittelhochdeutsches Lesebuch. 1851.
7) No. 10, 165. Ferd. Wolf, über eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf d. Universitätsbibliothek zu Prag etc. 1850.
8) No. 15, 244. Der Nibelungen Noth und die Klage, ed. Karl Lachmann. 3. Aufl. 1851 [1]). Vgl. oben p. 188.
9) No. 15, 244. Bibliothek d. litterarischen Vereins in Stuttgart. (Hadamar von Laber, Meister Altswert, Meinauer Naturlehre, der Ring von Heinrich Wittenweiler).
10) No. 42, 693. Seidl, J. Gabr., über Tit. Calpurnius 'Delos' 1851.
11) No. 42, 693. Günther, Fr., Etienne Pasquier. 1851.
12) ibidem. Monumenta linguae Palaeoslovenicae ed. Fr. Miklosich. 1851.
13) ibidem. Bibliothek der gesamten deutschen Nationallitteratur. Quedlinburg 1851 (Engla and Seaxna Scôpas and Bôceras, Vorda Vealhstôd Engla and Seaxna).
14) No. 45, 739. Kirchhoff, Ad., das Gothische Runenalphabet. 1851.
15) ibidem. Caedmons d. Angels. bibl. Dichtungen, ed. Bouterwek. 1850.
16) ibidem. 740. Mier, Manual de literatura moderna española etc. 1851.
17) No. 52, 862. Reinfrît von Braunschweig, ed. K. Gödeke. 1851 (von Seite 863: der falsche Circumflex: an).

1852.

18) No. 17, 269. Horatius Flaccus, rec. atque interpr. est Jo. Gasp. Orellius, ed. III. curavit Jo. Ge. Baiter.
19) ibidem. Schuch, Christ. Theophilus, de poesis latinae rhythmis et rimis praecipue Monachorum libellus. 1851. Vergl. oben p. 326 n.
20) No. 28, 453. Aeschyli tragoediae. rec. God. Hermannus 1852. (Selbstanzeige.)
21) No. 39, 624. Hahn K. A., althochdeutsche Grammatik etc. 1852.

---

[1]) Herrn Prof. Zarncke verdanke ich folgende Notiz: „Diese Recension ward seinerzeit angesehen als ausgegangen von einem Gegner Haupts und als gemünzt auf Ztschrft. 8, 349." Haupt hatte nämlich selbst eine Athetese im Nibelungenliede vorgenommen, jene Recension aber warnte 'die Naseweisheit', die sich in Athetesen versuchen möchte. In der Zeitschrift heisst es: „Wegschneiden des zur Noth Entbehrlichen ist unkritische Willkür. Den Vorwurf der Willkür glaube ich aber nicht zu verdienen, wenn ich das vierte Lied um eine Strophe kürzer mache."

22) No. 42, 677. Diez, Fr., Zwei altromanische Gedichte. 1852.
23) No. 45, 728. The Ormulum, ed. R. M. White. 1852.
24) ibidem. 729. Mahn, C. A. F. Die Werke der Troubadours, in provenzalischer Sprache etc. 1853.
25) ibidem. 780. Heyse, Paul. Studia Romanensia. Diss. inaug. Berol. 1852. Vgl. oben p. 308. n. 2.
26) No. 46, 745. Batrachomyomachia, ed. Baumeister. 1852.

1853.

27) No. 1, 10. Pervigilium Veneris pristino nitori restitutum. 1852.
28) ibidem. Miklosich, Fr., Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. 1. B.: Lautlehre. 1852.
29) No. 7, 118. Panofka, Gemmen mit Inschriften etc. 1852.
30) No. 13, 220. Apostolus e cod. mon. Šiša tovac palaeoslovenice ed. Fr. Miklosich. 1853.

Manche dieser Recensionen ist nur Inhaltsangabe, die meisten geben mehr, ich muss mich auf Proben beschränken.

Merkel. 1) In No. 1 (Lex Salica, ed. Merkel), heisst es: „In der Herstellung des Textes hat Herr Dr. M. es sorgfältig vermieden, nach der Weise der früheren Herausgeber das Gepräge des vulgären Lateins zu verwischen. Hierdurch hat seine Arbeit auch für die Bildungsgeschichte der romanischen Sprache bedeutenden Werth erhalten. Eine vollständige Mittheilung aller Varianten der Handschriften hat er mit Recht spätern Arbeiten überlassen, und blosse Malberg. Glossen. Irrthümer der Abschreiber bei Seite geschoben. Nur die malbergischen Glossen gibt er vollständig und ist hierbei von Jacob Grimm durch Abschriften unterstützt worden. Die Vorrede Grimms, eine umfängliche Abhandlung von 88 Seiten, sucht die Deutschheit der malbergischen Glossen darzuthun. Nicht alle seine Deutungen sind gleich überzeugend und Manches ist noch unerklärt geblieben, wie dies bei der unerhörten Entstellung dieser Reste uralter deutscher Sprache nicht anders sein kann; aber mit der eindringenden und umJ. Grimm. fassenden Kenntniss der deutschen Sprache, durch die J. Grimm alle überragt, mit seinem bewunderungswürdigen Scharfsinne und mit seinem vertraulichen Gefühle für die volksmässigen Anschauungen, auf denen die germanische Sprachbildung, die alte Sitte und das alte Recht beruht, hat er eine bedeutende Anzahl dieser bisher räthselhaften Glossen als deutsch sicher erwiesen und gedeutet und für alle nachfolgenden Bestrebungen die Bahn gezeigt. Celtische Gespenster werden hier fortan nicht mehr spuken dürfen."

Gymnasialunterricht. 2) In No. 6 (Edelsteine etc.) heisst es: „In der Vorrede gibt der Verf. einen ‚vorsichtigen aphoristischen Auszug' eines Versuches, den Satz zu erweisen: ‚der Unterricht in der Muttersprache auf höheren Schulen hat die Einführung des Schülers in die germanischen Studien zum Zweck'. Trotz dieser Aphorismen halten wir diesen hochmütigen Satz für ebenso schief und schädlich, als wenn man behauptete (was allerdings schlechte Pädagogen zum Unsegen ihrer Schüler praktisch durchzuführen suchen), der Unterricht im Griechischen und Lateinischen auf den Gymnasien habe den Zweck, in die classisch-philologischen Studien einzuführen."

Wohl die bedeutendsten sind No. 26 und 28.

3) No. 26. Batrachomyomachia Homero vulgo attributa. Textum ad fidem codicum recensuit, varietatem lectionis adiecit, prolegomena critica scripsit Dr. Aug. Baumeister. Gottingae 1852 (79 S. gr. 8). Batrachomyomachie

„Eine fleissige und methodische Arbeit, die der ungebührlich vernachlässigten Batrachomyomachie zu gönnen ist. Die Prolegomena untersuchen zunächst die mannigfache Gestalt der Ueberlieferung und scheiden die bis jetzt benutzten Hss. in drei Classen. Die erste bilden zwei Oxforder Papierhss., deren Lesarten von Barnes sehr nachlässig und nicht ohne absichtlichen Trug mitgetheilt sind; H. B. hat sich genaue Vergleichungen verschafft. Diese beiden Hss. sind an sich nicht sonderlich lobenswerth, aber von Willkür freier als die übrigen. Gegenüber steht ihnen eine zweite Klasse, die in Interpolationen und Variationen unbeschränkte Willkür zeigt. Die Hss. der dritten Klasse schwanken zwischen der besseren und der schlechteren. Alle bisher benutzten, auch die beiden besten, stammen aus einer nicht sehr alten, durch Lücken, Fehler, Glosseme entstellten byzantinischen Hs. Diese Hauptsätze scheinen uns wohlbegründet; um Einzelnes schärfer zu bestimmen, besonders um Interpolationen, durch die das Gedicht verderbt und verwirrt ist, sicherer zu beurtheilen, wären bessere Hss. nöthig. Ganz so gering wie Hr. B. S. 9 (in einigem Widerspruche mit S. 22) thut, möchten wir die Hoffnung auf Gewinn aus so vielen unverglichenen Hss. nicht anschlagen. Eine, deren er, soviel wir sehen, nirgend erwähnt, hätte er leicht benutzen können, die Heidelberger XLV (in Wilkens Verzeichnisse S. 277). In der zweiten Abtheilung der Prolegomena sucht Hr. B. die Fragen nach dem Verf. und der Absicht des Gedichtes zu beantworten. Er kommt zu dem Ergebnisse, dass die Ueberlieferung glaublich sei, nach welcher der Karer Pigres in der Zeit der Perserkriege die Batrachomyomachie verfasst hat. Die Betrachtung der prosodischen, metrischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Gedichtes, die Hr. B. anstellt, ist sorgfältig und ergiebig, wenn sich auch Manches zusetzen lässt, Einiges wohl anders zu beurtheilen ist. Auch die Ansicht theilen wir, dass das Gedicht durchaus parodistisch ist, und weder lehrhaften Zweck hat noch ein echtes Thierepos genannt werden darf. Aber dass es gerade die kyklische Poesie parodire, davon hat uns Hr. B. nicht überzeugt. Seine Gründe sind gebrechlich und es läuft manches Wunderliche mit unter, z. B. wenn S. 59 die Worte des Eingangs ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἔην als bestimmte Verspottung eines Epikers, der vielleicht eine solche Formel in seinem Eingang gebraucht habe, gefasst werden, oder wenn ebenda die Zeilen 74—78, in denen die Maus auf dem Rücken des Frosches sich mit der Europa auf dem Stiere vergleicht, enthalten sollen eine „acerbissima irrisio elegiaci alicuius poetae, qui tenue argumentum verborum tumore deorum heroumve gestis exaequare studebat;“ S. 30 heist der vermeintlich verspottete Dichter ein Epiker oder Lyriker. Uns scheinen jene Verse ein harmloser, der ganzen Art dieses Gedichtes an sich sehr angemessener Scherz ohne allen Spott auf einen Dichter. Aber Hr. B. hält ja S. 31 in der Anmerkung jene Verse für unecht, wie sie denn wirklich, wo sie stehen, den Zusammenhang stören; wie durfte er denn S. 59 aus ihnen irgend Etwas für die Absicht des Gedichtes folgern? Hr. B. verirrt sich hier und da in Spitzfindelei und ist zu schnell bereit, unsicheren Combinationen und luftigen Vermutungen zu trauen. (Bis ins Abenteuerliche geht die Spitzfindig-

keit S. 56, wo die Widersprüche des Gedichtes einem Grammatiker zugeschrieben werden, der sie absichtlich angebracht habe um die zu verspotten, die an den Widersprüchen in der Ilias Anstoss nahmen.) Mit Sicherheit lässt sich die Batrachomyómachie nur überhaupt als eine lustige Parodie der epischen Poesie bezeichnen. Der bisher arg verwahrloste Text hat durch des Herausgebers einsichtige Sorgfalt und durch seine richtige Würdigung der Handschriften sehr gewonnen; zu thun bleibt freilich noch genug. Der 8. Vers

ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἦην. τοίην δ' ἔχεν ἀρχήν

zieht Hr. B. wie die übrigen Herausgeber zu den vorhergehenden Versen des Einganges. Mit diesen verbunden geben sie keinen rechten Sinn; sie sind vielmehr der Anfang der eigentlichen Erzählung und es ist zu schreiben

Ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἦην τοιήνδ' ἔχεν ἀρχὴν Μῦς ποτε u. s. w.

Den metrisch elenden Vers 287

αὐτὰρ ἔπειτα κεραυνόν, δειμαλέον Διὸς ὅπλον

sucht der Herausgeber S. 50 vergebens zu vertheidigen; helfen lässt sich etwa durch *ὃ δειμαλέον Διὸς ὅπλον*. Eben so schlecht ist der 281. Vers

κινείσθω μέγα Τιτανοκτόνον ὀβριμοεργόν.

Hr. B. lässt es S. 31 f. unentschieden, ob der Vers echt sei, dessen Bau ihm nicht aufgefallen zu sein scheint. Aber er ist seinem Grundsatze, sich an die bessere Klasse der Hss. zu halten, hier untreu geworden; denn jenen Vers haben nur Hss. der schlechtesten Klasse und eine der gemischten. Er ist so entbehrlich als metrisch verwerflich. Anderwärts folgt der Herausgeber den bessern Hss. zu ängstlich, z. B. 72, wo statt des bedenklichen *κἀτεί* zwar nur die schlechteren *καὶ ἐπὶ* geben, der epische Sprachgebrauch aber höher steht, als die besseren, immer noch nicht guten Hss. Den Gebrauch seines Buches hätte Hr. B sehr erleichtert, wenn er bei den einzelnen Versen des Gedichtes auf die Bemerkungen der Prolegomena, die man sich jetzt mühsam zusammensuchen muss, verwiesen hätte."

Miklosich slav. Lautlehre.

4) No. 28. Miklosich, Fr., vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. 1. Bd.: Lautlehre. Wien 1852. A. u. d. T.: Vergleichende Lautlehre der slavischen Sprachen. Von d. kaiserl. Acad. d. Wissensch. zu Wien gekrönte Preisschrift.

„Durch Umfang und Methode geschichtlicher Sprachforschung tritt dieses ausgezeichnete Werk der deutschen Grammatik von Jacob Grimm und der Grammatik der romanischen Sprachen würdig zur Seite. Der zweite Band wird die Wortbildungslehre, der dritte die Formenlehre, der vierte die Syntax enthalten, und von dem rüstigen Fleisse des durch langjährige Studien vorbereiteten Verfassers lässt sich hoffen, dass diese Fortsetzungen in nicht grossen Zwischenräumen folgen werden. Sehr willkommen würde es uns sein, wenn er einen Anhang über die Verskunst der slavischen Völker hinzufügen wollte, wenn auch streng genommen die Metrik nicht zur Grammatik gehört.

Lautlehre.

Hr. M. behandelt in seiner Lautlehre, der Grundlage aller grammatischen Forschung, die Lautverhältnisse aller slavischen Sprachen, also der Altslovenischen, Neuslovenischen, Bulgarischen, Serbischen, Kleinrussischen, Russischen, Tschechischen, Polnischen, des oberlausitzischen und niederlausitzischen Wendischen. Das dem slavischen Sprachstamme zunächst verwandte Litthauische zieht er zwar häufig zur Vergleichung, schliesst es aber mit Recht aus dem Kreise seiner eigentlichen Untersuchungen aus. In diesem weiten Kreise be-

wegt er sich überall mit der Sicherheit selbsterworbener Kenntniss, die der sprachvergleichenden Schule, deren Verdienste wir nicht schmälern wollen, allzuoft mangelt; und er hat diese Kenntniss nicht blos aus gedruckten Büchern geschöpft, sondern es stand ihm auch eine bedeutende Menge von Handschriften zu Gebote, so dass er namentlich für das Altslovenische, Bulgarische und Serbische aus wichtigen bisher unbenutzten Quellen schöpfen konnte. Am ausführlichsten behandelt er wie billig das Altslovenische, welches innerhalb des slavischen Sprachgebietes die geschichtliche Grundlage der sprachlichen Erscheinungen bildet, sich also zu den übrigen slavischen Sprachen verhält wie das Gothische zu den andern deutschen Sprachen, nur mit dem Unterschiede, dass keine deutsche Sprache als Abkömmling der gothischen betrachtet werden darf, während das Neuslovenische und das freilich durch andere Sprachen getrübte Bulgarische allerdings von dem Altslovenischen abstammen. Den reichen, mit sorgsamem Fleisse gewonnenen Stoff betrachtet Hr. M. von dem Standpunkte echter Sprachwissenschaft, indem er, wo es erspriesslich ist, seine Blicke über die Grenzen des slavischen Sprachgebietes hinaus auf die verwandten Sprachengeschlechter lenkt, er weiss auch in ihnen guten Bescheid und versteht vom Sanskrit offenbar mehr als viele Linguisten von den slavischen Sprachen, denen sie vom Sanskrit aus zu Hilfe kommen. Nicht weniger aber als umfassende Kenntnisse bewährt er feine Beobachtung und gesunde Anschauung, und, was heutzutage der Erwähnung nicht unwerth ist, strenge Gewissenhaftigkeit in Unterscheidung des Sicheren und des Vermuteten. Aus einem Buche, das nicht nur das Bekannte klar und übersichtlich zusammenstellt, sondern voll neuer Ergebnisse ist, Einzelnes anzuführen, verbietet der Zweck dieses Blattes; doch dürfen wir die scharfsinnigen und wichtigen Bemerkungen über Jer" und Jer', über die nasalen Vocale, über die Steigerung der Vocale hervorheben. Um endlich nach Recensentenart auch Etwas zu tadeln, so wollen wir zweierlei ausstellen. Die Ausdrücke „Oberserbisch" und „Niederserbisch" für die lausitzischen Mundarten sind an sich tadellos; hier aber sind sie ein Uebelstand neben dem Namen „Serbisch" für die Sprache der südlichen Serben. Zweitens hat Hr. M. versäumt, durch Columnentitel den Gebrauch seines Buches zu erleichtern; die beigegebene Uebersicht des Inhaltes ersetzt sie nicht."

Sprach-Vergleichung.

Columnentitel.

5) Haupts Freund, Ferdinand Wolf gilt No. 7: Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitätsbibliothek zu Prag. Nebst einem Anhange über die beiden für die ältesten geltenden Ausgaben des Cancionero de romances. Von Ferd. Wolf. Wien, 1850.

Ferd. Wolf.

„Der Verfasser, unbestritten der erste jetzt lebende Kenner der älteren spanischen Litteratur, hat schon frühe durch Vermehrung, Sichtung und eindringende wissenschaftliche Betrachtung des Vorrathes altspanischer Romanzen sich bedeutende Verdienste erworben. Einen Lohn für diese Arbeiten und zugleich die Veranlassung zu neuer verdienstlicher Leistung, gewährte ihm der wichtige Fund, über den das vorliegende Buch berichtet. Die Prager Univ. bibl. besitzt einen Quartband, der früher dem Kloster der Hiberner Franciskaner in der Neustadt Prag gehörte, und mehr als 80 Hefte oder fliegende Blätter umfasst, die an verschiedenen Orten Spaniens zwischen den Jahren 1550 und 1570 gedruckt sind und zusammen gegen 190 Romanzen (theils Kunstgedichte, theils echte

Volkslieder) und ausserdem eine Anzahl von Canciones, Coplas und Villancicos enthält. Die schon früher von dem Verfasser aufgestellte Behauptung, dass die spanischen Romanzen vor ihrer Sammlung in Romanceros auf fliegenden Blättern einzeln gedruckt verbreitet wurden, ist durch diese Entdeckung vollkommen bestätigt worden. Bisher kannte man nur sehr wenige solcher fliegenden Blätter. Noch wichtiger als durch diese Bestätigung einer litterarhistorischen Annahme, zu der alle Analogien berechtigten, ist die Prager Sammlung durch die Romanzen, die sie in älterem und reinerem Texte gibt als die Romanceros, und durch die, welche aus ihr zuerst an den Tag kommen. Unter diesen ist vielleicht die merkwürdigste die Romanze von Landarico, welche die merwingische Sage von der Ermordung des neustrischen Königs Chilperich durch seinen Hausmeier Landerich, den Buhlen seiner Gemahlin Fredegunde erzählt. Sehr wahrscheinlich ist Hrn. Wolfs Vermutung, dass diese Sage, wie der Stoff vieler anderer spanischen Romanzen, durch französische Jongleurs nach Spanien gebracht worden sei; auf gelehrtem Wege, durch unmittelbare Benutzung der gesta regum francorum und des Aimon von Fleury ist diese Romanze sicherlich nicht entstanden. — Herr W. verzeichnet den gesamten Inhalt der Prager Sammlung, theilt alles erhebliche vollständig mit und begleitet seine Berichte und Auszüge mit lehrreichen Anmerkungen, wie sie nur seiner Gelehrsamkeit möglich sind. In einem Anhange handelt er sorgfältig von der silva de varios romances, Zaragoza, Estévan, G. de Nagera, 1550 und dem Cancionero de romances, Enveres, en casa de Martin Nucio. — S. 177 lobt Hr. W. den Romancero general von Don Agustin Duran, dessen erster Band in Madrid 1849 erschienen ist, als ein Werk, das alle früheren ähnlichen, auch die erste Sammlung Durans selbst, durch Reichthum und Kritik weit übertreffe. Wir haben dieses Werk noch nicht gesehen, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. Wolf selbst sich zu einer Ausgabe der echt volksmässigen spanischen Romanzen entschliessen möge. Durch Sammlungen und Vorarbeiten, litterarische Verbindungen, deutsche Wissenschaft und langjähriges, liebevolles Vertiefen in diese Studien, ist er vor Allen dazu berufen.

G. Hermann's Aeschylus.

6) Seinem Lehrer Gottfried Hermann ist No. 20 gewidmet. In dieser Anzeige des Aeschylus heisst es: „Einer ausführlichen Charakteristik dieses Werkes bedarf es nicht: es offenbart aufs Neue Hermann's ganze Geistesart, in ihrer Stärke und Grösse, und was etwa seiner Methode gebrach, aber durch überwiegende Trefflichkeit bedeckt wurde. Wer nicht unverständige Erwartungen gehegt und einen überall fertigen und endgültigen Aeschylus zu erhalten gemeint hat, der wird durch dies theure Vermächtniss des grossen Todten auch die günstigsten Voraussetzungen nicht unerfüllt sehen, vielmehr durch glänzende Leistung zur Bewunderung der mächtigen, bis zum hohen Alter unermatteten Geisteskraft Hermanns gedrängt werden. Hermanns Aeschylus, wenn auch Einzelnes Andern besser gelingen, Manches wohl nie mit entschiedener Sicherheit ins Reine zu bringen sein wird, ist ein grossartiges Denkmal seltener Congenialität." (Vgl. oben p. 201 ff.)

Ausser diesen Recensionen hat Haupt noch im 11. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1859 gegen Pfeiffers Recension von 'des Minnesangs Frühling' eine Antikritik geschrieben; nach Prantls Nekrologe (Sitzungsberichte der phil.-philol. und hist. Classe d. k. b. Akademie der

Wissenschaften zu München 1874, Heft II, p. 167) einen 'Bericht über das germanische Museum' in der 'Süddeutschen Presse' 1868, 19. August. Ich habe aber kein Exemplar einsehen können. Endlich hat Haupt eine biographische Skizze über Courier geschrieben; ich weiss aber nicht, in welcher Zeitung und in welchem Jahre. Nach Haupts Aussage hatte diese Zeitung seinen Bericht so verunstaltet, dass er ihn nicht mehr als sein Eigenthum anerkannte, und er hatte im Freundeskreise geäussert, dass dieses opusculum wohl Niemand finden werde. Gustav Parthey, Mitglied der Graecitas Berolinensis (vgl. oben p. 47, Note 1), welcher es liebte, seinen Freunden kleine Scherze zu machen, hatte mit vieler Mühe die Skizze aufgefunden, zierlich in einem Heftchen neudrucken lassen, und meinte nun, Haupt mit der Ueberreichung eine Freude zu machen. Er hatte sich aber getäuscht; denn dieser gerieth in heftigen Zorn. Ich habe danach nicht geglaubt, weitläufige Nachforschungen unternehmen zu sollen[1]).

Beilage C.

a) Gedichte von Haupts Vater.

1) An meine liebe Frau, am Weihnachtsabend[2]) 1807.

In des Abends heil'ge Röthe
schwebt des Sinnens Flug empor!
Ahnung, die den Geist erhöhte,
öffne mir der Zukunft Thor!
Hoffnung, Du, voll Engelsmilde,
reiner Wünsche Pflegerin,
zeig' in sanft erhelltem Bilde,
mir den köstlichsten Gewinn.

Und ich sehe — treue Liebe
mir zur Schirmerin bestellt!
deren Blick des Lebens Trübe
mild, wie Sternenlicht, erhellt.
Deren Wort dem Herzen Frieden,
wie durch Geistermacht, verleiht,
deren Kuss dem Sorgenmüden
Jugendkraft und Frohsinn beut.

Sie die in des Lebens Lenze,
freundlich, mit der Liebe Hand,
mir der Freude Blumenkränze,
in das ernstre Dasein wand,

[1]) Die Mittheilung über Courier verdanke ich Kirchhoff.
[2]) Hiernach berichtigt sich die Angabe auf p. 5.

Sie steht zärtlich mir zur Seite,
die ich frühe sucht' und fand,
Ihrem liebenden Geleite
folg' ich in der Zukunft Land.

Eilt der Jahre Flug von hinnen,
spurlos bleibt der Zeit Gewalt,
Liebe nur wollt' ich gewinnen,
liebend wird das Herz nicht alt!
Dieser süsse Glaub' umstrahle
uns mit holdem Himmelsglanz,
reich' uns in des Lebens Thale
einst der Ruhe Palmenkranz.

---

2) Anhang zum Samariter.

Wenn dir die Versucher nahen,
Schaue du ihr Trachten an;
Willst du Ruhe dir verschaffen,
Schlage sie mit eignen Waffen,
Dass sie nimmer wieder nahn!
Und wenn ein erfreuend Beispiel
Dir bewegte Herz und Sinn,
Lass es nicht dabei bewenden,
Lass die Wirkung sich vollenden,
Thu desgleichen, — gehe hin!

3) Anhang zum Gleichniss von Petrus auf dem Meere.

Willst auch du dich unterwinden,
Grossem Vorbild anzunah'n,
Forsch in tiefsten Herzensgründen,
Ob du magst sie rein erfinden
Frei von Stolz und eitlem Wahn!

Hast du nun sie rein erfunden,
Dann vertraue freudig dir:
Stehe fest in heissen Stunden,
Bis du kämpfend überwunden,
Glaub', erhöhe dein Panier!

4) Anhang zu des Reichen Abendmahl (Lucas 14).

Vater! du hast uns bereitet
Köstlich grosses Abendmahl;
Deine Kinder ludst du alle
Freuden in geschmückter Halle
Dort zu schmecken ohne Zahl.

Aber viele, ach! verschmähen
Was die reiche Tafel beut;
Ungenossen, unempfunden,
Rauschen viele tausend Stunden
Eilend zur Vergangenheit!

Mancher fährt dahin, der nimmer
Ward bewegt von heil'ger Nacht!
Sehnend nie den Blick erhoben
Zu den leuchtenden da droben,
Zu der stillen Sternenpracht.

Dem die holde Morgenfrühe
Nie den Geistesblick erhellt;
Dessen Sinne und Gedanken
Immerdar und fest umranken
Wunsch auf Weltgeräusch gestellt.

Aber manche in der Stille
Athmen frischen Lebensgeist,
Während andre träumend stehen,
Fühlen sie gewalt'ges Wehen,
Fühlen tief was Leben heisst.

Käm' auch einer von den Zäunen
Von der Landesstrasse her,
Kommt er nur mit rechtem Sinne
Wird zu fröhlichem Gewinne
Bei dem Mahle sein Begehr.

Doch vor allem hört die Stimme
Die da rufet: kommt zu mir,
Müheselig und beladen,
Die ihr harret meiner Gnaden,
Kommt und schmeckt Erquickung hier!

5) Seinem Sohne Moriz zum Geburtstage 1829.

Reines Herzens, frohes Mutes,
Heitres Strebens, frisches Blutes,
Wandle fort auf guter Bahn:
Sei das Alte und das Neue,
Dass sich Geist und Herz erfreue,
Deinen Blicken aufgethan!

6) Zur Erinnerung an den 20sten August (Kürtag) 1801. Vgl. oben p. 7. Note 1.

Jahre sagt, wo flogt ihr hin
Seit die Glocken klangen,
Und ich mit bewegtem Sinn
Würd' und Bürd' empfangen?

Gieng so still ins freie Feld,
Fühlte mich so heiter,
Schaute fröhlich in die Welt,
Wandelt' immer weiter.

Stieg den Hügel frisch hinan,
Sah die Fluren glänzen,
Sah den übergrünten Plan
Rings die Stadt umkränzen.

Und in hell erwachter Brust
Fühlt' ich ein Verlangen,
Fremdes Leid und fremde Lust
Theilend zu umfangen.

Habe Freude, habe Leid
In so manchen Tagen
Dunkelnder Vergangenheit
In der Brust getragen

Ihr, für die ich dreissig Jahr
Sorglich obgewaltet,
Ist denn Alles ganz und gar
Wie mein Haupt veraltet? —

Wenn der Garten Früchte gab
Grösser oder kleiner,
Denkt des Gärtners an dem Stab
Von euch Allen keiner?

am 20. August 1841.

7) Gaudia pelle pelle timorem!

Freu' dich nicht zu sehr im Hoffen,
Dass du später nicht erbangst!
Unheil liegt schon klar und offen,
Hat schon gestern das betroffen,
Was du sehnend heut verlangst!

Freu dich nicht zu sehr im Wähnen,
Dass von manchem du geliebt!
Feindschaft schüttelt schon die Mähnen,
Und nur arme, stille Thränen
Dir dein Herzvertrauen giebt!

Fürchte nicht zuviel vom Leide
Dir zur Läutrung zugesandt!
Aus dem Leid erblüht auch Freude,
Auf die öde düstre Haide
Folgt das helle grüne Land.

Fürchte nicht zuviel vom Hasse,
Von der Arglist falschem Spiel!
Dass der Mut dich nicht verlasse
Sammle dich, und still erfasse
Deines Werthes Selbstgefühl!

Fürchte nicht zu sehr Veralten!
Alter wendet seinen Blick
Auf der Jugend Truggestalten,
Auf der Thorheit nicht'ges Walten
Stillgeborgen, froh zurück!

Fürchte nicht zuviel vom Sterben!
Von des letzten Stündleins Noth!

Tod muss um das Leben werben,
Durch die Nacht nur wirst du erben
Goldbeschwingtes Morgenroth!

Fürcht' auch nicht zuviel vom Trennen!
Trennung ist ein kurzer Traum!
Dort, wo Geister sich erkennen
Wird die Liebe heller brennen,
Als im niedern Erdenraum.

Lindernd möge dich umwehen
Dieser Glaube immerdar!
Wiederfinden, wiedersehen,
In den unermessnen Höhen,
Zweifle nicht, es wird dir wahr!

Wie Haupt den Vater liebte, mögen noch einige Stellen aus Briefen an Hoffmann von Fallersleben zeigen: Am 27. Jan. 1836: „Vor mehreren Wochen erhielt ich von J. Grimm und dann von Pertz den Antrag für die monumenta hist. Germ. auf einige Jahre nach Wien, Rom und Paris zu reisen. Sie können denken, wie mich dieser, auch pecuniär lockende Antrag reizte und wie sehr es mich schmerzte dass ich ihn aus unabweislicher Rücksicht auf meinen Vater ausschlagen musste. Auch meine Uebersiedelung nach Leipzig hat verschoben werden müssen und Gott weiss, wann ich fort kann, d. h. gewissenshalber darf." Am 26. Mai 1838: „Um ihre Wiener Reise möchte ich Sie fast beneiden. Meine Reisen gehen fortan nach Zittau und zurück, und in Zittau steht es nicht ganz gut, d. h. meine Aeltern kränkeln beide." Am 4. Aug. 1838: „Vor einigen Wochen bin ich (durch Hermanns Betrieb und ohne mein Vorwissen) ausserordentlicher Professor geworden, ohne Gehalt natürlich. Indessen freut mich die Sache, zumahl um meiner Aeltern willen." (Vgl. oben p. 24. Note 5). Nach seines Vaters Tode hat Haupt Zittau nicht wieder besucht. Er mochte bei der grossen Weichheit seines Gemütes zu heftige Erregung fürchten.

b) Herr von Meusebach über die Göttinger Sieben. Vgl. oben p. 25 ff.

Das Verhalten der Göttinger Professoren fand nicht überall den gleichen Beifall. Meusebach, der Jurist, schreibt am 15. Dec. 1837 an Haupt: „Was die böse Sieben in des Teufels Karnöffelspiel geschrieben, ist keine Protestation, sondern eine Remonstration, bei welcher schon die Ehrerbietung fordert, dass ich mich nicht bloss auf mein Gewissen beziehe, sondern auch die Gründe vorlege, auf die mein Gewissen sich beziehet. Ob es bereits an der Zeit zu dieser Remonstration war, weiss ich

— bei solcher Unvollständigkeit der Akten — nicht, meines Erachtens hätten sie die Gründe besser ausführen, daneben auch wohl den Eid unterzeichnen können, in dem von Verfassung nichts stand. Die Arnim sprach ganz heiter über die Lage: „sie haben 3000 Thlr gehabt, die sind im Augenblick durch Subscriptionen auf allen Universitäten zusammen, Gans will 100 Thlr. subscribiren auf sechs Jahr". — Aber meine gnädige Frau, werden denn die Grimms die 100 Thlr. von Gans nehmen wollen, und wird ihnen überhaupt diese französische englische Subscribirmethode gefallen?

Das war mirs ja eben auch, mein Pelzlein, dass ich mit Ihnen über diese Geschichte reden wollte! Wäre die Verbreitung durch den Druck nicht geschehen, so hätte Preussen die Grimms gleich aufgenommen. Sehen Sie, so kann eine Kleinigkeit, ein kleiner Dienst eines Andern zur Unzeit, einem eine ganze Sache verderben." Am 8. Jan. 1838 schreibt er: „Ueber die Göttinger Sieben wünschte ich nun ein Mahl, dass die Zeitungen schwiegen! Verstehen Sie mich? Solch dummes Zeug, wie Bettina am Sylvestertag bei mir dem Geh.-Rath Schulze entgegengerufen hat: „ha! da geh ich mit den Grimms nach Griechenland", hilft keinem Menschen sondern kostet mir nur (wiewohl ich selbst es nicht gehört habe) Abends desto mehr Punsch, um den Schaden wieder abzuspülen."

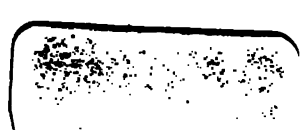
Die üble Stelle in Varnhagens Tagebüchern, welche J. Grimm sehr unnöthiger Weise böse Stunden bereitete, steht Bd. I, 233: „Mittwoch, den 28. Oct. 1840: Besuch bei Bettinen von Arnim. Mittheilung der Nachrichten aus Humboldts Brief. Sie ist entzückt und dankt mir lebhaft; die Brüder Grimm sind ihre Leidenschaft, das Hierherkommmen derselben ist ihr um der Sache willen wichtig, um Grimms willen, aber auch eine Ehrensache der eigenen Persönlichkeit, eine gewonnene Schlacht gegen den Schwager Savigny, ein Sieg über Lachmann und Ranke."

c) Gottfried Hermann über die Quaestiones Catullianae (Jahns Jahrbücher XXII, 3, 303 f.): „Durch die öffentliche Vertheidigung dieser Habilitationsschrift hat die Leipziger Universität in dem bereits durch seine altdeutschen Blätter und andere Schriften rühmlichst bekannten Herrn Dr. Haupt einen durch Wissenschaft, Geisteskraft und eine vorzügliche Gabe des mündlichen Vortrages ausgezeichneten Docenten erhalten. Grosse Belesenheit, genaue Bekanntschaft mit der Litteraturgeschichte, gründliche Gelehrsamkeit, ungemeiner Scharfsinn, feiner Geschmack, klare Darstellung, ausgebildeter gefälliger Stil, sowie ausnehmende Bescheidenheit charakterisiren diese Schrift. — — Solche Arbeiten, wie von dem Verfasser zu erwarten sind, bringen die Wissenschaft wahrhaft weiter."

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

PA
85
H34B

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

NOV 1 2 1975